

**Umbrüche, Kontaktzonen, Eigenlogiken: Zum Wandel
in einer ostholsteinischen Kleinstadt unter dem
Einfluss der Bundeswehr. Das Beispiel Lütjenburg.**

**Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades
der Philosophischen Fakultät
der Christian-Albrechts-Universität
zu Kiel**

vorgelegt von

Maren Christine Mecke-Matthiesen

Kiel

24. September 2015

Erstgutachter: Prof. Dr. Markus Tauschek

Zweitgutachterin: Prof. Dr. Antonia Davidovic-Walther

Tag der mündlichen Prüfung: 15.01.2016

Durch den zweiten Prodekan, Prof. Dr. John Peterson

zum Druck genehmigt am: 10.02.2016

Dank

Mein Dank gilt insbesondere meinem Betreuer und Erstgutachter Herrn Prof. Dr. Markus Tauschek, der mich nicht nur hinsichtlich meines Vorhabens positiv bestärkt und zugewandt begleitet hat, sondern mir immer wieder freundlich aber bestimmt Alternativen und Möglichkeiten aufgezeigt hat, die meinen Forschungshorizont erweiterten. Ebenso möchte ich mich bei Frau Prof. Dr. Antonia Davidovic-Walther für die Bereitschaft bedanken, die Aufgabe der Zweitgutachterin zu übernehmen.

Desgleichen gebührt mein Dank dem Lütjenburger „Arbeitskreis Stadtarchiv“, der Leiterin des Plöner Kreisarchivs und all denen, die sich bereitfanden, für ein Interview zur Verfügung zu stehen oder mir mit Hinweisen oder privatem Schriftgut weiterhalfen. Nicht zuletzt möchte ich meinen Mann erwähnen, der dafür sorgte, dass ich unbehelligt von Alltagspflichten arbeiten konnte.

Inhaltsangabe

1	Einleitung: „Lütjenburg – Garnisonstadt mit Herz“	5
1.1	Forschungsdesign und Fragestellung: Lütjenburg als Gegenstand einer Kulturanalyse	11
1.2	Aufbau der Arbeit	14
1.3	Quellen und Methoden.....	17
1.4	Zugang zum Forschungsfeld.....	23
2	Stadt und Militär – ethnologische Annäherungen	29
2.1	Stadtforschung in der kultur- und sozialwissenschaftlichen Forschung.....	31
2.1.1	Der eigenlogische Ansatz in der Stadtforschung	35
2.2	Die Kleinstadt – Klischee, Stereotyp und reale Lebenswelt.....	39
2.2.1	Die Kleinstadt als Produkt narrativer Rezeption.....	41
2.2.2	Die Kleinstadt – Definitionen und Abgrenzungen.....	47
2.2.3	Die Kleinstadt – Differenzierung und Typologie	50
2.3	Forschungsfeld Militär	52
2.3.1	Militär als gesellschaftlich prägender Faktor.....	53
2.3.2	Stadt und Militär	58
3	Theoretischer Rahmen	65
3.1	Fremdheit als Kategorie und Zuschreibung	67
3.2	Tradition und Transformation	73
3.3	Rituale des Städtischen	77
3.4	Heimat und Identität	81
4	Verortungen	88
4.1	Lütjenburg – Handwerkerstadt und Garnisonstadt	88
4.2	Die Bundeswehr – Selbstverortung mit problematischem Erbe	99
5	Wandel, Kontingenz und Befremdung	109
5.1	Antizipationen – Gewinn- und Verlustrechnungen	110
5.2	Deutungsmuster uniformierter Libido	116
5.2.1	Der Soldat als demographischer Faktor	120
5.2.2	Moralitäten	123
5.3	Transformation der Materialität und Widerständigkeit lokalen Eigensinns	126

5.4	Stadtraum im Spannungsfeld zwischen Transformation und Beharrung ..	138
5.4.1	Räumliche Prozesse	140
5.4.2	Die Abwehr der „Lokalisten“	145
5.5	Störungen des kommunalpolitischen „Normallaufs“	154
5.6	Zwischenfazit	160
6	Rituale und Symbole	162
6.1	Die Stiftung der Amtskette	162
6.2	Der feierliche Einmarsch der Garnison	170
6.3	Die Schill-Kaserne in Lütjenburg	184
6.3.1	Materialität, Alterität und Symbolik	185
6.3.2	Lokale Deutungen des Militärischen	194
6.4	Ritual und Antiritual	198
7	Transformation und Veralltäglicung	209
7.1	Materialisation, Segregation, Distinktion	210
7.2	Expansion, Modernisierung und Wahrnehmungswandel	227
7.3	Die Bundeswehr als Generator – Effekte und Nebeneffekte	246
7.3.1	Gastronomie – Kontaktzone und ökonomisches Kapital	254
7.3.2	Moderne Zeiten im Club 69	261
7.3.3	Das Soldatenheim – Konkurrenz und kulturelles Kapital	265
7.4	Praxen der Beheimatung	270
7.4.1	Soziales Kapital und bleibende Werte	278
7.4.2	Differenzierungen und Hierarchisierungen	283
8	Fazit	293
9	Anhang	301
9.1	Anonymisierungschiffren der Interviewpartner und Abkürzungen	301
9.2	Schriftliche Quellen	301
9.3	Internetquellen	303
9.4	Literaturverzeichnis	306

1 Einleitung: „Lütjenburg – Garnisonstadt mit Herz“¹

Auf der B 202 von Kiel in Richtung Fehmarn fahrend, erscheint auf halber Strecke nach ca. 35 Kilometern eine Hinweistafel mit der Aufschrift „Lütjenburg West – Kaserne – Turmhügelburg – Eiszeitmuseum“. Wird dieser Wegweisung gefolgt, erhebt sich nach wenigen hundert Metern linksseitig ein hoher Metallgitterzaun, hinter dem, umgeben von wucherndem Gras und Gesträuch, etliche große Gebäude zu erkennen sind, deren offenkundiger Leerstand mit der fortschreitenden Rückeroberung der Flächen durch die Natur korrespondiert. Ein Stück weiter entlang des Zaunes schwenkt dieser nach links ein und gibt die Sicht frei auf eine breite zweispurige Zufahrt, die mit einem großen vergitterten Tor verschlossen ist, an dessen rechter Seite, erst auf den zweiten Blick erkennbar, ein etwa zwei Meter breiter und halb so hoher grauer Granitfindling im Gras liegt. Bei näherer Betrachtung dieses Steines sind Fragmente einer zweizeiligen gusseisernen Inschrift auszumachen, deren umgebogene Reste in der unteren Zeile den Schriftzug „Kaserne“ erkennen lassen, während der übrige Text verschwunden ist. Hier, wo Brennnessel, Distel und Schachtelhalm im wahrsten Sinne des Wortes das Regiment übernommen haben, befand sich fünfzig Jahre lang, und zwar auf den Tag genau vom 12. Mai 1962 bis zur Auflösung am 12. Mai 2012, die Lütjenburger „Schill-Kaserne“, deren materiale Hinterlassenschaften sich auf einer Fläche von gut zwanzig Hektar am westlichen Stadtrand ausbreiten. In der narrativen Aufbereitung der Stadt hat diese Institution – je nach Textsorte – entweder gar keine oder sehr widersprüchliche Referenzen ausgelöst, wie die folgenden Beispiele zeigen:

„Das malerische Städtchen Lütjenburg liegt am äußeren Rand der Holsteinischen Schweiz an der Hohwachter Bucht. Die idyllische Lage – ein Kleinod, eingebettet in eine sanfte Hügellandschaft – erschließt sich dem Betrachter wohl auf die eindrucksvollste Weise vom Bismarck-Turm aus. Ein Altstadtbummel wird durch alte Bau- und Hausformen belohnt, durch die sich die kleine Handels- und Handwerkerstadt auszeichnet“.²

¹ „Lütjenburg – Garnisonstadt mit Herz“ ist der Titel einer mit Fotos und Textbeiträgen regionaler Funktionsträger, Gewerbetreibender und Bundeswehrangehöriger produzierten Broschüre, die im Jahre 2011 von der Stadt Lütjenburg herausgegeben wurde. Diese sollte dazu beitragen, das Image der Stadt als idealem Bundeswehrstandort zu betonen, um die drohende Schließung der Lütjenburger Schill-Kaserne und somit das Ende der Stadt als Garnisonsstandort abzuwenden. Die Schließung und somit der komplette Abzug der Bundeswehr aus der Stadt erfolgte nach konkret fünfzigjähriger Anwesenheit am 12. Mai 2012.

² www.kunst-kulturfuehrer.de/pdf/kkf/kunst_kulturfuehrer.pdf, S. 12. Aufruf 11.01.2014, 10.38 Uhr.

Während in dieser touristischen Eigenwerbung die Lage und das bauliche kulturelle Erbe der Stadt als wertvoll und sehenswert beschrieben werden, verweist der Bundestagsabgeordnete Philipp Murmann im Jahre 2011 auf Lütjenburgs Qualifikation als Standort der Bundeswehr und deren Rolle als Prägefaktor sowohl in optisch-materialer als auch sozio-kultureller Hinsicht.

„Die Bundeswehr ist bereits seit mehr als 50 Jahren in Lütjenburg und dabei fest verankert in der Stadt und der Region. In dieser Zeit hat sich eine enge und vertrauensvolle Partnerschaft entwickelt, von der beide Seiten profitieren. Die Bundeswehr prägt dabei nicht einfach nur das äußerliche Stadtbild. Sie prägt vielmehr den Charakter der Stadt. Die Soldatinnen und Soldaten engagieren sich mit ihren Familien in den vielen Vereinen und Verbänden in Lütjenburg und tragen damit zum hohen Ansehen der Bundeswehr bei. Sie machen dies zum einen aus tiefster Überzeugung und zum anderen, weil sie hier mit offenen Armen aufgenommen werden. Die Bürgerinnen und Bürger von Lütjenburg sind stolz auf ihre Bundeswehr und stehen voll und ganz hinter ihr“.³

Dieser Illustration Lütjenburgs in seiner Funktion als Garnisonstadt steht die Charakterisierung des Autors Rocko Schamoni gegenüber, der seine Jugendjahre in der Stadt verbrachte:

„Lütjenburg – Perle der Holsteinischen Schweiz oder doch nur ein ödes Kaff mit großer Bundeswehr-Kaserne? In Rocko Schamonis Roman liest sich die Antwort so: 5000 Einwohner, CDU-regiert, nächste größere Stadt Kiel. Viel Wald, Bäche, Seen, Hügel, eine Endmoränenlandschaft geformt in der Eiszeit. Man nennt es die Holsteinische Schweiz, idyllisch, unberührte Natur, das meiste Land in Adelshand. Und totaler Totentanz“.⁴

³ Beitrag „Der ideale Standort für eine moderne Bundeswehr“ von Dr. Philipp Murmann, MdB (CDU) in *Lütjenburg – Garnisonstadt mit Herz*, S. 4.

⁴ Zitiert nach einem Beitrag von Rainer Link vom 20.04.2009 im *Deutschlandradio Kultur*. „Lütjenburg im Dorfpunk-Fieber. Eine Kleinstadt in Ostholstein wird berühmt. Ein Besuch in der Provinz“. <http://www.dradio.de/dkultur/> Aufruf 13.02.2013, 16.50 Uhr. Vgl. auch *Tagesspiegel* vom 23.09.2004, Art. „Wo es immer nass ist. Pop kommt in die Provinz. In Lütjenburg an der Ostsee wird ein

Angesichts dieser divergierenden Etikettierungen, die sich bei fehlendem Namensbezug kaum einem identischen Objekt zuordnen ließen, ist indes die Frage nach der jeweiligen Autorschaft mitzudenken, um der Irritation bezüglich dieser Zuschreibungsvielfalt zu begegnen. Während in der ersten der eingangs zitierten Charakteristiken der Stadt Lütjenburg ausschließlich mit Bildern aus dem Repertoire der Tourismuswerbung gearbeitet wird, die sich ihrerseits der Versatzstücke vielfach vorformulierter Selbstbeschreibungsmetaphern bedient, argumentiert der Autor des zweiten Zitats vor dem Hintergrund der Bedeutung Lütjenburgs als Bundeswehrstandort, dem zum Zeitpunkt des Erscheinens die (inzwischen vollzogene) Schließung drohte. Beide Darstellungen kommen ohne Referenzen auf die ihnen jeweils inkorporierten stadteigentümlichen Merkmale aus und werfen somit zugleich ein helles Licht auf die Dichotomie repräsentativer Entwurfspraxen und Selbstbeschreibungsprozesse. Im letzten Diktum über die Stadt spricht jemand, der diese zum Bestandteil seines literarischen Œuvres machte und darin nicht nur alle abwertend besetzten Kleinstadttopoi subsummiert, um diese mit einer negativen Sicht der Bundeswehr zusammenfallend, in seinem autobiografisch angelegten Roman *Dorfpunks* zu verarbeiten.⁵

Drei Charakteristika, die nicht nur auf den thematischen Schwerpunkt dieser Arbeit, sondern zugleich auf die widersprüchlichen Interessen und Strategien verweisen, mit denen unterschiedliche Akteure das „Produkt Stadt“⁶ akzentuieren und modellieren. Der zuletzt zitierte Rocko Schamoni wuchs als Sohn eines Lehrerehepaares in Lütjenburg auf. In seinem 2004 erschienenen Roman *Dorfpunks* schildert er seine Jugend als Punk Ende der 1970er, Anfang der 1980er Jahre in der fiktiven Kleinstadt Schmalenstedt, deren literarisch kaum verfremdete Schauplätze und Protagonisten⁷ sich ortskundigen Zeitgenossen problemlos offenbaren. Anlässlich der im Sommer 2004 an

Nichtskönner zum King“. <http://www.tagesspiegel.de/kultur/wo-es-immer-nass-ist/550062.html>. Aufruf 21.01.2014, 15.15 Uhr.

⁵ Vgl. Schamoni 2005 passim.

⁶ Der Begriff der Stadt als „Produkt“ ist dem Stadtmarketing entliehen. Auf den Zusammenhang zwischen dem „Produkt Stadt“ und dem Konzept der „Eigenlogik der Stadt“ verweist die Soziologin Martina Löw in einem Interview des *Darmstädter Echo* vom 14.7.2008: „Martina Löw: Wir wissen noch viel zu wenig, wie Darmstadt tickt“. Zitat Löw: „Das jeweilige Stadtmarketing ist auch ein Produkt der Eigenlogik einer Stadt“. Vgl. <http://www.echo-online.de/region/darmstadt/Martina-Loew-Wir-wissen-noch-viel-zu-wenig-wie-Darmstadt-tickt;art1231,940802>. Aufruf 12.04.2014, 12.16 Uhr.

⁷ Aus Gründen der Praktikabilität verwende ich im Verlauf dieser Arbeit das geschlechtsabstrahierende generische Maskulinum.

Originalschauplätzen stattgefundenen Verfilmung von *Dorfpunks* berichtete *Deutschlandradio Kultur*:

„Bei so viel Identifikation der Lütjenburger mit der Punkbewegung ist selbst die Bundeswehr bereit, das Kriegsbeil zu vergraben und dem Zivilisten und praktizierenden Antimilitaristen Schamoni Referenz zu erweisen. Obwohl der die Soldaten als tumbe Rotärsche und ihre Kaserne als Menschendressur-Camp, in dem man Männer aus Holz schlägt, beleidigt hatte. [...] Lütjenburgs ranghöchster Soldat bot 150 Soldaten als Komparsen für die offene Feldschlacht der Dorfpunk Dreharbeiten auf“.⁸

Eine überregionale Bekanntheit hat Lütjenburg indes nicht nur Rocko Schamonis *Dorfpunks* zu verdanken, die Stadt wurde – und hierauf verweist letztendlich auch er – unzähligen Wehrpflichtigen, Zeit- und Berufssoldaten entweder als Garnisonstadt oder als Ankunftsbahnstation auf dem Wege zum Übungsschießen auf dem nahegelegenen Bundeswehr-Schießplatz Todendorf zum biografisch relevanten Erfahrungsort.⁹ Auf diese Weise

„haben hunderttausende von Soldaten aus der gesamten Bundesrepublik Todendorf und Lütjenburg kennengelernt. Man erlebt es noch jetzt oft auf Reisen, dass man bei der Frage nach dem Wohnort: ‚Ach Lütjenburg, das kenne ich aus meiner Bundeswehrzeit. Da waren wir in Todendorf zum Schießen‘, zu hören bekommt“,¹⁰

wie dieser in Lütjenburg lebende Interviewpartner berichtet. Wer Lütjenburg nicht nur als Bahnstation¹¹ und Zentrum der abendlichen Abwechslung während eines kurzen Übungsaufenthaltes kennenlernte, waren die Wehrpflichtigen, deren Dienstzeit 1962 als

⁸ Vgl. Anm. 4.

⁹ Der gut zehn Kilometer von Lütjenburg entfernte, ursprünglich von der Kommandantur der britischen Besatzung und später der US-Armee betriebene Schießplatz Todendorf wurde 1958 an die 1956 entstandene Bundeswehr übergeben. Die Übergabe des amerikanischen Lagers und der Schießbahn erfolgte 1962. Die neue Bezeichnung lautete: „Truppenübungsplatz und Flugabwehrschießplatz Todendorf“. Seither betreibt die Bundeswehr den Standort eigenständig und führt dort bis heute Flugabwehrschießen durch. Aufgrund seiner exponierten Lage sind hier Zielübungen über der Ostsee möglich.

¹⁰ Interview mit Herrn L16 am 10.4.2014. Ähnliche Aussagen finden sich auch im Interview mit Herrn L12 am 23.9.2013. Vgl. dazu auch Witt 1964, S. 106.

¹¹ Zu Bahnhöfen als „Nicht-Orte“ vgl. Augé 2011 sowie Rolshoven 2000 zum Thema „Übergänge und Zwischenräume“.

die Lütjenburger Kaserne ihren Betrieb aufnahm, noch insgesamt achtzehn Monate dauerte.¹² Auch bei den Soldaten liegen die jeweiligen Wahrnehmungen recht weit auseinander. Ein junger Feldwebel wird 1964 in einer Reportage der *Kieler Nachrichten* mit dem Urteil: „Das beste an Lütjenburg ist im Sommer der Autobus nach Hohwacht und im Winter der nach Kiel“,¹³ zitiert. Anders als die eher vom Wunsch nach Ablenkung geprägten Diagnose des jungen Feldwebels liest sich die Bewertung eines pensionierten Berufsoffiziers, dessen Familie seit 1969 in Lütjenburg lebt und für den „Lütjenburg [...] im Laufe der Jahre immer mehr zu einem ‚Wohlfühlort‘ und zu einer wirklichen Heimat geworden [ist]“.¹⁴

Ähnlich divergierende Bekenntnisse sind in etlichen Interviews im Zusammenhang mit dieser Arbeit festzustellen, wobei zu berücksichtigen ist, dass die „Wohlfühlorte“ junger Wehrpflichtiger und lediger Zeitsoldaten nach anderen Kriterien zu bemessen sein dürften, als die eines etablierten Berufsoffiziers und Familienvaters, wie auch der Kulturwissenschaftler Helge Gerndt im Kontext seiner Überlegungen zur Stadt als Forschungsaufgabe feststellt:

„Eine Stadt wird ja von Alteingesessenen anders erfahren, als von Zugezogenen und Touristen, von Kindern anders als von Erwachsenen und natürlich auch von den verschiedenen Fachwissenschaftlern, die sich mit der Analyse von Städten befassen, jeweils anders“.¹⁵

Unabhängig davon, ob die Stellungnahmen zu Lütjenburg eher positiv oder negativ ausfallen, ein Nachklang an den ersten Kontakt mit der Stadt eint nahezu alle – nämlich die Wahrnehmung, „... dass es ganz weit draußen war“.¹⁶

¹² 1956 wurde die Wehrpflicht in Deutschland eingeführt. Mit Vollendung des 18. Lebensjahres konnten – nach Artikel 12 des Grundgesetzes – Männer zum Dienst in den Streitkräften verpflichtet werden. Die Länge des Grundwehrdienstes schwankte. Ursprünglich betrug sie zwölf Monate, wurde jedoch im Jahr 1962 auf achtzehn Monate verlängert, um 1973 wiederum auf fünfzehn Monate reduziert zu werden. Nach der Auflösung der früheren politischen Machtblöcke in Ost und West und der Integration der Nationalen Volksarmee der ehemaligen DDR wurde der Grundwehrdienst wieder auf zwölf Monate begrenzt, um ihn 1996 auf neun Monate zu verkürzen. In der Zeit von 2010 bis 2011 wurde nur noch zum sechsmonatigen Grundwehrdienst einberufen. Im März 2011 beschloss die Bundesregierung, die allgemeine Wehrpflicht auszusetzen, sodass im Januar 2011 die letzten Wehrdienstleistenden eingezogen wurden, was zugleich ein Ende des Zivildienstes bedeutete. Bis zum Januar 2011 hatten insgesamt 8,4 Millionen Männer den Wehrdienst abgeleistet. Zahlen der früheren NVA sind hier nicht enthalten. Vgl. Uzulis 2005, S. 36.

¹³ Art. „Der Boom kam mit dem Bataillon“, *KN* 16.1.1964, S. 12.

¹⁴ Zitat Hartmut Eller in: *Lütjenburg. Garnisonstadt mit Herz*. Stadt Lütjenburg 2011, S. 39.

¹⁵ Gerndt 2002, S. 66.

¹⁶ Interview mit Herrn BXX3 am 25.9.2013. Herr BXX3 wurde 1969 als Wehrpflichtiger von seinem damaligen Wohnort Kiel zur Ableistung des Wehrdienstes nach Lütjenburg eingezogen.

Besonders intensiv wurde diese Abgeschiedenheit von den Wehrpflichtigen empfunden, die aus größeren Städten kamen. „Oh Mann, das war ja finsterste Provinz“,¹⁷ erinnert sich einer im Interview. Andere bezeichnen Lütjenburg als „großes Dorf“, „verschlafene Kleinstadt“ oder „verträumtes Landstädtchen“.¹⁸ Mit dem Diminutiv „Städtchen“ wird die Kleinstadt zur verniedlichten Biedermeierkonserve, während die eindeutig pejorative Konnotation des Begriffes Provinz nicht nur die kaum verhohlene Verachtung des Großstädtlers, sondern wohl auch den Widerwillen gegen den Wehrdienst beinhaltet.¹⁹ So reproduzieren die deutlich kontrastierenden Wahrnehmungen ein und derselben Stadt die üblichen Topoi gängiger Kleinstadtstereotype, die sowohl in biografisch gefärbter Literatur als auch in touristischen Motiven verpflichteter Heimatprosa immer wieder aufscheinen. Der seit dem 19. Jahrhundert literarisch ver- und bearbeitete Antagonismus von Idyll und Ödnis, liebenswerter Überschaubarkeit und provinzieller Enge findet seine Perzeption und Rezeption sowohl in den Werken etlicher Schriftsteller, als auch in alltagsmedialer Gebrauchsprosa und ist somit keineswegs bezeichnend für Lütjenburg.²⁰ Als die Bundeswehr im Zuge der Truppenreduzierung im Jahre 2012 aus Lütjenburg abzog, waren es auf den Tag genau fünfzig Jahre, in denen Lütjenburg sich Garnisonstadt nennen konnte. Die mediale Wahrnehmung richtete ihren Fokus vor allem auf die Rolle der Bundeswehr als Wirtschaftsfaktor. Geschäftsleute und Kommunalpolitiker prophezeiten „schwere finanzielle Einbußen“.²¹ Vor dem Hintergrund dieses relativ eindimensionalen Deutungsmusters entwickelte sich bei mir die Frage, welchen Einfluss die Stationierung der Bundeswehr tatsächlich auf die Entwicklung der Stadt hatte. Im Mittelpunkt der Untersuchung steht die Relationalität zwischen Mensch, Praxis und Materialität einer konkreten Kleinstadt – vor, während und nach ihrer Garnisonswerdung.

¹⁷ Interview mit Herrn BXX3. Vgl. Fußnote 19.

¹⁸ Interviews mit Herrn BXL2 am 20.3.2013 und Herrn L11 am 13.6.2013.

¹⁹ Auf die Gleichsetzung von „provinziell“ mit „kleinstädtisch“ in zeitgenössischen Lexikoneinträgen verweist Christiane Nowak in ihrer 2013 erschienenen Untersuchung des Topos Kleinstadt in deutschen Romanen zwischen 1900 und 1933. Vgl. Nowak 2013, S. 65.

²⁰ Vgl. Stein 1985 passim. Siehe dazu auch Herrenknecht 1977, S. 134 sowie Hannemann 2004, S. 53 ff.

²¹ Vgl. Art. „Katastrophenstimmung in Lütjenburg: Schill-Kaserne dicht - Jetzt gehen die Lichter aus“, *Ostholsteiner Anzeiger* 26. 10. 2011.

1.1 Forschungsdesign und Fragestellung: Lütjenburg als Gegenstand einer Kulturanalyse

Mein Forschungsinteresse beruhte auf der Annahme, dass sich der Wandel dieser abgelegenen ländlich geprägten Kleinstadt zur Garnisonstadt wesentlich facettenreicher gestaltet hatte, als die nachträgliche mediale Berichterstattung und der optische Eindruck vermuten ließen. Die Arbeit will deshalb die Phasen der Trennung (von der gewohnten Materialität und Identität), der Umwandlung (in eine Garnisonstadt mit entsprechender Infrastruktur), sowie deren Normalisierung und Veralltäglichung²² nachzeichnen. Welche sichtbaren und unsichtbaren Spuren haben sich in Infrastruktur und Materialität eingeschrieben oder diskursiv sedimentiert? Welche Bilder, Bedeutungsproduktionen und Diskurse verbirgt die Stadt unter ihren räumlichen, baulichen und geographischen Transformationen? Wie ließen sich, wie Lutz Musner fordert, „Materialität, Raum und symbolische Codierung“ so erfassen, „dass eine eigenlogische Entwicklungsdynamik der Stadt rekonstruiert werden kann“?²³ Welche Prozesse und Episodenketten, die erst durch „die Verschaltung von Bild und Episode“²⁴ verstehbar gemacht werden, haben den Habitus der Stadt²⁵ formatiert? Welchen Part bekamen die uniformierten Akteure beim „Rollenspiel auf der städtischen Bühne“²⁶ zugewiesen und wie agierten sie auf „Vorder- und Hinterbühne“?²⁷

Es geht somit um das Aufspüren jener Transformationsschritte, die von einer abgelegenen, ländlich geprägten Handwerkerstadt in einen vergleichsweise großen Bundeswehrstandort zu durchlaufen und zu verarbeiten waren. In einer kulturwissenschaftlich akteurszentrierten Perspektivierung fragt die Arbeit dabei in Anlehnung an Düllo auch danach, „[w]ie sich Akteure in eine Kultur einmischen, sich neu formieren und die kulturellen Felder sich dabei verschieben [...]“.²⁸

²² Zu den Begriffen „Normalität“ und „Veralltäglichung“ vgl. Link 2006, S. 35 f. Der Begriff „Veralltäglichung“ geht zurück auf Max Weber und dessen Kategorienlehre von den Typen der Herrschaft (Die Veralltäglichung des Charisma). Vgl. Weber 1980, S. 142 ff.

²³ Musner 2014, S. 76.

²⁴ Düllo 2011, S. 589.

²⁵ Vgl. Lindner 2003 und Dirksmeier 2009.

²⁶ Rolshoven 2001, S. 24.

²⁷ Erving Goffman definiert „[d]ie Hinterbühne [...] als de[n] zu einer Vorstellung gehörige[n] Ort, an dem der durch die Darstellung hervorgerufene Eindruck bewusst und selbstverständlich widerlegt wird. [...] Hier kann das, was eine Vorstellung hergibt, [...] erarbeitet werden; hier werden Illusionen und Eindrücke offen entwickelt“. Goffman 2003, S. 104. In Bezug auf die Bundeswehr lassen sich hier die eigenlogischen Strukturen des Militärs anführen, die stark von performativen Praktiken geprägt sind und die eigentliche Funktion verschleiern.

²⁸ Zitiert nach transcript Verlag, Autoreninterview mit Thomas Düllo, <http://www.transcript-verlag.de/978-3-8376-1279-0/kultur-als-transformation>, Aufruf 20.11.2014, 13.45 Uhr.

Welche Kräfteverhältnisse, Interessen und Strategien wurden bereits im Vorfeld der Stationierung wirksam und wie interpretierte die zeitgenössische Berichterstattung diese Aushandlungsprozesse? In den heutigen lokalen Diskursen sind die teilweise kontrovers geführten Debatten aus den 1950er und 60er Jahren nicht Gegenstand der Rezeption, zumal sich die Stadt zum gegenwärtigen Zeitpunkt mit den unmittelbaren Folgen der Kasernenschließung auseinandersetzen muss. Unter dem „weiten Kulturbegriff“,²⁹ mit dem die Volkskunde/Europäische Ethnologie gesellschaftliche Phänomene wahrnimmt und in ihren diversen Teilaspekten untersucht, sind es jedoch gerade die Formen städtischen Eigensinns, die in kommunalen Selbstdarstellungen häufig ganz fehlen oder harmonisierend geglättet wurden, denen es daher umso mehr nachzuspüren lohnt. Welche längerfristig wirksamen kulturellen Formatierungen in der Stadt bis heute nachweisbar sind, erschließt sich nur im Rückblick auf die historischen Kontexte der 1950er und 60er Jahre, als die Transformationsphase ihren Anfang nahm. Es handelt sich dabei um das Aufspüren von Bedeutungen und Attitüden, die unter der Oberfläche der individuell erinnerten und medial vermittelten Settings und Bilder lesbar gemacht werden müssen, um eine „Archäologie versteckter Artikulation“.³⁰ Befragt wird nicht nur das Agieren von Individuum und Kollektiv in der sich wandelnden sozialen Grammatik der Kleinstadt, sondern auch das identitätsstrukturierende Beziehungsgeflecht zwischen Mensch und Raum. „Welche Rolle spielt dabei die Dingkultur, die Materialität, die als sich dynamisch verändernde angeeignet, ver- und bearbeitet werden will“,³¹ wie Düllo fragt, der dieser mentalitätsformenden und habitualisierenden Dimension besondere Aufmerksamkeit schenkt. Die Arbeit geht also nicht nur der Frage nach, wie sich Lütjenburg nach dem Einzug der Bundeswehr im Jahre 1962 veränderte und welche stadträumlich-geografisch, architektonisch, politisch-ökonomisch und soziokulturell sicht- und spürbar werdenden Veränderungen diesen Transformationsprozess begleiteten, sondern setzt vorher an. Die soziale Praxis der Stadtakteure im Vorfeld der Garnisonswerdung gibt hinreichend Gelegenheit zur Analyse kleinstädtisch tradiertter Verhaltensmuster im Spannungsfeld zwischen ökonomischer Erwartung einerseits und der Abwehr fremder Einflüsse andererseits. Auch das von den lokalen Medien konstruierte Selbstbild im Interpretationsrahmen dieser lokalen Aushandlungsprozesse bietet Ansätze, denen es zu folgen lohnt. Anders

²⁹ Kaschuba 1999, S. 119.

³⁰ Düllo 2011, S. 509.

³¹ Ebd., S. 148.

als die eher strukturell argumentierende Stadtsoziologie oder die Ereignischronologie historischer Ortsmonografien bedient sich die Europäische Ethnologie mit ihrem Ansatz aus der Kombination qualitativer Erhebungsmethoden unterschiedlicher Zugänge, um kulturelle Phänomene verstehbar zu machen. Diese „ethnografischen Kompetenzen des Faches“, die „den idealen Werkzeugkasten abgeben, um die Transformationsprozesse des und im Urbanen zu begleiten und analysierbar zu machen“,³² sollten, so Thomas Hengartner, bei der Erforschung von Raum und Ort verstärkt genutzt werden. Anzusetzen ist bei den Menschen, ihren Praxen, Deutungen und Erfahrungen.

Ausgehend von der je nach Intention und biografischem Hintergrund mehr oder weniger deutlichen Akzentuierung der Stadt als Handwerkerstadt, Bundeswehrstandort oder großem Dorf, wird aber nicht nur die Frage wichtig, wie die Transformationsprozesse einer Kleinstadt „in ländlicher Abgeschiedenheit“³³ erlebt wurden, welche Innovationen zu akzeptieren, welche Konflikte zu verarbeiten und welche Erkenntnisprozesse zu durchlaufen waren, es ist ebenfalls zu fragen, wer „die Stadt“ eigentlich ist – wer wann, wie und warum „als Stadt“ spricht, beziehungsweise sprechen darf. Wer hat überhaupt das Recht und die Möglichkeit zu sprechen und somit Kanon zu erzeugen – und was bleibt dabei unausgesprochen? Wer sind die Akteure, die jeweils „als Stadt“ wahrgenommen werden, so, als würde es sich um eine homogene Entität und nicht um handelnde Interessengruppen handeln? Diese, wie Brigitta Schmidt-Lauber es ausdrückt, „Produktion von Lokalität durch unterschiedliche Instanzen“,³⁴ die sich nicht nur in Narrativen äußert, sondern sich auch in habitueller Praxis und realer Materialität zeigt, ist „im gesellschaftlichen, ökonomisch-politischen und historischen Kontext zu situieren“.³⁵ Im Zentrum des forschungsleitenden Interesses stehen dabei immer die Menschen in ihrer Selbstwahrnehmung und ihrem „Rollenspiel auf der städtischen Bühne“.³⁶ Die Art und Weise, wie Akteure Aktions- und Interaktionsräume wahrnehmen, zuweisen oder verteidigen, bietet vielfältige Zugänge und Analyseansätze, die in dieser Arbeit aufgegriffen werden. Dabei gilt es auch Michi Knechts Hinweis zu bedenken, dass der Ort in seinen „raumzeitlichen Strukturen, Infrastrukturen und Materialitäten genauso wie in seinen Imaginationen und Bedeutungsdimensionen, nicht

³² Hengartner 2005, S. 77.

³³ Art. „Der Boom kam mit dem Bataillon“, *KN* 16.1.1964, S. 12.

³⁴ Schmidt-Lauber 2005, S. 213.

³⁵ Ebd.

³⁶ Rolshoven 2001, S. 24.

mehr einfach als gegeben vorausgesetzt werden [kann]“.³⁷ Hier gab es in der Vergangenheit eine Tendenz, zwar Diskurse, Bilder und die gesamte Bedeutungsproduktion über das Lokale in ihren Genealogien und in ihrer sozialen Verteilung zu erforschen, aber die materielle Verortung, die räumlichen, baulichen, geographischen und landschaftlichen Grunddimensionen von Lokalität aus der ethnographischen Forschung auszuklammern. Es gilt vielmehr, die städtische Materialität und symbolische Codierung durch die Akteure im soziokulturellen Kontext zu erfassen, um so die eigenlogische Entwicklungsdynamik Lütjenburgs zu rekonstruieren.

1.2 Aufbau der Arbeit

Die vorliegende Arbeit widmet sich in den Kapiteln 1 bis 4 der Beschreibung des Forschungsfeldes sowie der Darstellung der methodisch-theoretischen Grundlagen, auf welche sich die folgenden empirisch-qualitativen Analysen und Befunde beziehen. Nach Darstellung und Begründung der Quellen und Methoden gilt das Augenmerk im 2. Kapitel zunächst der Kleinstadt, die als Stereotyp und realer Lebenswelt vielfältigen Deutungen und Etikettierungen als Folie diene und immer noch dient.³⁸ Im Fokus steht hier insbesondere deren narrative Rezeption und literarische Verarbeitung. Transportiert doch dieser tradierte Topos zugleich die kulturelle Figur des provinziellen Kleinstädters als langfristig wirksame mentale Präfiguration. Im Anschluss an das Thema Kleinstadt folgt eine Präsentation des Untersuchungsgegenstandes Militär, womit ein Bogen zum eigentlichen Forschungsfeld geschlagen wird, das eine Kombination beider darstellt. Die vielgestaltigen Elemente kultureller, sozialer und städtebaulicher Prägemuster militärischen Ursprungs werden in Kapitel 2.3 beleuchtet. Im Hauptteil der Arbeit treten diese Elemente immer wieder zueinander in Beziehung und geben in vielen Fällen das kulturelle Muster vor, dem sich die Akteure entsprechend einfügen – oder auch nicht. Die Arbeit bedient sich zur Untersuchung der Lütjenburger Veränderungsprozesse der analytischen Kategorien „Fremdheit“, „Tradition/Transformation“, „Ritual“ sowie „Heimat und Identität“. Bei der Sichtung des erhobenen Materials und nach Auswertung der Quellen hat sich gezeigt, dass dieselben in vielen der untersuchten Kontexte virulent sind und dass sich auf diesem Wege fruchtbare Resultate generieren

³⁷ Knecht 2010, S. 32.

³⁸ Vgl. Glaser 1969, Kolb 2007, Luckmann 1970, Jeggel/Schlör 1990, Hannemann 2004, Hüppauf 2005, Herrenknecht/Wohlfahrt 2008, Lanzinger 2008 sowie Nowak 2013.

lassen (siehe Kap. 3). Die Wahrnehmung von Fremdheit bezieht sich in diesem Zusammenhang nicht in erster Linie auf die fremden Bundeswehrangehörigen, sondern auf diverse Aspekte des innerstädtischen Wandlungsprozesses, die auch mit dem Begriff der „Befremdung“ korrespondieren.³⁹ Während „Transformation“ schon als Bestandteil des Titels eine wegweisende Funktion zum Hauptgegenstand der Arbeit erfüllt und dieser ihre Richtung vorgibt, kann die „Tradition“ als deren Antagonist gelten. Tatsächliche oder vermeintliche Traditionen werden immer dann gehäuft zitiert beziehungsweise konstruiert, wenn Veränderungen im subjektiven Deutungsrahmen einer Gemeinschaft als Bedrohung erscheinen, derer man sich unter Verweis auf tradierte Werte und Normen zu erwehren sucht.⁴⁰ Vor diesem Hintergrund kann ebenfalls gezeigt werden, wie neu konstruierte Traditionen und Rituale eingesetzt werden, um das unabänderliche Fremde anzugliedern beziehungsweise zu inkorporieren.⁴¹ Auch die in der Literatur oft mit einander in Zusammenhang gebrachten Begriffe „Heimat“ und „Identität“ stehen als analytische Kategorien im empirischen Teil der Arbeit im Fokus. Die Definition dessen, weshalb Lütjenburg manchem Bundeswehrangehörigen zur „Heimat geworden“ ist, verweist nicht zuletzt auf die Macht rituell gerahmter „Traditionen“ als „Praxen der Beheimatung“.⁴²

Das 4. Kapitel unterzieht die beiden Hauptakteure der Arbeit, nämlich die Stadt Lütjenburg und die Institution Bundeswehr, einer näheren Betrachtung. Etliche spezifische Gegebenheiten und Konstellationen sind nur vor dem Hintergrund ihrer beider Entwicklung erklärlich. Der Aufbau dieser Arbeit folgt somit einer Bewegung entlang verschiedener Stationen, welche die Teilaspekte von Kleinstadt und Militär sowie deren Zusammenführung zur Garnisonstadt aufspüren, ausleuchten und repräsentieren. Auch wenn dem Militär als temporärer Prägeinstanz eine wesentliche Rolle in der jüngeren Geschichte Lütjenburgs zukommt, gilt das Hauptaugenmerk nicht ihm, sondern der Stadt. Trotzdem ist es unerlässlich, das Militär in seiner Bedeutung als Gestaltungselement gesamtgesellschaftlicher Prozesse, Mentalitätsmuster und Attitüden zu erfassen und auch die Entstehungsgeschichte und Selbstverortung der Institution

³⁹ Zum Begriff der Befremdung vgl. Hirschauer/Amann 1997 sowie Sloterdijk 2007.

⁴⁰ Vgl. Hobsbawm 1983, S. 1 und S. 5.

⁴¹ Ebd. In Eric Hobsbawms Definition von Tradition wird dies sehr deutlich: Traditionen, so Hobsbawm, seien ein 'set of practices', das normalerweise von offen oder versteckt angenommenen Regeln geleitet werde und von ritueller oder symbolischer Natur sei. Dieses ist von dem Bestreben geprägt, bestimmte Werte und Normen des Verhaltens durch Wiederholung zu induzieren und somit automatisch eine - historisch möglichst passende - Kontinuität mit der Vergangenheit herzustellen. Dieses beweist schon die Tatsache, dass Traditionen generell als Formalisierungs- und Ritualisierungsschemata generiert werden, die feststehende Praktiken erfordern.

⁴² Binder 2009a, S. 249.

Bundeswehr an sich zu beleuchten, zumal etliche zeittypische Phänomene damit in direktem Zusammenhang stehen (Kap. 4.2). Die Darstellung legt ihren Schwerpunkt jedoch auf die 1950er bis zum Beginn der 1980er Jahre, da die prägnantesten Entwicklungsschritte Lütjenburgs bis dahin abgeschlossen waren und das Vorhandensein der Bundeswehr in der Stadt zur Alltäglichkeit geworden war. Schlussendlich können aus dem Zusammenwirken von Stadt und Militär „Ursache-Wirkungsketten sowie Rückkoppelungseffekte aufgedeckt werden“, wobei „[die] Perspektive der Eigenlogik [...] als heuristisches Instrument zur Rekonstruktion von Zusammenhängen in Vergangenheit und Gegenwart der Stadt [dient]“.⁴³

Im Hauptteil der Arbeit, beginnend mit dem 5. Kapitel, wird unter anderem untersucht, in welchem Maße der narrativ determinierte Stereotyp des Militärs in der Garnisonstadt den Erwartungshorizont ziviler Akteure geprägt hat. Bilder, Erwartungen und Befürchtungen, die diesem vorgeprägten Deutungsrahmen entsprechend antizipiert werden, lassen sich rückblickend mit der Realität in Abgleich bringen. In der Phase der Quellenauswertung verfestigte sich die von Thomas Düllo unter Hinweis auf Gerhard Schulze gestützte Erkenntnis, dass nicht Konstruktionen im Mittelpunkt von Kulturwahrnehmung stehen, sondern Prozesse, nicht Zustände, sondern Episodenketten. „Es geht in erster Linie um Geschichten und nur in zweiter Linie um Konstruktionen“,⁴⁴ weil „die episodisch-sequenzielle Wahrnehmung“, die der Forscher „beim Akt des Lesens des städtischen Raums“ empfindet, „die Verschaltung von Bild und Episode [generiert]“,⁴⁵ so Düllo. Es handelt sich dabei nur selten um überregional zur Kenntnis genommene Großereignisse, sondern um Alltagsgeschehen, das zeitweilig für mehr oder weniger lokal begrenzte Aufregung sorgte. Was lokale Akteure der städtischen Materialität durch ihr Sein und Handeln einschreiben, erweist sich als äußerst individuell. Vor diesem Hintergrund offenbart sich im Hauptteil der Arbeit (insbesondere Kap. 5.3 und 5.4) eine umkämpfte städtische Materialität im Kontext von Kontingenz und Dynamik hegemonialer Kräfte. Materialität und Eigensinn bilden mit ihren Deutungsmustern und Zuschreibungen nicht nur die Ausgangsbasis für die Implementierung eines kollektiven Gedächtnisses, sie formen und tradieren auch das Sosein der jeweiligen Stadt und ihrer Bevölkerung. Wird Kultur als „Relationierungsformel“⁴⁶ verstanden, gehört die Analyse von Sinngebungs- und

⁴³ Rodenstein 2008, S. 262.

⁴⁴ Schulze 2003, S. 348 f.

⁴⁵ Düllo 2011, S. 589.

⁴⁶ Eggmann 2009, S. 245.

Sinndeutungsprozessen aus den Kontexten Politik, Verwaltung, Stadtplanung und Ökonomie ebenso in den Fokus der Untersuchung, wie die „des handelnden Menschen in seiner körperlichen Verankerung, seiner sozialen Routine, seiner mentalen Struktur und seiner materiellen Umwelt“⁴⁷ – und zwar unabhängig davon, ob dieser handelnde Mensch eine Uniform trägt oder nicht. Anhand der Interviews, die den Kapiteln 5 bis 7 im Verbund mit zeitgenössischer Berichterstattung die Basis liefern, werden insbesondere die 1960er und 1970er Jahre in den Fokus gerückt. Hier zeigt die Arbeit auf verschiedenen Feldern, wie Transformationsprozesse von unterschiedlichen städtischen Akteuren angestoßen, begrüßt oder abgelehnt wurden. Diese Episoden bilden das Gerüst der Kapitel 5 (Wandel und Befremdung), 6 (Rituale und Symbole) und 7 (Transformation und Veralltäglichung), die in ihrer Gesamtheit als Bildbeschreibung einer ganz bestimmten Stadt zu einer bestimmten Zeit gelesen werden können. Die abschließenden Überlegungen im 8. Kapitel beantworten nicht zuletzt auch die Frage, inwieweit die Bundeswehr als Generator für Lütjenburgs in vielerlei Hinsicht verspätete Moderne gelten kann und welches materielle wie immaterielle Erbe die Stadt auf absehbare Zeit prägen wird.

1.3 Quellen und Methoden

In ihrem 2013 mit Johannes Moser herausgegebenen Methodenband bescheinigen Sabine Hess und Maria Schwertl dem Fach, dass „[k]omplexe, qualitative Forschungsmethoden, wie insbesondere die Feldforschung, [...] aus dem Methodenkanon der modernisierten Volkskunde ab den 1980er Jahren nicht mehr wegzudenken [sind]“.⁴⁸ Speziell zur Untersuchung eines Ortes verweist die Volkskunde traditionell auf die Feldforschung als Methode der Wahl.⁴⁹ Während die frühen Gemeindestudien sich maßgeblich auf Erkenntnisse aus der oft monatelangen teilnehmenden Beobachtung stützten, gewannen im Laufe der 1960er Jahre empirisch-sozialwissenschaftliche Datenerhebungsmethoden zunehmend Eingang in die volkscundliche Forschungspraxis. Die ersten Gemeindestudien waren oft nicht nur durch die lange Aufenthaltsdauer der Forschenden, sondern häufig auch durch deren

⁴⁷ Leimgruber 2013, S. 74.

⁴⁸ Hess/Schwertl 2013, S. 19. In diesem Zusammenhang sei insbesondere auf die hierzu in den 1980er Jahren erschienenen Aufsätze von Ina-Maria Greverus und Rolf Lindner verwiesen, die sich mit dem speziellen Verhältnis zwischen Forschern und Beforschten im Feld auseinandersetzen. Vgl. Greverus 1983 und Lindner 1981.

⁴⁹ Schmidt-Lauber 2009.

biografische Verbundenheit mit den beforschten Milieus gekennzeichnet.⁵⁰ Die beiden letztgenannten Merkmale sind für die heutige Forschungspraxis nicht mehr von Bedeutung, da sich die Aufenthaltsdauer im Feld je nach Art des beforschten Gegenstandes durchaus variabel gestalten kann und zumeist mit anderen Methoden kombiniert wird.

Obwohl es bei dieser Arbeit eher um die „Biografie einer Stadt“⁵¹ geht, sind die darin lebenden Menschen mit ihren individuellen lebensgeschichtlichen Erinnerungen, narrativen Konstruktionen und Deutungen die hauptsächlichen Akteure dieser Kollektiv-Biografie und geben insofern einen Teil der anzuwendenden Methode vor. Ich entschied mich deshalb für eine Kombination von narrativen Interviews mit einer Analyse archivalischer Quellen, da die zu untersuchenden Transformationsprozesse sowohl in individuellen als auch gesamtgesellschaftlich-historischen Kontexten zu rekonstruieren sind, weshalb unterschiedliche Quellen und Erhebungsmethoden zum Tragen kommen.⁵² Es ging mir darum, neben den Fakten, die in Akten dokumentiert sind, herauszufinden, wie die Lütjenburger bestimmte Prozesse reflektierten und auch, wie diese medial begleitet wurden.

Als Ausgangsbasis für die eigentliche empirische Arbeit befasste ich mich zunächst mit der Literatur zu den beiden Untersuchungsfeldern Kleinstadt und Militär, sowie deren Kombination in Form der Garnisonstadt. Deren besondere Gemengelage, die oft auf Materialität und Ökonomie reduziert wird, sollte mir zur Leitfolie dienen. Die diesbezügliche Quellenlage beschränkt sich nahezu ausschließlich auf Forschungsergebnisse mit einer dezidiert historischen Perspektive.⁵³ Gründungsphase und Frühzeit der Institution Bundeswehr sind ausführlich dokumentiert, doch gibt es kaum Material über die Entstehung neuer Garnisonstädte in den 1950er und folgenden Jahren. Auch die Selbstdarstellungsmedien der Lütjenburger Bundeswehr, die anlässlich von Jubiläen herausgegeben wurden, zitieren lediglich die Berichterstattung der Regionalpresse aus der Gründungsphase. Andererseits gewähren derartige Selbstvergewisserungsmedien zugleich Einblicke in die Wahrnehmung der eigenen Rolle mit Blick auf die Stadt. Die dort ebenfalls eingefügten Grußworte kommunaler Funktionsträger verweisen ihrerseits auf die sich wandelnde Deutung der Bundeswehr

⁵⁰ Vgl. Davidovic-Walther/Welz 2009, S. 50.

⁵¹ Lindner 2008, S. 82.

⁵² Vgl. hierzu auch Eisch 2001.

⁵³ Eine recht umfangreiche Literatur widmet sich den Beziehungen zwischen Stadt und Militär in der Frühen Neuzeit, wie beispielsweise die Untersuchungen von Andreas Imhof 1996 und Ralf Pröve 2006.

als Teil der Stadtgesellschaft. Eine 2008 erschienene 353 Seiten starke *Geschichte der Stadt Lütjenburg 1945–1978*⁵⁴ widmet dem Thema „Lütjenburg – Garnisonstadt seit 1962“⁵⁵ zehn Seiten, auf denen chronologisch auf bestimmte Höhepunkte des freundschaftlichen Miteinanders zwischen Stadt und Garnison eingegangen wird. Trotz der wenigen Anhaltspunkte erschlossen sich aus einzelnen Darstellungen in diesem Werk Anknüpfungspunkte, die durch die Kombination mit einem Artikel in der Lokalzeitung und daran anschließenden Zeitzeugeninterviews nachträgliche Kohärenz gewannen und einen auf den ersten Blick nicht erkennbaren Zusammenhang zwischen Stadt und Garnison aufzeigten.⁵⁶

Als chronologisches Gerüst für meine Recherchen nutzte ich die im Archiv des Rathauses aktenmäßig dokumentierte Beziehung zur Garnison. Daran anknüpfend suchte ich nach infrage kommenden Interviewpartnern und forschte gezielt in Pressearchiven. Dabei stieß ich auch auf Artikel in der Lokalzeitung, die zunächst gar nichts mit dem eigentlichen Thema zu tun zu haben schienen. Sie erwiesen sich indes als reichlich zu nutzende Quelle, an die ich in den Interviews anknüpfen konnte. Interviews, die sozusagen ‚im luftleeren Raum‘ stattfinden, können sich insofern als nachteilig erweisen, als den Interviewten Zusammenhänge zwischen tatsächlich verknüpften Ereignissen oft gar nicht bewusst sind. Auf die Notwendigkeit, gegebenenfalls Fremdtex te, Gegenstände und Bilder im Kontext einer historischen Dimensionierung von Selbstaussagen miteinander zu verknüpfen, verweist auch Albrecht Lehmann.⁵⁷ Hinsichtlich der Methodenbezeichnung – so beispielsweise „lebensgeschichtliches Erzählen“ bei Lehmann – erwähnt auch Schmidt-Lauber eine gewisse begriffliche Vielgestaltigkeit: „Der Begriff narratives Interview wird mitunter recht weit gefasst und auch als Kürzel für teilstandardisierte, leitfadenorientierte biografische Interviews benutzt“.⁵⁸ Die qualitativen Interviews bilden zwar das Kernstück der empirischen Materialgrundlage und der weiterführenden Analyse, doch vermag ein qualitatives Interview lediglich „Deutungen, Meinungen und subjektive Aussagen zutage zu fördern, kann jedoch nicht als Quelle realen Verhaltens dienen“.⁵⁹ Meine anfängliche Intention, möglichst viele ehemalige Bundeswehrangehörige zu befragen, trat bald in den Hintergrund, als mir bewusst wurde, wie stark viele dieser

⁵⁴ Zillmann 2008.

⁵⁵ Ebd., S. 258-270.

⁵⁶ Vgl. Kap. 6.1 dieser Arbeit.

⁵⁷ Vgl. Lehmann 2007, S. 277.

⁵⁸ Schmidt-Lauber 2007, S. 176.

⁵⁹ Ebd., S. 172.

Erinnerungsnarrative anekdotisch überformt wirken. Erst der differenzierte Blick aus unterschiedlichen Perspektiven generiert ein breites Spektrum an Wahrnehmungen und Interpretationen jenseits offizieller Verlautbarungen. Meiner Fragestellung folgend, ging es nicht um die komplette Biografie einer Person, sondern lediglich um einen Teilaspekt des Lebenslaufs, nämlich vorrangig die 1950er bis 1970er Jahre, in denen sich Lütjenburg direkt und indirekt durch die Bundeswehr veränderte. Die von Lehmann verwendete Bezeichnung „Bewusstseinsanalyse“ lässt sich nur schwer von dem des „lebensgeschichtlichen Erzählens“ trennen, zumal Lehmann zusätzlich den Begriff der „Erinnerungserzählungen“ einbringt,⁶⁰ weshalb hinsichtlich dieser Interviewvariante in der kulturwissenschaftlichen Praxis der letzten Jahre zunehmend mit dem Begriff des „narrative Interviews“ gearbeitet wird.⁶¹

Insgesamt habe ich dreißig Personen interviewt. Als maßgeblich für diese zahlenmäßige Begrenzung stellte ich aufgrund von Wiederholungen zu einem bestimmten Zeitpunkt eine thematische Sättigung fest. Bei den Interviewpartnern handelte es sich zunächst um vier pensionierte Berufssoldaten, die bereits in den Anfangsjahren der Bundeswehr in Lütjenburg Dienst taten und immer noch in der Region leben. Das Bild, welches bei dieser Gruppe sowohl den Blick auf die Stadt als auch auf die frühere Tätigkeit bestimmte, ist vorrangig von humorvoll idealisierender Rückschau geprägt und lässt anhand von standardisierten Darstellungen auf eine teilweise kollektiv geformte Rezeption schließen.⁶² Eine andere Perspektive auf Stadt und Kaserne präsentierten indes zwei ehemalige Wehrpflichtige, die Ende der 1960er Jahre nach Lütjenburg eingezogen wurden, die Stadt aber nach Beendigung des Wehrdienstes wieder verlassen hatten. Des Weiteren konnte ich Kontakt zu zwei Frauen aufnehmen, die zu Beginn der 1970er Jahre mit ihren bundeswehrangehörigen Ehemännern nach Lütjenburg gekommen waren, dort aber schon lange nicht mehr leben. Sowohl letzteren als auch den ehemaligen Wehrpflichtigen fehlt jegliche emotionale Bindung an den Ort und seine Bewohner, was sich auch in den Erinnerungsfragmenten niederschlägt, die sich eher im Kontext der Bundeswehr bewegen.

Ein emeritierter Pastor und ein pensionierter Lehrer, die beide in den 1960er Jahren in Lütjenburg tätig waren, nehmen die Stadt ebenso wie ein ehemals in Lütjenburg wirkender Sozialarbeiter in einen – auch berufsbedingt – anderen Fokus. In diesen

⁶⁰ Vgl. Lehmann ebd., S. 273.

⁶¹ Vgl. Schmidt-Lauber 2007, S. 175 ff.

⁶² Zum Begriff des kollektiven Gedächtnis vgl. Assmann 1988.

Interviews wird neben der professionellen auch eine emotionale Distanz spürbar, da Lütjenburg nicht den Lebensmittelpunkt dieser Personen darstellt. Im Unterschied zu den letztgenannten sind alle übrigen Interviewpartner in Lütjenburg ansässig und haben bis auf einige berufsbedingte Unterbrechungen auch die meiste Zeit ihres Lebens dort verbracht. Die Mehrheit der Befragten wurde in den 1930er und 1940er Jahren geboren, der mit Abstand älteste 1925 und der jüngste 1950. Mir war daran gelegen, möglichst viele Personen zu befragen, die in den 1960er und 1970er Jahren berufsbedingte oder aufgrund ihres ehrenamtlichen Engagements Kontakte zur Bundeswehr hatten. Dazu gehören beispielsweise ein Gastwirtsehepaar und der Inhaber einer Diskothek, ein Tankstellenpächter, der Inhaber einer Bäckerei, ein Polizeibeamter und Mitarbeiter der Stadtverwaltung.

Da, wie in einer Kleinstadt üblich, viele Menschen zugleich in verschiedenen Gruppen und Vereinen engagiert und vernetzt sind, ergaben sich hier auch einige Mehrfachfunktionen. Ebenso wie sich die Gruppe der nicht (mehr) mit Lütjenburg verhafteten in ihren Erinnerungen und Bewertungen von den Ortsansässigen unterscheidet, zeigen sich Differenzen je nach beruflichem Hintergrund und den damit zusammenhängenden Kontaktzonen und -intensitäten. Zum Zwecke der Auswertung habe ich zunächst Kategorien, wie beispielsweise „Bauen und Wohnen“ oder „Gastronomie“ entwickelt, denen ich dann die dazu passenden Interviewsequenzen zuordnen konnte.

Parallel zu den Interviews fand die Materialerhebung in Archiven und Sekundärliteratur statt, da sämtliche Datenkonvolute im Hinblick auf die im Fokus der Fragestellung stehenden Transformationsprozesse als relationales Verweissystem gelesen werden müssen, weshalb ich mich methodisch an der von Barney G. Glaser und Anselm L. Strauss 1967 eingeführten Grounded Theory orientierte.⁶³ Die von Peter Wiedemann vorgeschlagene Übersetzungsvariante „Gegenstandsnahe Theoriebildung“⁶⁴ verweist auf den verstehenden, induktiven Zugang, bei dem sich das Vorgehen im Forschungsprozess am Material selbst entwickelt und der unter anderem den Vorteil besitzt, während des Verfahrens „abzuzweigen“, um beispielsweise im Rückgriff auf bisher unbekannte Quellen oder Zusammenhänge neuen Pfaden zu folgen. Der Soziologe Jörg Strübing beschreibt Grounded Theory als eine Methode, „die sich

⁶³ Glaser/Strauss 1967, Strübing 2004 und 2013 sowie Herlyn 2013.

⁶⁴ Vgl. Wiedemann 2012. Inzwischen ist die unübersetzte Rede von der Grounded Theory in der Forschungsliteratur so etabliert, dass Übersetzungen oder Anführungszeichen für entbehrlich gehalten werden.

diametral vom Forschungsstil theoretisierender, quantifizierender Studien absetzt, ohne aber den Anspruch auf Validität und Theoriehaltigkeit der Ergebnisse aufzugeben“.⁶⁵

Interaktionismus und Pragmatismus gelten als prägende Grundlagen, wobei Datengewinnung, Datenanalyse und Theoriebildung von Beginn an parallel betrieben werden, zumal die tatsächliche Forschungssituation selten den idealisierten Vorstellungen methodischer Rigorismen folgt, wie Strübing konstatiert.⁶⁶

Die Aktivitäten der Forschenden verteilen sich zu unterschiedlichen Zeitpunkten des Forschungsprozesses in spezifischer Weise zwischen der Datenerhebung, der Konstruktion geeigneter Kategorien und der Auswertung der Daten, die mit einem Theorieaufbau einhergeht. Innerhalb des Prozesses der Datenerhebung werden Entscheidungen über die Daten getroffen, die als nächstes erhoben werden sollen. „Methodologisch gesehen ist die Analyse qualitativer Daten nach Grounded Theory [...] keine spezifische Methode oder Technik“,⁶⁷ so Anselm Strauss. „Sie ist vielmehr als ein Stil zu verstehen, nach dem man Daten qualitativ analysiert und der auf eine Reihe von charakteristischen Merkmalen hinweist [...], um die Entwicklung und Verdichtung von Konzepten sicherzustellen“.⁶⁸ Dass bei dieser Herangehensweise immer auch diskursanalytische Ansätze zur Anwendung kommen, ergibt sich zwangsläufig aus der Interpretation und Zusammenführung der unterschiedlichen Quellen.⁶⁹

⁶⁵ Strübing 2013, S. 110.

⁶⁶ Ebd., S. 112.

⁶⁷ Strauss 1991, S. 30. Zitiert nach Strübing ebd.

⁶⁸ Ebd.

⁶⁹ Vgl. Eggmann 2013, S. 58.

1.4 Zugang zum Forschungsfeld

Bedingt durch die räumliche Nähe zum Forschungsfeld und aufgrund bereits vorhandener Kenntnisse und persönlicher Beziehungen gelang es mir recht schnell, sowohl zu ‚zivilen‘ Einwohnern, als auch zu ehemaligen Lütjenburger Bundewehrangehörigen, entsprechende Kontakte herzustellen. Dieser einerseits leichte und informelle Zugang erwies sich indes nicht nur als vorteilhaft, da meine, durch frühere berufliche und ehrenamtliche Begegnungen vordefinierte Rolle die Situation insofern erschwerte, als mein Rollenwechsel nicht für alle Angesprochenen ohne weiteres nachvollziehbar war.⁷⁰ Nach entsprechender Erläuterung meines Vorhabens erwies sich mein Status allerdings auch als positiv, da ich diesem einen gewissen Vertrauensvorschuss zuschreiben und leichter ein Gespräch anknüpfen konnte. „Selbstreflexivität und Strategien der Befremdung“,⁷¹ halfen in Anlehnung an Beate Binder, beim Navigieren zwischen „eigenen Wahrnehmungen und Wünschen“⁷² und der eigensinnigen Wirklichkeit der Akteure. In diesem „Modus des Fremdverstehens und auch des Befremdens von Vertrautem zum Zwecke der verstehenden Erkenntnis“⁷³ charakterisiert Brigitta Schmidt-Lauber die Feldforschung. Dieselbe liefert auch eine Begründung dafür, weshalb ich mich bei der Suche nach geeigneten Interviewpartnern nicht an die Presse wandte, denn auf diesem Wege würden sich häufig „besonders mitteilungsfreudige, in der Selbstdarstellung geübte Personen melden“.⁷⁴ Insgesamt kam es zu dreißig Interviews mit Personen, die sich aufgrund ihres fortgeschrittenen Alters noch gut bis in die 1950er Jahre zurück erinnern konnten.⁷⁵ Die Gespräche wurden bis auf drei, die zu einem späteren Zeitpunkt stattfanden, alle im ersten Halbjahr

⁷⁰ Die Soziologin Ivonne Küsters warnt ausdrücklich vor der „Ausnutzung“ des engeren Umfeldes als Interviewpartner, da es hier zu schnell zur Vermischung zwischen persönlicher und professioneller Rolle kommen kann. Vgl. Küsters 2009, S. 49. Ivonne Küsters Warnung ist durchaus – auch vor dem Hintergrund eigener Erfahrungen – berechtigt, doch handelte es sich im vorliegenden Falle nicht um Personen aus dem engeren Bekanntenkreis, sondern zumeist um Menschen, denen ich aus einer anderen professionellen Funktion in der Vergangenheit bekannt war.

⁷¹ Binder 2009c, S. 100. Zum Begriff der Befremdung vgl. auch Hirschauer/Amann 1997.

⁷² Ebd.

⁷³ Schmidt-Lauber 2009, S. 251.

⁷⁴ Dies. 2007, S. 173.

⁷⁵ Die ebenfalls stattgefundenen Gespräche mit den Mitgliedern des ehrenamtlich tätigen „Arbeitskreises Stadtarchiv“ sowie dem Lütjenburger Bürgermeister und dem Stadtreferenten fallen nicht in diese Interviewkategorie, sondern dienten der Vorstellung meines Projektes, der Bitte um Unterstützung und dem Ersuchen um freien Zugang zum (ehrenamtlich geführten) Stadtarchiv. Die sich bei diesen Gelegenheiten ergebenden Gespräche mit den beiden Letztgenannten kreisten dann auch mehr um die gegenwärtigen Probleme im Hinblick auf die Konversion und die wirtschaftlichen Sorgen der Stadt nach dem Abzug der Bundeswehr, während die Mitarbeiter des Archivkreises Hinweise auf mögliche Interviewpartner geben konnten und Zugang zu den bisher archivierten Beständen gewährten. Beiläufig erwähnte Erinnerungen an bestimmte historische Ereignisse wurden als Feldnotiz aufgenommen und sind entsprechend gekennzeichnet.

2013 durchgeführt.⁷⁶ Die Interviews dauerten zwischen einer und maximal drei Stunden. Auf Wunsch der Mehrheit der Interviewten wurden persönliche Daten anonymisiert. Ich merkte recht schnell, dass die ehemaligen Bundeswehrangehörigen von manchen für mich relevanten Ereignissen relativ unberührt geblieben waren, da wesentliche Vorgänge des architektonisch-optischen, rein materialen Transformationsprozesses bereits abgeschlossen waren, als sie in die Stadt versetzt wurden. Die Gespräche waren aber aus anderen Gründen wertvoll, da dieser Personenkreis eine differente Perspektive auf die Stadt einnahm, wohl wissend, dass es, wie Albrecht Lehmann betont, nahezu unmöglich ist, zwischen Erinnerung und Fiktion zu unterscheiden und sich sowohl durch ‚Weißt-Du-noch-Geschichten‘, als auch durch medial überformtes Memorialgut kollektiv gerahmte Erzählungen generieren lassen.⁷⁷ Denn, so Lehmann, sei „[bei] kritischer Interpretation von ‚Erzählungen aus dem eigenen Leben‘ [...] meistens ohne viel Mühe zu erkennen, wie rasch die Transformation aus Lektüre, Fernsehen, Rundfunk etc. in den ‚persönlichen Erfahrungsschatz‘ erreicht ist“.⁷⁸

Eine weiterhin im Vorfeld zu klärende Frage war die nach der Form der Interviews. Auch ein narratives Interview kann als teilstandardisiertes Leitfadeninterview konzipiert werden, um der Interviewerin die Sicherheit zu geben, alle für sie wichtigen Punkte angesprochen zu haben.⁷⁹ Bei der Konzeption meines Forschungsvorhabens war es mir wichtig, bestimmte Themenbereiche zu erfassen, die im Gesamtbild etwas Konkretes über die Erinnerung dieser Person an Lütjenburgs Weg zur Garnisonstadt ergeben würden. Aus diesem Grunde hatte ich mir stichwortartig eine Reihe von markanten Ereignissen, Namen von Gaststätten oder lokaler Prominenz aus der Regionalpresse der fraglichen Zeit notiert, um diese bei Bedarf als Erinnerungsstütze oder Gesprächsanregung einbringen zu können. Wichtig war auch der Hinweis an die Gesprächspartner, dass das Aufnahmegerät eingeschaltet ist, man es jedoch bei Bedarf und auf Wunsch ausschalten wird, falls etwas erzählt wird, das dem Interviewten zwar im Augenblick wichtig erscheint, aber doch lieber ‚ungesagt‘ bleiben soll.⁸⁰ Der

⁷⁶ Der spätere Zeitpunkt, zu dem einige der Interviews stattfanden, ergab sich aus Archivfunden, deren nachträgliche Analyse Hinweise auf Ereignisse generierte, deren eigentliche Bedeutung erst durch Zeitzeugen deutlich gemacht werden konnte. Vgl. beispielsweise Kap. 6.1 (Die Stiftung der Amtskette).

⁷⁷ Vgl. Lehmann 2007, S. 273.

⁷⁸ Ebd., S. 276. Ähnlich äußert sich auch Dieteke van der Ree, die zu folgender Einschätzung kommt: „[Was] die Erfahrung von Städtern anbelangt, ist es offensichtlich so, dass sie ‚Wissen vom Hören-Sagen‘ auch als eigene Erfahrung betrachten“. Ree 2000, S. 179.

⁷⁹ Vgl. Fuchs-Heinritz 2005, S. 174 ff.

⁸⁰ Vgl. Schmidt-Lauber 2007, S. 180.

Hinweis auf Anonymisierung war selbstverständlich, was eine Erfassung der Personendaten, die für die Auswertung von Bedeutung waren, nicht ausschloss. Eine erläuternde Übersicht der Anonymisierungsschiffren befindet sich im Anhang. Die Aufbereitung des gesammelten Materials erfolgte durch genaues Transkribieren und anschließendes Kategorisieren in die entsprechend von mir vorformulierten Begriffsfelder, um sie mit dem Archivmaterial zu vergleichen und zu verbinden.

Auf die engen Verbindungslinien und Brückenschläge zwischen Interviewauswertung und Textthermeneutik wurde bereits verwiesen, zumal die archivalische Quellenforschung seit den Tagen der Münchner Schule um Karl-Sigismund Kramer und Hans Moser⁸¹ zu den Königsdisziplinen der Volkskunde/Europäische Ethnologie zählt.⁸² Gerade dann, wenn es sich, wie in der vorliegenden Arbeit, um historische Prozesse handelt, die eng mit administrativen Vorgängen und Verwaltungshandeln verknüpft waren, ist eine solche Auswertung unerlässlich. Auch wenn noch genügend Zeitzeugen existieren, dürften diese kaum Einblick in die tatsächlichen Strategien und Planungen der kommunalpolitisch tätigen Akteure gehabt haben, sodass der Einblick in entsprechende Akten wesentlich mehr Informationen liefert, als Zeitzeugenerinnerungen, Chroniken und Pressemeldungen für sich alleine genommen je könnten. Gerade die Kombination aus diesen „Vertextungen sozialer Ereignisse und kultureller Praktiken“⁸³ garantiert letztendlich eine „dichte Beschreibung“⁸⁴ der Ereignisse in einer ganz bestimmten Stadt zu einer ganz bestimmten Zeit. Da die Jahre vor und während der Garnisonwerdung Lütjenburgs von diversen Krisen und konfliktbehafteten Aushandlungsprozessen begleitet wurden, lassen sich aus den diversen Textsorten Deutungsmuster und Strategien herausfiltern, deren ursächliche Intention sich erst aus dem Kontext erschließt. Gerade in „kollektiven Krisensituationen“ ist der „Zwang zur Rechtfertigung [und] Präsentation der Legitimität des eigenen Handelns besonders groß“,⁸⁵ wie Silke Götsch in ihren Ausführungen zur Auswertung archivalischer Quellen betont.

Das Archiv der Stadt Lütjenburg wurde und wird von einem ehrenamtlichen Arbeitskreis aufgebaut und betreut und hatte sich zunächst schwerpunktmäßig der Erfassung von Beständen der Handwerksämter, der Feuerwehr, der Gilde, der Vereine

⁸¹ Vgl. Jeggle 2001, S. 68.

⁸² Vgl. Götsch 2007, S. 15-37.

⁸³ Ebd., S. 23.

⁸⁴ Vgl. Geertz 1987.

⁸⁵ Götsch ebd., S. 26.

und anderer städtischer Institutionen gewidmet. Daneben gibt es eine umfangreiche Sammlung historischer Aufnahmen von Gebäuden, Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens sowie privaten und offiziellen Ereignissen. Da das Hauptaugenmerk der Archivare zunächst der Sicherstellung alter Bestände galt, sind viele der als eher unspektakulär wahrgenommenen Verwaltungsvorgänge aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch nicht erfasst.⁸⁶ Hier war mir allerdings eine ehemalige städtische Mitarbeiterin, die ihr gesamtes Arbeitsleben von der Lehrzeit bis zur Verrentung im Dienste der Stadt Lütjenburg verbrachte und auch im „Arbeitskreis Archiv“ mitwirkt, eine große Hilfe. Ohne diese Unterstützung wäre es mir nie gelungen, bestimmte Dokumente zu finden.

Ehemalige Bundeswehrangehörige verhalfen mir zu Dokumenten aus diesem Kontext, wie beispielsweise Festschriften zu Jubiläen und anderen Anlässen sowie einer von einem pensionierten Berufssoldaten handschriftlich verfassten und reich bebilderten Chronik des Flugabwehrbataillons 6 der Jahre 1956 bis 1990.⁸⁷ Da der Verfasser seine gesamte Dienstzeit in dieser Einheit – und somit seit 1962 in der Lütjenburger Schillkaserne verbrachte – bildet dieses insgesamt 1056 Seiten umfassende Konvolut eine reichhaltige Quelle. Auch wenn das Gros der geschilderten Ereignisse sich auf innerdienstliche Vorgänge und Veranstaltungen, wie Dienstpostenwechsel, Beförderungen, Auszeichnungen, Manövereinsätze, sportliche Leistungen und ähnliches bezieht, werden ebenso die Kontakte zur Stadt dokumentiert, die sowohl in Form offizieller Akte, als auch auf informeller Ebene stattfanden. Als eine gleichfalls sehr umfangreiche Quelle bot sich mir die archivierte Lokalpresse an,⁸⁸ wohl wissend, dass hier, wie selbstverständlich bei den bisher genannten Informations- und Wissensträgern auch, eine sorgfältige Quellenkritik zum wesentlichen Bestandteil der Textanalyse

⁸⁶ Archivare beklagen häufig das Unverständnis von Verwaltungsmitarbeitern, denen es nicht selten an Einsicht in die Notwendigkeit des geordneten Bewahrens von Vorgängen über den vorgeschriebenen Zeitraum hinaus fehle. Befindet sich das Archiv zudem in der Obhut von Laien, wird häufig unter der Prämisse der persönlichen Vorlieben gearbeitet, während anderes Material unbeachtet bleibt. Sabine Imeri und Franka Schneider, die sich in ihrem Beitrag *Historische Ethnografie als reflexiver Forschungsmodus* unter anderem explizit der verschiedenen Problematiken des archivalischen Forschens widmen, stellen denn auch fest, dass der Vorgang des Archivierens sowohl von Zufällen, als auch der zeitspezifischen Bewertung einzelner Akteure abhängt, deren individuelle Präferenz darüber entscheidet, was aussortiert und was archiviert werden soll. Vgl. Imeri/Schneider 2013, S. 219 ff.

⁸⁷ Chronik Fla 6, Bd. I-III.

⁸⁸ Das Lütjenburger Stadtarchiv besitzt eine lückenlose Sammlung aller Hefte der ab 1963 monatlich erscheinenden *Lütjenburger Nachrichten*, in denen sich neben Werbung, Privatanzeigen, Veranstaltungshinweisen, Standesamtsnachrichten, öffentlichen Ankündigungen und Berichten aus den städtischen Gremien auch heimatkundliche Aufsätze und Firmenporträts befinden. Das Archiv der Kreisverwaltung Plön verfügt über eine umfangreiche Sammlung von Originalen des *Ostholsteinischen Tageblattes*, das im Regionalteil nahezu täglich ausführlich über Lütjenburg berichtete.

gehört.⁸⁹ Wenn Hayden White mit seiner titelgebenden Formulierung feststellt, dass „[a]uch Klio dichtet“,⁹⁰ wird deutlich, dass auch dezidiert ereignisgeschichtlich argumentierende Werke nie frei von persönlichen Präferenzen ihrer Verfasser sein können. Sämtliche Textgattungen, historische Betrachtungen heimatkundlicher Art eingeschlossen, folgen stets einer bestimmten Absicht, worauf sich auch Hans-Georg Gadamer's bekanntes Diktum bezieht, mit dem er konstatiert:

„Es gibt keine Aussage, die man allein auf den Inhalt hin, den sie vorlegt, auffassen kann, wenn man sie in ihrer Wahrheit erfassen will. Jede Aussage ist motiviert. Jede Aussage hat Voraussetzungen, die sie nicht aussagt. Nur wer diese Voraussetzungen mitdenkt, kann die Wahrheit einer Aussage wirklich ermessen“.⁹¹

Außerdem, darauf weist Carola Lipp in ihren Ausführungen zu den *Perspektiven der historischen Forschung* hin,

„[sind historische] Quellen [...] insofern immer auch reflexiv, und zu ihrer Analyse muss dieses (Vor-)Wissen der historisch Handelnden rekonstruiert und analysiert werden. Aussagen in Quellen können in einem komplexen System von Diskursen stehen, das sich nicht nur über schriftliche Quellen, sondern auch über Objekte, Architektur oder über die Geschichte von Institutionen mitteilt und rekonstruieren lässt“.⁹²

Da mir das Mitwirken der Lokalpresse im Lütjenburger Kleinstadtmilieu der vergleichsweise medienarmen 1950er und 1960er Jahren besonders auffiel,⁹³ präsentierte sich die Bewertung dieses Genres als „(un)-heimlicher Akteur“⁹⁴ besonders augenfällig, was sich nicht zuletzt in dessen Produktion wirkmächtiger Zitate dokumentiert, die gedruckten Wiedergängern gleich Zeit- und Medienwechsel zu

⁸⁹ Vgl. Schilling 2001, S. 569 ff.

⁹⁰ White 1986.

⁹¹ Gadamer 1993, S. 52.

⁹² Lipp 2013, S. 207.

⁹³ Vgl. hierzu insbesondere Kap. 5 dieser Arbeit.

⁹⁴ „(Un-)Heimliche Akteure“: *Überlegungen zur (archivalischen) Quellenarbeit* ist der Titel eines 2013 erschienenen Aufsatzes von Julia Fleischhack, in welchem die Autorin unter anderem auf die „Sensibilisierung für die verschiedenen Genres, Entstehungskontexte [und] Autorschaften“ hinsichtlich des Gebrauches von Archivgut eingeht. Vgl. Fleischhack 2013, hier S. 497.

überdauern scheinen.⁹⁵ Auf die Mitverantwortung der Verfasser wissenschaftlicher Texte hinsichtlich der Produktion langlebiger Etikettierungen durch wirkmächtige Zitate sei hier ebenfalls verwiesen, denn „[jedes] Zitat verändert das Zitierte, jede Wiederaufnahme verändert das Aufgenommene“,⁹⁶ wie Lioba Keller-Drescher im Hinblick auf den schmalen Grat zwischen Rekonstruktion und Konstruktion historischer Kontexte anmerkt, weshalb auch der Kritik der selbst produzierten (zukünftigen) Quelle besondere Aufmerksamkeit zu gelten hat. Das schließt auch den Respekt vor dem Untersuchungsgegenstand und dem Wissen darum, dass „es neben der Wahrheit des Forschers auch die Wahrheit des Erforschten“⁹⁷ gibt, mit ein. Der „multimethodische und multiperspektivische Zugriff“⁹⁸ auf das Feld, der stets als besondere Kompetenz des Faches betont wird, dürfte dazu das passende Werkzeug liefern, um in dieser sowohl historisch-archivalisch als auch gegenwartsbezogen argumentierenden Arbeit die richtigen Fragen stellen und verwertbare Antworten finden zu lassen.

Methodisch wird die Zusammenführung der genannten Quellen und Zugangsweisen über diese induktive Sichtweise immer wieder diskursanalytisch inspiriert und wirft damit auch manchen zunächst unbeabsichtigten Seitenblick auf Geist und Gesellschaft der noch jungen Bundesrepublik im Spiegel eines kleinstädtischen Transformationsprozesses. Jens Wietschorke fragt in seinen Ausführungen über *Die kulturelle Oberfläche und die Tiefen des Sozialen*⁹⁹ danach, wie „wir von den kleinen, begrenzten Wirklichkeitsausschnitten [...] auf qualitativem Wege zu den großen Zusammenhängen [kommen]“.¹⁰⁰ Er antwortet darauf mit einem Zitat von Hayden

⁹⁵ Die Bedeutung der Tageszeitung für das Entstehen dieser Arbeit beruht auch auf der Tatsache, dass Artikel ebendieses Mediums auslösendes Moment für eine erste gedankliche Annäherung an diese Materie waren, weshalb ihnen auch in diesem Zusammenhang die Rolle eines heimlichen Akteurs zukommt. Artikel im Tenor des folgenden erschienen im Frühjahr 2012 regelmäßig sowohl in den lokalen, als auch überregionalen Medien und brachten mich auf die Idee zu dieser Arbeit: „Das Flugabwehrlehrregiment 6 und die Flugabwehrraketenlehrbatterie 610 verabschiedeten sich am Sonnabend aus Lütjenburg. Eigentlich sollte am Wochenende der 50. Geburtstag der Schillkaserne in Lütjenburg gefeiert werden. Doch aus der Feier wurde jetzt ein Abschied in Würde aber mit vielen Emotionen. Das Flugabwehrlehrregiment 6 und die Flugabwehrraketenlehrbatterie 610 verabschiedeten sich am Sonnabend aus der Stadt von 800 Bürgern auf dem Marktplatz. Der Verteidigungsminister Thomas de Maizière gab am 26. Oktober die Standortschließung für Lütjenburg bekannt. Und so mussten die verbliebenen Soldaten statt zur goldenen Jubiläumsfeier am Sonnabend zum Auflösungsappell antreten. Etwa 800 Lütjenburger demonstrierten als Gäste der Veranstaltung ihre enge Verbundenheit zum Militär“. Art.: „Würde und Emotionen zum Abschied“, *Ostholsteiner Anzeiger* vom 14.5.2012. <http://www.shz.de/lokales/ostholsteiner-anzeiger/wuerde-und-emotionen-zum-abschied-id165989.html>, Aufruf 30.1.2013, 20.25 Uhr.

⁹⁶ Keller-Drescher 2007, S. 60.

⁹⁷ Hugger 2001, S. 304.

⁹⁸ Schmidt-Lauber 2009b, S. 254.

⁹⁹ Wietschorke 2013, S. 27.

¹⁰⁰ Ebd.

White, in dem es heißt, dass es darum geht, „die ‚Fäden‘ ausfindig zu machen, die das untersuchte Individuum oder die Institution [oder die Situation, Ergänzung JW] mit der äußeren, soziokulturellen ‚Gegenwart‘ verbinden“.¹⁰¹ Es gilt also, ein Gespür dafür zu entwickeln, in welchem Maße die scheinbaren Nebensächlichkeiten und kleinen episodenhaften Bagatellen des Alltags unter der Oberfläche zusammenwirken und diese in einem kohärenten sinnhaften Kontext zu verorten.

2 Stadt und Militär – ethnologische Annäherungen

Als sich die Bundeswehr im Mai 2012 nach fünfzigjähriger Präsenz aus Lütjenburg zurückzog, wurde vorrangig die ökonomische Komponente dieses Verlustes beklagt. Diese Arbeit fragt nun danach, welche Transformationen die Stadt durch den Wandel zur Garnisonstadt tatsächlich erlebte und welche Felder direkt und indirekt dadurch modelliert wurden. Um dem historisch determinierten aber auch zeitgenössisch überformten Beziehungsgeflecht zwischen Stadt und Militär näher zu kommen, müssen beide Forschungsfelder zunächst separat in den Blick genommen werden.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts galt die Stadt zunächst als Forschungsfeld der sich gerade erst etablierenden Soziologie, in dem Ferdinand Tönnies,¹⁰² Georg Simmel,¹⁰³ Werner Sombart,¹⁰⁴ Max Weber¹⁰⁵ und Louis Wirth¹⁰⁶ Ungleichheiten, Machtstrukturen, Differenz und Exklusion in den Fokus nahmen.¹⁰⁷ Die Volkskunde/Europäische Ethnologie begann erst in den 1990er Jahren, den Gegenstand Stadt systematischer zu untersuchen. Der ethnologische Blick und die multidisziplinäre Ausrichtung dieses Faches eröffnen Zugänge zum Forschungsgegenstand, die sich, so Rolf Lindner, jenseits der „Stadt der Soziologen“¹⁰⁸ bewegen. Während letztere die Stadt als „ein auf Schemata heruntergebrochenes Gebilde“¹⁰⁹ wahrnehmen würden, erfasst der kulturwissenschaftlich geübte Blick die Individualität von Städten sowohl in ihrer material-symbolischen, als auch in ihrer historisch und ökonomisch bedingten mentalen Verfasstheit, dem „Habitus der Stadt“.¹¹⁰

¹⁰¹ Ebd. Wietschorke zitiert aus White 1991, S. 33.

¹⁰² Tönnies 2005.

¹⁰³ Simmel 1903.

¹⁰⁴ Sombart 1907.

¹⁰⁵ Weber 1920.

¹⁰⁶ Wirth, 1938.

¹⁰⁷ Vgl. Schäfers 2006, S. 82-92.

¹⁰⁸ Lindner 2008, S. 92.

¹⁰⁹ Ebd., S. 93.

¹¹⁰ Ebd., S. 92.

Hinsichtlich des Forschungsfeldes Militär – vom Militärhistoriker Ralf Pröve 2001 als „Schmuddelkind“¹¹¹ der historischen Wissenschaften bezeichnet – befinden sich die Kulturwissenschaften noch im Frühstadium der Annäherung. Dem diesbezüglichen Mahnruf Albrecht Lehmanns aus dem Jahr 1982, mit dem er diagnostizierte, dass das „Militär [...] ein Teil unserer Kultur und Gesellschaft [ist]“, wurde von wenigen Ausnahmen abgesehen kaum gefolgt.¹¹² Dennoch hat seine damalige Erkenntnis keineswegs an Aktualität verloren, dass derjenige, der „zum Verständnis dieser Teilkultur beiträgt, [...] zugleich einen Beitrag zur Analyse der gesamten Kultur [leistet]“.¹¹³

Abgesehen von den für Individuum und Gesellschaft prägenden Aspekten militärischer Sozialisationserfahrungen, denen sich die Historikerin Ute Frevert in umfangreichen Darstellungen gewidmet hat,¹¹⁴ fehlen diesbezüglich kulturwissenschaftlich orientierte Stadtanalysen. Dem Militär, von den Gesellschaftswissenschaften ohnehin als randständiger Forschungsgegenstand betrachtet, wird hinsichtlich dessen Wirksamkeit als sowohl soziokulturell wie materiell prägender Instanz bislang kaum Bedeutung zugemessen. Nimmt man die militärhistorischen Untersuchungen frühneuzeitlicher Festungstädte aus,¹¹⁵ die sich ohnehin eher der Materialität und Infrastruktur widmen, steht eine kulturwissenschaftliche Betrachtung einer konkreten Stadt im Zuge ihrer Garnisonwerdung durch die Bundeswehr bislang aus.

¹¹¹ Vgl. Pröve 2010c.

¹¹² So befasste sich Silke Götsch 1997 mit Männerbildern in volkstümlichen Soldatenliedern der Jahre 1855-1875, während Andreas C. Bimmer 2001 einen Sammelband zum Militärischen im Volksleben editierte. In größerem Umfang untersuchte Marion Näser-Lather in ihrer Dissertation 2011 das Leben in Bundeswehrfamilien. Götsch 1997, Bimmer 2001 sowie Näser-Lather 2011.

¹¹³ Lehmann 1982, S. 230.

¹¹⁴ Ute Frevert beleuchtet in ihrer 2001 erschienenen Monografie *Die kasernierte Nation: Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland* unter anderem das durch den Wehrdienst geprägte Selbstbild der Männer als Staatsbürger und Soldaten, ihr Verständnis von Staat, Nation und Gesellschaft, sowie die daraus resultierenden Ideen und Ideologien von Dienst, Opferbereitschaft, Kameradschaft und Solidarität. Frevert zeigt gleichfalls auf, wie die Armee ihr Sozialisierungsmodell in die zivile Gesellschaft transportiert hat und welche weitreichenden mentalen Folgen dieser Prägeinstanz zuzuschreiben sind. Vgl. Frevert 2001. Auf einige dieser Aspekte verwiesen bereits einzelne Beiträge in ihrem 1997 erschienen Sammelband *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*, der sich allerdings auch außerdeutschen Themenfeldern zuwendet. Vgl. Frevert 1997a.

¹¹⁵ Vgl. Sicken 1998 und 2008.

2.1 Stadtforschung in der kultur- und sozialwissenschaftlichen Forschung

Als Ulf Hannerz vor zwanzig Jahren seine Gedanken über „*Kultur*“ in einer *vernetzten Welt*¹¹⁶ veröffentlichte, konstatierte er, dass seit der Begriff der Globalisierung „vor ungefähr einem Jahrzehnt zum Modebegriff avancierte“, dieser bisweilen tendenziell „überstrapaziert“ werde¹¹⁷ und dass die Geschichte „vom Globalen und Lokalen mitunter ein bißchen langweilig wird“.¹¹⁸ Schon in der Vergangenheit sind bestimmte Orte stärker äußeren Einflüssen ausgesetzt gewesen als andere und auch für die von Mobilität geprägte spätmoderne Gesellschaft hat der konkrete Ort keineswegs seine Bedeutung verloren. Auf die Gefahr, dass angesichts der stark in den wissenschaftlichen Fokus gerückten Mobilitäten „beständige Ortsbezüge leicht aus dem Blick geraten“,¹¹⁹ weist auch Brigitta Schmidt-Lauber in ihrem vielzitierten Aufsatz *Orte von Dauer* hin. „Mobile Alltage sind heute weithin im Blick und mit ihnen mehrörtige Forschungsdesigns hoch im Kurs“, so dass die Gefahr besteht, „dass nicht-migrantische Lebensrealitäten übersehen werden“.¹²⁰ Vor dem Hintergrund dieser und ähnlicher Befunde, die auch Rolf Lindners Arbeiten der letzten Jahre prägen, lässt sich mit letzterem festhalten, „dass der Raum in der Welt, in der wir leben, nicht weniger wichtig geworden ist“,¹²¹ sondern im Gegenteil gerade aufgrund des Globalisierungsprozesses an Bedeutung gewonnen hat.

Dem Fach Volkskunde ist eine Ignoranz des Ortes indes nicht vorzuwerfen, auch wenn hier zunächst lange das Dorf im Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses stand.¹²² Die Fokussierung auf „Sitte und Brauch“¹²³ und das Erbe der großstadtkritischen Rezeption von Heinrich Riehl¹²⁴ und Georg Simmel¹²⁵ prägten lange den volkscundlichen Horizont und verstellten den Blick auf die Stadt.¹²⁶ Als eigentliche Blütephase der volkscundlichen Gemeindeforschung dürften die 1970er und frühen

¹¹⁶ Hannerz 1995. Vgl. auch Hengartner 2000, S. 100 f.

¹¹⁷ Ebd., S. 78.

¹¹⁸ Ebd., S. 79.

¹¹⁹ Schmidt-Lauber 2009b, S. 243.

¹²⁰ Ebd.

¹²¹ Lindner 2008, S. 92.

¹²² Vgl. Hugger 2001 sowie Moser/Egger 2013.

¹²³ Kaschuba 1999, S. 128.

¹²⁴ Riehl sah die von ihm als erhaltenswert angesehene ständische Gesellschaftsordnung sowie die Familie als Keimzelle des staatlichen Gemeinwesens durch den Prozess der Verstädterung bedroht. Das Leben in der Großstadt fördere das Verderben der Sitten, zerstöre die gewachsenen Bindungen und führe zur Vereinzelung der Individuen. Vgl. Riehl 1854, S. 63-102.

¹²⁵ Mit seinen Gedanken über *Die Großstadt und das Geistesleben* schuf Georg Simmel einen der wirkmächtigsten und häufig zitierten Texte über die Stadt aus soziologischer Perspektive. Vgl. Simmel 1903, S. 185-206.

¹²⁶ Vgl. Kokot, Hengartner u. Wildner 2000, S. 7, Hengartner 2000, S. 87 f. und Hengartner 2005, S. 69. Siehe dazu auch Schäfers 2006, S. 135 und Musner 2009, S. 35.

1980er Jahre in die Fachgeschichte eingehen, die in diesem Zusammenhang insbesondere durch Arbeiten von Albrecht Lehmann¹²⁷ und Utz Jeggle¹²⁸ geprägt wurden.¹²⁹ Es fehlt heute allerdings auch nicht an kritischen Anmerkungen hinsichtlich der Forschungsperspektive etlicher Arbeiten der 1970er Jahre, denen Rolf Lindner rückblickend eine gewisse einseitige Betrachtungsweise attestiert, da „[die] sozioromantischen Töne dieser Studien [...] nicht zu überhören [sind]“ und die „Ethnographen [...] die Siedlungen als Solidaritätsenklaven [verstanden]“ und sie „zu utopischen Vorboten einer Gesellschaft als Gemeinschaft [machten]“. ¹³⁰ Ungeachtet dieser dem Zeitgeist geschuldeten Einschränkungen gehörten Ortsmonografien nunmehr zum festen Repertoire des Faches, doch bestand nach wie vor eine spürbare Distanz in Richtung Stadt.¹³¹ Trotz eines thematisch auf die Stadt fokussierten Volkskunde-Kongresses 1983 in Berlin,¹³² führte das Forschungsfeld bis in die 1990er Jahre eher ein Nischendasein, auch wenn es immer wieder vereinzelte Anstöße gab.¹³³

„Bevorzugte Untersuchungsräume“, schreibt Rolf Lindner 1997, seien jedoch bevorzugt solche „mit einer Spur Andersheit ‚a taste of otherness‘, wie es James Clifford einmal ausgedrückt hat“¹³⁴ und weniger die unspektakulären Wohnquartiere und Alltagsorte. Wenngleich sich diese Situation zwischenzeitlich durchaus zum Besseren gewendet hat, verweist Andrea Hauser noch 2007 unter Berufung auf die „unklaren Nomenklaturen“¹³⁵ darauf, dass sich die Erforschung der modernen Stadt erst als relativ neues Betätigungsfeld in den Kulturwissenschaften zu etablieren beginnt. Auch wenn dessen eigenständige disziplinäre Ausrichtung sich noch im Wachstum befindet, ist zu unterstreichen, dass sich die dem Fach eigenen Kompetenzen und Methoden in diesem Zusammenhang förmlich aufdrängen. Verfügt doch gerade die Volkskunde über Forschungsansätze, welche die Alltagspraxis und die Erfahrungswelten von Subjekten in den Mittelpunkt der Analyse stellen. Weil das Subjekt immer im Zentrum des

¹²⁷ Lehmann 1976.

¹²⁸ Jeggle 1977.

¹²⁹ Vgl. Kaschuba 1999, S. 128-130.

¹³⁰ Lindner 2004, S. 169.

¹³¹ Dieses Defizit wird auch von Brigitta Schmidt-Lauber attestiert, die anmerkt, dass die Volkskunde/Europäische Ethnologie „[trotz] starker disziplinärer Umgestaltung des Faches nach dem Zweiten Weltkrieg und einer Hinwendung weg von einer germanozentrierten Bauernkunde hin zu einer empirischen Alltagskulturwissenschaft [...] erst vergleichsweise spät ein Interesse an der Stadt als Forschungsfeld [fand]“. Schmidt-Lauber 2009a, S. 14.

¹³² Der Kongress fand unter dem Titel „Großstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung“ vom 26.-30.9.1983 statt. Vgl. Kohlmann 1985.

¹³³ Zu nennen wäre hier Ulf Hannerz, der mit seinem Werk *Exploring the City* dazu beitrug, das Feld der Urbanethnologie neu zu etablieren und konzeptuell weiterzuentwickeln. Vgl. Hannerz 1983.

¹³⁴ Lindner 1997, S. 322.

¹³⁵ Hauser 2007, S. 31.

forschenden Interesses steht, sind dessen Aneignungsformen und Erfahrungsdimensionen des Raums sowie Zuschreibungsprozesse konkreter Orte zu befragen. Dabei ist jedoch darauf zu achten, so Schmidt-Lauber, dass „nicht auf der Ebene scheinbar voraussetzungslos handelnder Akteure verharrt werden darf [...]“, sondern „[subjektive] Ortsbezüge [...] im gesellschaftlichen, ökonomisch-politischen und historischen Kontext zu situieren [sind]“. ¹³⁶ Dass hier die dem Fach eigenen Kompetenzen in all ihren Facetten zum Einsatz gebracht werden können, bekräftigt auch Johanna Rolshoven, die in diesem Zusammenhang „die historische Geübtheit im Blick auf das Eigene“ ¹³⁷ hervorhebt. Denn, um es mit Clifford Geertz zu formulieren, „wir untersuchen heute nicht Dörfer, Städte oder Regionen, sondern in Dörfern, Städten oder Regionen“. ¹³⁸ Versteht man die Stadt in diese Sinne als soziale Wirklichkeit, bedeutet dies, so die Stadtsoziologin Annette Harth in ihren Überlegungen zu *Gemeindestudien als Ansatz in der Stadtsoziologie*, dass „die konkrete Stadt mit ihren ortstypischen Bedingungskonstellationen und ihrer Handlungsrelevanz, ihren typischen Integrationsformen, Wirtschaftsweisen und politischen Akteurskonstellationen“ ¹³⁹ im Zentrum des Forschungsinteresses stehen muss.

Seit der Wende zum 21. Jahrhundert ist die Stadtforschung zunehmend aus ihrer Randexistenz herausgetreten und hat sich als eigenständige Disziplin innerhalb der Kulturwissenschaften etabliert, wie nicht nur die Gründung einer *Zeitschrift für Stadtforschung*, ¹⁴⁰ sondern auch die Schaffung eines Studienganges „Kultur der Metropolen“ an der Hamburger Hafencity-Universität beweisen. „Die ethnologisch-kulturanalytische Auseinandersetzung mit Stadt liegt im Trend“, ¹⁴¹ so Anja Schwanhäüßer in einem Artikel aus dem Jahr 2010, in dem sie unter anderem auf entsprechende Belege für diese Feststellung verweist. ¹⁴² Die Forschungsergebnisse, die

¹³⁶ Schmidt-Lauber 2005, S. 213.

¹³⁷ Rolshoven 2001, S. 23.

¹³⁸ Geertz 1987, S. 32.

¹³⁹ Harth et al. 2011, S. 82.

¹⁴⁰ *dérive - Zeitschrift für Stadtforschung* erscheint seit dem Sommer 2000 vierteljährlich in Wien und versteht sich als interdisziplinäre Plattform zum Thema Stadtforschung. Die behandelten Felder reichen von Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung, Raumordnung und Bildender Kunst bis zu Geographie, Soziologie, Politik, Medienwissenschaften und Philosophie. Thematisiert werden globale Problemstellungen, die im lokalen Rahmen behandelt werden und Aufschlüsse über die gegenwärtige Stadtentwicklung geben sollen. Zu den Autorinnen zählen unter anderen die Kulturwissenschaftlerinnen Alexa Färber und Anja Schwanhäüßer. http://www.derive.at/index.php?p_case=6, Aufruf 12.9.14, 16.24 Uhr.

¹⁴¹ Art. „Stadtethnologie – Einblicke in aktuelle Forschungen“, *dérive* Nr. 40, 2010, http://www.derive.at/index.php?p_case=2&id_cont=940&issue_No=40, Aufruf 12.9.14, 16.53 Uhr.

¹⁴² „In Berlin gibt es gleich mehrere Initiativen zur Erforschung urbaner Kulturen: 2006 wurde das an der Humboldt-Universität zu Berlin ansässige Georg-Simmel-Zentrum für Metropolenforschung gegründet,

sich inzwischen in etlichen Publikationen niedergeschlagen haben, haben indes vorzugsweise die Metropolen mit ihren vielfältigen Milieus, Subkulturen, Ethnien und Szenen im Fokus. Diese bieten der Kulturwissenschaft eine Fülle möglicher Erkenntnisinteressen, da sie auch immer Kristallisationspunkte sowohl aktueller Trends als auch Problemmarker gesamtgesellschaftlicher Entwicklungen darstellen. Und weil diese Zentren im Zuge von Globalisierung, Mediasierung und Migration über ein enormes Innovationspotential verfügen, mit dem kreative Prozesse in Gang gesetzt werden,¹⁴³ konzentriert sich urbanethnologische Forschung auf Metropolen und Großstädte.¹⁴⁴ Dieter Kramer, der die gegenwärtigen Konzepte von Stadtethnologie mit ihrer Fokussierung auf den „Zauber der Metropolen“ kritisiert, weist zu Recht darauf hin, dass die Mehrheit der Deutschen in Klein- und Mittelstädten lebt.¹⁴⁵ Der Fokus auf Großstädtisches führt in der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Stadtforschung dazu, dass über letztere nur wenig Material existiert. Diese Engführung, so Thomas

eine Initiative, die u. a. auf Wolfgang Kaschuba, am selben Institut wie Rolf Lindner tätig, zurück geht. Eine weitere neuere Einrichtung ist das Transatlantische Graduiertenkolleg: Geschichte und Kultur der Metropolen im 20. Jahrhundert, das u. a. mit ethnografischen Methoden arbeitet. Ebenfalls in Berlin gibt es am Institut für Europäische Ethnologie seit einigen Jahren das Labor Stadtanthropologie, in dem u. a. die Professorinnen Alexa Färber [...], Beate Binder und Regina Römhild aktiv sind. In Darmstadt haben Martina Löw und Helmuth Berking mit anderen ProfessorInnen 2004 den Forschungsschwerpunkt Stadtforschung ins Leben gerufen, bei dem ethnografische Methoden stark vertreten sind, vor allem durch Silke Steets. Beim Campus-Verlag geben Löw und Berking seit 2008 die Reihe Interdisziplinäre Stadtforschung heraus, bei der mit weichen Methoden lokale Stadtkultur in Geschichte und Gegenwart erforscht wird. Seit jeher stark ist die ethnologische Stadtforschung am Institut für Kulturanthropologie in Frankfurt/Main, etabliert von Ina-Maria Greverus und weitergeführt von Gisela Welz. Welz hat bereits 1991 eine Studie zu Street Life vorgelegt, zurzeit leitet sie ein Forschungsprojekt zur Neuordnung der Stadt im neoliberalen Zeitalter“. Ebd. Ähnlich äußert sich im gleichen Jahr Michi Knecht, die in ihren Gedanken zur Reakzentuierung des Lokalen als europäisch-ethnologischer Schlüsselkategorie folgendes zu bedenken gibt: „Gegenwärtig jedoch steht das Lokale interdisziplinär wieder hoch im Kurs, vor allem im Kontext empirischer Globalisierungs- und Transnationalisierungsforschung. Nicht als vorgegebener, fixierbarer Raum und nicht als unproblematische Qualität des sozialen Lebens, in dem man aufgeht, sobald man das Arbeitszimmer in der Universität verlässt, um Feldforschung zu betreiben, sondern als relationale, heterogene, und häufig konflikthafte Kategorie“. Knecht 2010, S. 27.

¹⁴³ Als kleine Auswahl aus der Vielzahl der Veröffentlichungen sei an dieser Stelle auf die folgenden Autoren und Titel verwiesen: Binder, Beate (2009c): Streitfall Stadtmitte. Der Berliner Schlossplatz; Färber, Alexa (Hg.) (2005): Hotel Berlin. Formen urbaner Mobilität und Verortung; Greverus, Ina-Maria (2009) (Hg.): Aesthetics and anthropology. Performing life – performed lives; Kokot, Waltraud, Hengartner, Thomas u. Wildner, Karin (2000) (Hg.): Kulturwissenschaftliche Stadtforschung; Krasny, Elke u. Nierhaus, Irene (2008): Urbanografien. Transdisziplinäre Stadtforschung; Lindner, Rolf (2008): Textur, „imaginaire“, Habitus. Schlüsselbegriffe der kulturalanalytischen Stadtforschung.; Lindner, Rolf u. Moser, Johannes (2006): Dresden. Ethnografische Erkundungen einer Residenzstadt; Musner, Lutz (2009): Der Geschmack von Wien. Kultur und Habitus einer Stadt; Schwanhäußler, Anja (2010): Kosmonauten des Underground. Ethnografie einer Berliner Szene; Welz, Gisela (1991): Street life. Alltag in einem New Yorker Slum. Kulturanthropologie Notizen; Schwell, Alexandra und Jens Wietschorke (2012) Orts-Erkundungen. Der Stadt auf der Spur; Zimmermann, Clemens (2006): Zentralität und Raumgefüge der Großstädte im 20. Jahrhundert; Egger, Simone (2013): „München wird moderner“. Stadt und Atmosphäre in den langen 1960er Jahren.

¹⁴⁴ Vgl. Hengartner 2005, S. 68.

¹⁴⁵ Vgl. Kramer 2013, S. 112 f.

Hengartner, „setzt auch ein Verständnis von Städtischem absolut, das den Rahmenbedingungen urbaner Daseinsformen in kleineren Maßstäben nicht gerecht werden kann“ und verstellt somit auch den Blick auf „aktuelle Transformationsprozesse in alltäglichen Praxen“.¹⁴⁶ Speziell mit der Kleinstadt haben sich bis in die Gegenwart vorrangig die Heimatkundler beschäftigt, so dass es nicht verwundert, dass es kaum eine kleine Stadt ohne Chronik gibt.¹⁴⁷ Der Kulturhistoriker Clemens Zimmermann verweist vor diesem Hintergrund zwar auf „[zahlreiche] hervorragende Einzeldarstellungen und klassische Stadtgeschichten“,¹⁴⁸ beklagt aber den „Mangel an systematischen, auf strukturelle Klärung gerichtete Studien über die kleine Stadt auf dem Weg in die Moderne des 19. und 20. Jahrhunderts“.¹⁴⁹

2.1.1 Der eigenlogische Ansatz in der Stadtforschung

Anders als die in der Regel strukturell und sozialräumlich argumentierende traditionelle Stadtsoziologie und die häufig ereignisfixierte historische Stadtforschung fragt die Volkskunde/Europäische Ethnologie eher nach der „durch Ökonomie, Geschichte und tradierten Werte, Haltungen und Anschauungen ihrer BewohnerInnen [bewirkten] ‚Gestalt‘ einer Stadt [und] ihrer symbolischen Repräsentationen,“¹⁵⁰ wie Lutz Musner es in *Der Geschmack von Wien* tut. Musner bezieht sich hier auf einen Forschungsansatz in der Stadtethnologie, welcher auf entsprechende Argumentationen Rolf Lindners zurückgeht, der seit 1996 Ansätze zur Analyse eines „Habitus der Stadt“ entwickelt und dabei an Bourdieus Kultursoziologie¹⁵¹ angeschlossen hat. Etwa zeitgleich vertrat der britische Kulturwissenschaftler Martyn Lee diesen aus dem Kontext der britischen Cultural Studies stammenden Ansatz in seiner Arbeit über die Stadt Coventry.¹⁵² Lindner interessiert sich für die kulturellen Prägungen in spezifischen Städten und damit für die von Bourdieu aufgeworfene Frage nach der „Konstanz der Dispositionen, des

¹⁴⁶ Hengartner 2005, S. 69

¹⁴⁷ Vgl. Zimmermann 2003, S. 18.

¹⁴⁸ Ebd.

¹⁴⁹ Zimmermann 1999, S. 5. „Die kleinen Städte auf dem Weg in die Moderne“. In: Informationen zur modernen Stadtgeschichte 2/1999, Themenschwerpunkt: Kleine Städte. Zitiert aus PRO-REGIO-ONLINE 2/2004 Themenschwerpunkt Kleinstädte (Teil I), S. 13. Dass es jenseits der klassischen Chroniken auch Kleinstadtuntersuchungen gibt, die dem Anspruch Zimmermanns gerecht werden, beweist für den Raum Schleswig-Holstein der Volkskundler Nils Hansen mit seiner Dissertation über den Alltags- und Mentalitätswandel unter dem Einfluss der Industrialisierung in Meldorf, einer westholsteinischen Kleinstadt. Vgl. Hansen 1993.

¹⁵⁰ Musner 2009, S. 37.

¹⁵¹ Vgl. Bourdieu/Wacquant 1996. Zum Begriff des „Habitus der Stadt“ vgl. auch Lindner 2008, Bockrath 2008, Gehring 2008, Matthiesen 2008, Rodenstein 2008 sowie Zimmermann 2008.

¹⁵² Lee 1997 und Bürk 2011.

Geschmacks, der Präferenzen“,¹⁵³ die sich im städtischen Imaginären niedergeschlagen haben.

„Das spezifische Thema einer Stadt, das in ihrem Ruf, ihrem Imago und ihrer Atmosphäre zum Ausdruck kommt, beeinflusst den Korpus ihrer Bilder, Erzählungen und musikalischen Ausdrucksformen und zeigt sich in seinem Potenzial, Erinnerungen und Erwartungen, was zu einer Stadt passt und was nicht, was für sie typisch ist und was nicht, wirkungsmächtig zu evozieren“,¹⁵⁴

wie Lutz Musner erläutert. Die kulturwissenschaftliche Frage nach den Eigenschaften und Besonderheiten bestimmter Städte, der Blick auf historische Prägungen des Ortes, seine narrative Textur und seine kulturellen Dispositionen stadtspezifischen Traditionen, lokaler Mentalitäten und politischer Kulturen geht somit über das hinaus, was in herkömmlichen Forschungsansätzen fokussiert wurde. „Damit verlagert sich auch die Perspektive von Kulturen in der Stadt zur Kultur der Stadt“, so Anja Schwanhäüßer, „welche spezifischen Haltungen, Institutionen und Figuren aus ihr hervorgehen, was die gelebte Eigenart der Stadt ausmacht, warum sie so ist und nicht anders“.¹⁵⁵ Dabei geht es, wie Johannes Moser in seinem Aufsatz über „Dresden – die schöne Stadt“¹⁵⁶ verdeutlicht, um Untersuchungen, in denen die Stadt in ihren „Vernetzungen nach innen und außen betrachtet wird“.¹⁵⁷ Die jeweils prägenden historischen Zeiträume und Instanzen, denen eine Stadt ihr spezielles Sosein verdankt, sind nicht zwingend auf den ersten Blick erkennbar, sie müssen im Forschungsprozess freigelegt werden. Aber, so Rolf Lindner, „[wie] immer wir ‚Habitus‘ definieren, stets ist damit etwas Gewordenes gemeint [...]“.¹⁵⁸ Und zwar in dem Sinne, „dass auch Städten aufgrund ‚biografischer‘ Verfestigungen bestimmte Entwicklungslinien näher liegen, andere ferner stehen“.¹⁵⁹ Lindner sieht hier „Antworten auf zeitgenössische Kommentare, die die moderne oder besser postmoderne Welt als eine orts- und damit unterschiedslose Fläche beschreiben, die in einer universellen Struktur von *flows*, von

¹⁵³ Bourdieu/Wacquant 1996, S. 165.

¹⁵⁴ Musner 2009, S. 37.

¹⁵⁵ Schwanhäüßer 2010, http://www.derive.at/index.php?p_case=2&id_cont=940&issue_No=40, Aufruf 12.9.14, 16.53 Uhr.

¹⁵⁶ Moser 2006.

¹⁵⁷ Ebd., S. 106.

¹⁵⁸ Lindner 2003, S. 52.

¹⁵⁹ Ebd.

Strömen aufgeht“.¹⁶⁰ Die oben erwähnten Spezifika wurden in Kleinstädten häufig von nur einem zentralen Faktor verursacht, der eine Kette von Folgeerscheinungen auslöste, die sowohl die Materialität als auch den Habitus der Stadt prägten. Letzterer, der sich wiederum in Verhaltensformen, Redeweisen und Idiosynkrasien ausdrückt und dem Ort sein ganz individuelles Sosein verleiht,¹⁶¹ zieht sich als ein Deutungsvorschlag durch diese Arbeit. Ein derartiges System von „Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata führt nicht zwangsläufig zu einer gleichartigen Ausprägung gleichsam geklonter Individuen, lässt aber gewisse Ähnlichkeiten in der Lebensgestaltung erkennen“,¹⁶² wie der Kultur- und Sozialgeograph Peter Dirksmeier zu bedenken gibt.

Auf der Basis des Habitus-Konzeptes wurde in der Stadtsoziologie unter der Bezeichnung „Eigenlogik der Städte“ in den letzten Jahren ein Ansatz entwickelt, der von Helmuth Berking und Martina Löw skizziert und 2008 im Sammelband *Die Eigenlogik der Städte*¹⁶³ ausgearbeitet wurde,¹⁶⁴ um der von ihnen als „subsumtionslogisch“ bezeichneten klassischen Stadtsoziologie eine verstärkte Reflexion der Spezifik bestimmter Städte entgegenzusetzen. „Eigenlogik“ meint dabei – so Martina Löw in ihrer 2008 dazu erschienenen Monographie – „die verborgenen Strukturen der Städte als vor Ort eingespielte, zumeist stillschweigend wirksame Prozesse der Sinnkonstitution“.¹⁶⁵ Auch wenn alle bisher diesem Ansatz folgenden Veröffentlichungen Groß- und Mittelstädten gewidmet waren, lässt sich das Eigenlogik-Konzept durchaus auch auf Kleinstädte anwenden, denn, das „Eigene der Städte“, so Löw, „entwickelt sich sowohl aufgrund historisch motivierter Erzählungen und Erfahrungen als auch im relationalen Vergleich zu formgleichen Gebilden, das heißt zu

¹⁶⁰ Lindner 2008, S. 92.

¹⁶¹ Vgl. Moser/Egger 2013, S. 184 und Löw 2008a, S. 42.

¹⁶² Dirksmeier 2009, S. 99.

¹⁶³ Vgl. Berking/Löw 2008.

¹⁶⁴ Anja Schwanhäüßer nimmt in ihrem Artikel „Stadtethnologie – Einblicke in aktuelle Forschungen“ wie folgt Stellung zur Urheberschaft des Eigenlogikbegriffes: „Auch außerhalb der Europäischen Ethnologie wird Rolf Lindners Konzept aufgegriffen, am prominentesten in dem von Martina Löw geleiteten Forschungsschwerpunkt Eigenlogik der Stadt. Durch ihre starke mediale Präsenz wird Martina Löw vom Fachpublikum sowie von urbanistisch arbeitenden Künstlern und Künstlerinnen oft sogar fälschlicherweise als Urheberin jenes Denkansatzes gesehen“. Schwanhäüßer ebd. Thomas Bürk verweist in seinem Aufsatz *Wie der Habitus über die Städte kam. Erkundungen zur Wanderung und Wandlung des Konzeptes 'City Habitus'* darauf, dass die These vom „Habitus der Stadt“, die ein Modell für das Eigenlogik-Konzept darstellt, aus dem kulturwissenschaftlichen Zusammenhang der Cultural Studies stammt und nicht aus den Sozialwissenschaften. Dadurch erklären sich einige der Missverständnisse und Debatten um den Begriff der „Eigenlogik der Städte“. Vgl. Bürk 2011. Zur kritischen Auseinandersetzung mit dem Eigenlogikbegriff in der Stadtforschung vgl. insbesondere Kemper/Vogelpohl 2011.

¹⁶⁵ Löw 2008a, S. 19.

anderen Städten“.¹⁶⁶ „Vielleicht ist es gerade die Zwischenposition der Kleinstadt, zwischen Großstadt und Dorf, die genauere Definitionen und ausgefeiltere Typologien dringlicher erscheinen lässt“,¹⁶⁷ wie die Historikerin Margareth Lanzinger in ihrem *Kleinstadtgeschichte(n) zwischen locus und focus* betitelten Beitrag in dem von Helmuth Berking und Martina Löw herausgegebenen Sammelband *Die Eigenlogik der Städte – Neue Wege für die Stadtforschung*¹⁶⁸ anregt. Lanzinger verweist zugleich darauf dass „sich damit aus historisch-anthropologisch und kulturwissenschaftlicher Perspektive interessante Fragestellungen [eröffnen], nämlich jene nach Situationen und Formen, Bedürfnissen und Ausmaßen der Abgrenzung nach oben und nach unten“.¹⁶⁹ So wäre beispielsweise der Frage nachzugehen, „wann sich Kleinstädterinnen und Kleinstädter als etwas ‚Besseres‘ [vorkommen]“¹⁷⁰ – ein Analyseansatz, der auch und gerade im Kontext dieser Untersuchung fruchtbar gemacht werden kann, da das soziale Gefüge Lütjenburgs im Zuge der Garnisonswerdung neu justiert werden musste. Lanzinger empfiehlt zudem, bei der Beforschung der „Kleinstadt als Ort sozialer Praxis“¹⁷¹ ein besonderes Augenmerk auf Themen wie die selektive Aneignung von Traditionen, „invention of tradition“ als Signal für neuralgische Momente und Brüche, Eigeninteressen kleinstädtischer Eliten sowie die Bedeutungshorizonte vor dem Hintergrund zeit- und situationspezifischer Kontexte zu haben,¹⁷² um so der „lokalspezifischen, eigensinnigen Wirklichkeit“¹⁷³ einer Stadt näherzukommen. Dieses Vertiefen in die Strukturen einer Stadt, ist für den Semiotiker Roland Barthes eine andere Form des Lesens und der Textanalyse: „Die Stadt ist eine Schrift; jemand, der sich in der Stadt bewegt, [...] ist eine Art Leser, der je nach seinen Verpflichtungen und seinen Fortbewegungen Fragmente der Äußerung entnimmt und sie insgeheim artikuliert“.¹⁷⁴ In diesem Sinne liest allerdings jeder etwas anderes, da – wie bereits mehrfach betont – die individuelle Wahrnehmung des einzelnen nicht nur auf unterschiedliche Reize reflektiert, sondern diese auch je nach Alter und Geschlecht, kultureller Vorprägung, ästhetischer Präferenz und nicht zuletzt aufgrund eines ‚dort-sein-wollens‘ oder ‚dort-sein-müssens‘ höchst unterschiedliche Gefühle generiert.

¹⁶⁶ Löw 2008b, S. 43.

¹⁶⁷ Lanzinger 2008, S. 200.

¹⁶⁸ Berking/Löw 2008.

¹⁶⁹ Lanzinger 2008, S. 200.

¹⁷⁰ Ebd.

¹⁷¹ Ebd., S. 205.

¹⁷² Vgl. ebd., S. 208 f.

¹⁷³ Berking/Löw ebd., S. 9.

¹⁷⁴ Barthes, 1988, S. 206.

2.2 Die Kleinstadt - Klischees, Stereotyp und reale Lebenswelt

Im Jahr 1964 zeichneten die *Kieler Nachrichten* in einer Reportage über die Garnisonstädte Rendsburg und Lütjenburg folgendes Bild:

„Wer von der Garnison Rendsburg in die Garnison Lütjenburg kommandiert wird, kommt ‚auf die Dörfer‘. Mehr als viele gleichgroße norddeutsche Kleinstädte hat die uralte Wendensiedlung im Kossautal den Charakter ländlicher Abgeschlossenheit bewahrt, so ungern das viele Lütjenburger auch hören“.¹⁷⁵

Diese Charakteristik steht gewissermaßen in der Traditionslinie etlicher „literarische[r] Kleinstadtbilder, [die] geprägt [waren] von Philistern, Provinzialismus, Konformismus und Öde“,¹⁷⁶ aber zugleich ländliche Idylle evozierten. Angesichts der Auseinandersetzung mit der Kleinstadt wird somit auch rasch deutlich, dass diese in medialen Diskursen aus zwei Perspektiven betrachtet und mittels einer doppelten Abgrenzung beschrieben wird, indem sie als eine Zwischenkategorie der Dichotomien Großstadt und Dorf erscheint. Wird die Kleinstadt in der Forschung „weit stärker von der Großstadtperspektive her gesehen, gedacht und in der Folge auch charakterisiert, als vom Dorf und Land aus“,¹⁷⁷ mag dies vor allem daran liegen, dass der Schwerpunkt der Stadt- und Urbanitätsforschung auf die Großstadt gelegt wurde. Zudem ist das Urbanitätskonzept mitsamt den Interpretationen städtischer Daseinsformen bis heute auf einige wenige Theoreme fixiert. Thomas Hengartner hebt hier die Wirkmächtigkeit der Ansätze Georg Simmels hervor, die „aus dem Erleben der tiefgreifenden Veränderungen des Modernisierungs-, Industrialisierungs- und Urbanisierungsprozesses im Umfeld der vorletzten Jahrhundertwende entwickelt wurden“.¹⁷⁸ Nachdem die Stadt als Paradigma der Moderne ins Blickfeld gerückt war, wurde ihm das Dorf als Widerpart gegenübergestellt. Die Kleinstadt wurde von dieser Warte aus der Provinz, dem Land zugeschlagen und somit von der Stadtforschung weitestgehend ignoriert. Mit der Wende zum 20. Jahrhundert bekam die Großstadt ein vielfach rezipiertes Negativnarrativ zugewiesen, in dessen Folge ideologisch motivierte Schwarzweißzeichnungen von Stadt und Land einen kaum auflösbaren Antagonismus konstruierten und einen Mythos des Landes und der Kleinstadt schufen. Die

¹⁷⁵ Art. „Der Boom kam mit dem Bataillon“, *KN* 16.1.1964, S. 12.

¹⁷⁶ Lanzinger 2008, S. 201.

¹⁷⁷ Lanzinger 2003, S. 197.

¹⁷⁸ Hengartner 2005, S. 69.

Polarisierung von Metropole und Provinz, die Mitte des 19. Jahrhunderts begann und sich im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts verschärfte, forcierte die Entwicklung einer spezifischen Großstadtliteratur, deren Protagonisten sich mit Fremdheit, Verlorenheit, Einsamkeitsgefühlen, Monotonie und Nervosität konfrontiert sahen, während im Gegenentwurf Dorfgeschichten, Heimatliteratur und regionale Romane die Sehnsucht nach einer vermeintlich heilen Welt befriedigten.¹⁷⁹

Das Land wurde nun zur „Quelle, aus der das gesamte Volk Erfrischung und Erstarkung schöpft“,¹⁸⁰ wie Wilhelm Heinrich Riehl es bereits 1854 in *Land und Leute*, einem seiner wirkmächtigen Referenztexte formuliert hatte.¹⁸¹ Die durch diesen Mythos evozierten Texte und Bilder, die nicht nur in der Tourismuswerbung fortwirken, beklagte der Kulturhistoriker Hermann Glaser bereits 1969, indem er die moderne deutsche Kleinstadt als „Freilichtmuseum“ bezeichnete, dass „mit mittelalterlichem Marktplatz und plätscherndem Brunnen, angestrahler Burgruine, gotischer Kirche, Festspielen in historischen Kostümen, wie aufgebaut für Touristen“¹⁸² daherkomme und deren Schattenseiten häufig übersehen würden, denn „[in] Wirklichkeit“, so Glaser, „ist [...] die Kleinstadt seit eh und je auch der soziokulturelle Ort, an dem Muffigkeit und Börsartigkeit, Pedanterie, Prüderie und geistige Engstirnigkeit auf dem Sumpf seelischer Verkümmerng ins Kraut schießen“.¹⁸³ Derartige Etikettierungen haften ebenso an der Kleinstadt, wie die Wahrnehmung derselben als „malerisches Städtchen“ irgendwo „zwischen Biedermeier und Spitzweg“,¹⁸⁴ weshalb es sinnvoll erscheint, nach der Eigenlogik der Stadt zu fragen und unter die von außen aufgelegten Folien zu blicken. Konrad Köstlin sieht „Orte und Regionen“ deshalb als „gedacht und ‚gemacht‘ durch die Art der Erinnerung und der Deutung, die eine Gesellschaft an sie heranträgt, durch die Art der Ausstattung, die ihr in medialen Diskursen angetan wird“.¹⁸⁵ Die aus den jeweiligen medialen Diskursen entstandenen städtischen Images verfügen zumeist über eine hartnäckige Langlebigkeit, die sich nur schwer abstreifen lässt, selbst wenn die Gegenwart schon längst andere Realitäten geschaffen hat.

¹⁷⁹ Vgl. Nowak 2013, S. 107.

¹⁸⁰ Riehl 1854, S. 140.

¹⁸¹ Vgl. Korff 2013, S. 423.

¹⁸² Glaser 1969, S. 69.

¹⁸³ Ebd., S. 66.

¹⁸⁴ Wohlfahrt 1991, S. 11.

¹⁸⁵ Köstlin 2005, S. 121.

2.2.1 Die Kleinstadt als Produkt narrativer Rezeption

Der Blick auf die Kleinstadt, ihre Wahrnehmung und mediale Formatierung speist sich maßgeblich aus zwei Quellen, deren Substanzen derart in Opposition zueinander zu stehen scheinen, dass es schwerfällt, diese Antagonismen in irgendeiner Weise deckungsgleich zusammenzuführen. Dieser Wahrnehmungsgegensatz lässt sich am einfachsten anhand der ihnen aufgedruckten Prägestempel ausleuchten, deren Muster bis heute als Folie über nahezu jede Art von Kleinstadtschilderung gelegt werden.

Sowohl die affirmative als auch die pejorative Folie rekurrieren auf literarische Quellen des 18. und 19. Jahrhunderts, wo „artige Städtchen“ im „glücklichen Winkel“ liegend, von „trefflichen Hauswirten“ und „würdigen Hausfrauen“ bevölkert wurden, wie sie Goethe in *Hermann und Dorothea* skizziert hat,¹⁸⁶ ein Referenztext der bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts fester Bestandteil des schulischen Kanons war. Jene literarisch verewigten biedereren Kleinstädter bekamen Gesellschaft von allerlei liebenswert-schrulligen Protagonisten, wie sie in den Werken des Malers Carl Spitzweg Vorbildfunktion für etliche bis heute funktionierende Kleinstadtstereotypen erhielten und deren nachhaltige Wirkung nicht zu unterschätzen sein dürfte, wie die Literaturwissenschaftlerin Christiane Nowak anmerkt.

„Aufgrund von Bildern wie *Der Briefbote im Rosenthal* (um 1858), *Der ewige Hochzeiter* (verschiedene Fassungen 1855-1875), oder *Das Ständchen* (um 1870), die kleine Szenen vor altertümlichen Stadtkulissen zeigen, wurde Spitzweg zugesprochen, das Wesen der deutschen Kleinstadt zu erfassen und einen entscheidenden Beitrag zur deutschen Identität zu leisten“.¹⁸⁷

Diese liebenswert gezeichnete Idyllenwelt, auf der in biografisch motivierten Texten zumeist „der Jugend Zauber“¹⁸⁸ ruht, entfaltet ihre Wirkung bis in die Gegenwart in den

¹⁸⁶ Goethe 1868, I/ 1-13 (Canthus Kalliope).

¹⁸⁷ Nowak 2013, S. 102.

¹⁸⁸ Theodor Storms Gedicht *Die Stadt* erfasst diese rückblickend harmonisierende Sicht auf des Dichters Heimatstadt Husum, als dieser 1852 Schleswig-Holstein aus politischen Gründen verlassen musste und in deren dritter und letzter Strophe es heißt:

„Doch hängt mein ganzes Herz an dir,

Du graue Stadt am Meer;

Der Jugend Zauber für und für

Ruht lächelnd doch auf dir, auf dir,

Du graue Stadt am Meer“.

Storm 1978, S. 112.

sich beharrlich wiederholenden Wendungen vom „beschaulichen Städtchen“ mit seinen „krummen Gässchen“ und „historischen Stadttoren“ oder „Marktbrunnen“ besonders in Reiseführern und touristisch gefärbter Selbstdarstellung. Was diese affirmativ eingefärbten Darstellungen außerdem kennzeichnet, ist deren deutlich hervortretende Konnotation mit dem Heimatbegriff. Waren es doch in der zweiten Hälfte des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts „hauptsächlich Lehrer, Pfarrer, Honoratioren, die das Lob der Landschaft literarisch zu gestalten versuchten“,¹⁸⁹ wie Christiane Nowak festhält, also Personen, denen nicht nur eine entsprechende Deutungsbefugnis zugeschrieben wurde, sondern die zudem über Distributionskanäle verfügten, mittels derer sie ihr Schrifttum in Heimat- und Lesebüchern, Familienzeitschriften und Topografien breiten Bevölkerungskreisen zugänglich machen konnten.

„In den Werken artikuliert sich das Interesse der Selbstverortung des Bürgertums in einer Zeit, die durch Technisierung, Ökonomisierung, Modernisierung geprägt ist. In diesen Kontexten wird auch die Kleinstadt als Heimat betrachtet, als Schutzraum, der von den negativen Phänomenen der Modernisierung abschirmt, als emotional besetzter Raum einer verlorenen Kindheit, der mit nostalgischen Erinnerungen verknüpft ist [...]“.¹⁹⁰

Sämtliche in diesem Genre positiv gekennzeichneten Elemente des alltäglichen Miteinanders werden im pejorativen Gegenentwurf der Kleinstadt gleichsam entwertet beziehungsweise negativ konnotiert. Die sich vielfach überlappenden Wirkungskreise der kleinstädtischen Bevölkerung, die sich nicht nur durch verwandtschaftliche Beziehungen der alteingesessenen Familien sowie deren relationale Aktivitäten in ökonomischen, kommunalpolitischen, caritativen und kulturellen Netzwerken, sondern auch durch gemeinsam erlebte Kinder- und Jugendjahre kennzeichnen und sich in positiver Lesart unter dem Oberbegriff Geborgenheit subsummieren ließen, bilden im negativen Deutungsentwurf das Substrat, auf welchem soziale Kontrolle und Neugier, Klatsch und Tratsch, Borniertheit, Beschränktheit und Ausgrenzung gedeihen.¹⁹¹

Der etwa zur gleichen Zeit von außen auf Husum schauende Adalbert von Baudissin hingegen nennt Husum „den prosaischten Winkel der Welt“ und müsste er dort leben, würde er „am Spleen zugrunde gehen“. Baudissin 1865, S. 242.

¹⁸⁹ Nowak 2013, S. 115.

¹⁹⁰ Ebd.

¹⁹¹ Vgl. Glaser 1969, S. 66.

Das in diesem Sujet gleichsam zur Modellstadt und Metapher gewordene „Krähwinkel“ in August von Kotzebues 1802 in Wien uraufgeführtem Lustspiel *Die deutschen Kleinstädter*¹⁹² präsentiert all diese Negativeigenschaften ebenso pointiert wie amüsant. Im gleichen Modus artikuliert Kurt Tucholsky seine Sicht auf die deutschen Kleinstädte, denen er 1920 attestiert, dass in ihnen immer noch der „Kastenunfug blüht“ und „die Frau den Titel des Mannes [trägt]“.¹⁹³ Neben einer ausufernd lächerlichen Rangordnung habe „jede kleine Gruppe [...] ihre Spezialstandesehre, und jede hat ihre kleinen Extravorrechte, die ihr niemand rauben darf, und jeder ist etwas ganz besonderes [...]“.¹⁹⁴ Diese Fixierung auf die Negativeigenschaften hält der Realität indes nicht stand, denn jenseits von „Krähwinkel“ war seit der Mitte des 19. Jahrhunderts auch in vielen Kleinstädten ein „Modernisierungsschub“¹⁹⁵ zu spüren. Nils Hansen, der die Schleswig-Holsteinische Kleinstadt Marne um die Wende zum 19. Jahrhundert untersucht hat, stellt fest, dass sich das „negative Bild vom ‚dösigen‘ Kleinstädter, vom ‚Muff‘ des Kleinstadtlebens und von den ‚verschlafenen Provinznestern‘ [...] nicht aufrechterhalten [lässt]“.¹⁹⁶ Ähnlich argumentiert auch die Stadtsoziologin Annette Kolb, die in ihrer Untersuchung *Die Kleinstadt in der Moderne* festhält:

„Viele Kleinstädte breiteten sich nach der Jahrhundertwende verstärkt über ihre alten Grenzen hinaus und zeigten die typischen Merkmale der Urbanisierung im späten 19. Jahrhundert. Zumeist entstanden zwischen den neuen Bahnhöfen und den Altstädten bis zum Ersten Weltkrieg kleine ‚Bahnhofsviertel‘ mit Mietshäusern, Postgebäuden und gewerblichen Einrichtungen“.¹⁹⁷

Auch dürften sich die immer wieder der Kleinstadt zugewiesenen Attribute wie Klatsch, Geldgier, Ehrgeiz und politische Interessen wohl ebenso auf dem Dorf und der Großstadt finden lassen, doch stellt die Literatur diesen andere Topoi zur Seite.¹⁹⁸ „Die

¹⁹² Kotzebue 1994.

¹⁹³ Tucholsky 1920, S. 329.

¹⁹⁴ Ebd.

¹⁹⁵ Hansen 1993, S. 97.

¹⁹⁶ Ebd., S. 223.

¹⁹⁷ Kolb 2007, S. 51.

¹⁹⁸ Dass unliebsame Eigenschaften wie Klatschsucht und Neugier auch anderenorts gedeihen können, belegt Werner Sombarts eindruckliche Schilderung der Wohnverhältnisse in den Berliner Mietskasernen aus dem Jahre 1906: „Hier hört die Heimeligkeit und Heimischwerdung auf, hier, wo des Sommers durch die offenen Fenster [...] der ganze Klatsch, der ganze Zank [...] eindringt, wo keine Tür geöffnet werden

Kleinstadt stand im Gegensatz zur Anonymität der Stadt und zum Beharrungsvermögen des bäuerlichen Landes, das durchaus keine Idylle war, dennoch der Kleinstadt sehr fern stand“,¹⁹⁹ so Bernd Hüppauf, der die Kleinstädte sogar als „Orte der Befreiung“²⁰⁰ wahrnimmt, die sie aus der Perspektive der Landbevölkerung sicher auch sein konnten. Denn „[wenn] die Kleinstadt vom Dorf aus betrachtet wird, erscheint sie nicht mehr als mindere Siedlung mit Entwicklungsdefiziten, sondern als Mittler der Modernisierung“.²⁰¹

„Aus der Sicht des ländlichen Raumes werden Kleinstädte demnach eher als städtische Orte gesehen, welche die Bevölkerung der Dörfer mit Gütern und Dienstleistungen versorgen, während aus Sicht der Stadtzentren Kleinstädte meist als Teil des ländlichen Raumes charakterisiert werden“.²⁰²

Somit bestimmt sich der Blick auf die Kleinstadt wesentlich „durch die subjektive Herkunftsperspektive“,²⁰³ wie Christiane Nowak bekräftigt. War es doch zumeist die nächstgelegene Kleinstadt, auf deren Jahrmärkten das Landkind bis weit ins 20. Jahrhundert „die große weite Welt“²⁰⁴ kennenlernte und wahre „Wunderdinge“²⁰⁵ zu sehen bekam, wo es Postämter, Sparkassen und Bahnhöfe, Ärzte, Apotheker und Fotografen, vielleicht später sogar ein Kino und eine Eisdiele gab.²⁰⁶

Für den 1846 im nordfriesischen Dorf Langenhorn, damals „noch ganz außerhalb der Welt“, geborenen späteren Pädagogen und Philosophen Friedrich Paulsen war das „eine Stunde südlich“ gelegene Bredstedt „der Mittelpunkt“ der gesamten Region, wo sich „der Markt und der Sitz des Postmeisters, des Landvogts und des Aktuators“²⁰⁷ befanden und Fritz Theodor Overbeck, der 1898 in Worpsswede geborene spätere Direktor des Botanischen Instituts der Kieler Universität, wurde erstmalig bei Verwandtenbesuchen in der Kleinstadt Itzehoe mit den Errungenschaften der modernen Zeit konfrontiert: „Itzehoe brachte uns neben Altvertrautem mehrfach ganz große

kann, ohne daß neugierige, neidische, schadenfrohe Blicke hineindringen [...]“. Sombart 1906, S. 29 f, hier zitiert nach Korff 2013b, S. 411.

¹⁹⁹ Hüppauf 2005, S. 305.

²⁰⁰ Geisthövel/Knoch 2005, S. 301.

²⁰¹ Nowak 2013, S. 69.

²⁰² Kolb 2007, S. 24.

²⁰³ Ebd.

²⁰⁴ Pauselius 1995, S. 139.

²⁰⁵ Engling 2003, S. 138.

²⁰⁶ Vgl. Kolb ebd., S. 50 ff.

²⁰⁷ Paulsen 1990, S. 59.

Überraschungen, denn es war der Ort, an dem wir Kinder vom Dorf auch mit den Fortschritten der Technik nähere Bekanntschaft machten“.²⁰⁸ Hier lernt er unter anderem das elektrische Licht kennen und sollte „das Überwältigende dieses Erlebnisses“²⁰⁹ niemals vergessen.

Wie intensiv die Wahrnehmung der Kleinstadt von der Perspektive des Betrachters abhängt, belegt auch eine Episode aus den Erinnerungen eines ehemaligen Lütjenburger Sozialarbeiters, die sich in den 1980er Jahren ereignete und recht eindringlich vorführt, wie sehr die Einordnung der dem Menschen begegnenden Phänomene im Auge des jeweiligen Betrachters liegt:

„Mir sagte eine Frau, die von Waterneverstorf nach Lütjenburg gezogen war und plötzlich mit dem Geld nicht mehr auskam: ‚Seitdem ich hier in der Stadt wohne, gebe ich auch viel mehr Geld aus‘. Ich dachte, was redet die da, das sind doch nur vier Kilometer von Waterneverstorf bis Lütjenburg. Aber für sie war das eine andere Welt“.²¹⁰

Die Kleinstädte erhielten somit den Status von Zwischenorten. Als Scharnier zwischen Stadt und Land, zwischen Zentrum und Peripherie fungierten sie als Transporteure des Fortschritts in mehrfacher Hinsicht. Von hier aus wurden ideelle und materielle Innovationen verbreitet, hier wurden Turn- und Gesangsvereine sowie neue politische Gruppierungen gegründet, wie am Beispiel der holsteinischen Kleinstadt Preetz ablesbar, wo sich schon 1867 eine Gruppe des „Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins“ etablierte und die Arbeiterfrau Adamine Quisdorf eine sozialistische Frauengruppe ins Leben rief. „[Wohl] die erste in Schleswig-Holstein“,²¹¹ wie der Historiker Erich Klimm vermutet. Dergleichen Aktivitäten strahlten zwangsläufig auf die umliegenden Dörfer aus, denen viele der Dienstboten und Arbeiter entstammten. „Die Zeitung ‚Der Socialdemokrat‘ hatten sechs Preetzer Mitglieder abonniert“²¹² und es ist anzunehmen, dass diese durch mehrere Hände ging und zum Teil auch das dörfliche Umland erreichte. Wie und in welchem Maße die Kleinstädte jeweils zum

²⁰⁸ Overbeck 1990, S. 110.

²⁰⁹ Ebd.

²¹⁰ Interview mit Herrn BXX3 am 25.9.2013. Waterneverstorf ist ein Gut in der Nachbarschaft Lütjenburgs. Außer dem eigentlichen Herrenhaus gibt es nur wenige, idyllisch aber vergleichsweise einsam gelegene Häuser, die im 19. Jahrhundert erbaut und von den Landarbeitern des Gutes bewohnt wurden. Heute werden viele dieser inzwischen renovierten und modernisierten ehemaligen Landarbeiterkaten von Städtern als Wochenendhäuser genutzt.

²¹¹ Klimm 2008, S. 51.

²¹² Ebd., S. 53.

Mittler und Distributionszentrum für Güter und Gedanken wurde, war indes abhängig von ihrer geografischen Lage, dem Grad der Industrialisierung sowie den jeweils herrschenden ökonomischen und politischen Verhältnissen.

War die Kleinstadt aus dörflicher Perspektive „die Stadt“, war dieselbe von der Warte des Großstadtbewohners aus gesehen Teil des ländlichen Raumes, mithin der Provinz, die bei diesem nicht nur die bereits erwähnten pejorativen Assoziationen ‚à la Krähwinkel‘ auslöste, sondern im Gegenteil – wenn auch regional unterschiedlich – eine große Anziehungskraft auszuüben in der Lage sein konnte. Die tiefgreifenden Veränderungen, welche die Industrialisierung und Urbanisierung insbesondere in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts für die wachsenden Städte mit sich brachte, ließen eine Sehnsucht nach der vermeintlich heilen Welt des ländlichen Raumes entstehen, die sich nicht nur in entsprechendem Schrifttum äußerte, sondern zugleich die Eroberung besonders bevorzugter Landstriche durch den beginnenden Tourismus mit sich brachte. Als gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Ausweitung des Eisenbahnnetzes und die ökonomische Besserstellung weiterer Bevölkerungskreise einen Sonntagsausflug ins Grüne ermöglichte, war die nächst gelegene Kleinstadt das Ziel, wo man nach erfolgter Landpartie im Gasthof einkehrte, bevor es wieder zum Bahnhof ging. Die Wahrnehmung von Natur, Landschaft und Landleben schloss die Kleinstädte mit ein, vorausgesetzt sie erfüllten den Anspruch an Idylle und Gastlichkeit, den der Großstädter in seiner freien Zeit suchte, wie auch das 1896 entsprechend gewürdigte Lütjenburg, dem abgesehen von seiner Lage „welche in erster Linie den starken Touristenzug [...] veranlasst“ auch „freundlich-saubere Straßen“ bescheinigt werden, die „sich um den weiten Rathausmarkt und den Amaker Markt leicht übersehbar gruppieren“.²¹³

Somit fokussierten sich die Wahrnehmungsmuster der Kleinstadt auf die eingangs abgebildeten Stereotype: Ländliche Idylle und Provinzödnis boten als normative Kategorien die Projektionsflächen für Kleinstadtnarrative jedweden Genres, in deren Handlungsverläufen die Kleinstadt in den Blick genommen und zum Schauplatz wurde.

²¹³ Hoffmann 1896, S. 268.

2.2.2 Die Kleinstadt – Definitionen und Abgrenzungen

Die Bezeichnung Kleinstadt ist zunächst ein unscharfer Begriff, da sie sowohl reale Orte als auch einen mentalen Raum beziehungsweise ein Konglomerat literarischer, feuilletonistischer und metaphorischer Topoi umfasst, sowie in ihrer konkret materialen Definition ähnlich divergierende Facetten bereithält. Letzteres wird schon anhand der anzuwendenden Bemessungsgrundlagen deutlich, zumal die Bezeichnung Stadt sehr wenig über die tatsächliche Größe eines Ortes aussagt. So ist Arnis, die kleinste Stadt Deutschlands, mit kaum dreihundert Einwohnern um etliches kleiner, als viele Orte, die unter der ebenso unscharfen Kategorie Dorf subsummiert werden. Stadt ist hier eher als Namenszusatz und historisch bedeutsame Komponente, aber keineswegs als geografisch, raumplanerisch oder verwaltungstechnisch relevanter Parameter zu werten. Kommunalrechtlich gesehen ist die Bezeichnung Stadt oder Gemeinde irrelevant, da sich bestimmte Privilegien, wie beispielsweise die einer hauptamtlichen Verwaltung, ausschließlich an der Einwohnerzahl orientieren. So sieht die schleswig-holsteinische Kommunalverfassung ab einer Einwohnerzahl von 8.000 eine hauptamtliche Verwaltung vor, die auch die Stellung des Bürgermeisters betrifft, der anderenfalls lediglich ehrenamtlich tätig ist.²¹⁴ Da letzteres in den ersten Jahren nach Inkrafttreten der neu gefassten Gemeindeordnung im Jahre 2003 in größeren Orten, wie beispielsweise auch in Lütjenburg, zur Überlastung des Ehrenamtes führte, wurde im Jahre 2012 eine Kann-Regelung eingeführt, die besagt, dass „in Gemeinden über 4 000 Einwohnerinnen und Einwohner die Gemeindevertretung beschließen [kann], dass eine hauptamtliche Bürgermeisterin oder ein hauptamtlicher Bürgermeister gewählt wird“.²¹⁵ Nach der Deutschen Reichsstatistik von 1871 und deren – heute allerdings als veraltet geltender – Klassifikation werden Städte mit bis zu 20.000 Einwohnern als Kleinstädte und davon wiederum jene unter 5.000 Einwohner als Landstädte gewertet. Nach heutiger Rechtslage kann eine Gemeinde in Schleswig-Holstein das Stadtrecht erhalten, wenn sie mindestens 10.000 Einwohner hat. Städte, die dieses in der Vergangenheit erhalten haben, genießen hinsichtlich dieses Titels Bestandsschutz.²¹⁶ Diese größtenteils

²¹⁴ Vgl. § 48 Gemeindeordnung für Schleswig-Holstein.

²¹⁵ § 48 (2) ebd.

²¹⁶ In der Bundesrepublik Deutschland gibt es kein Stadtrecht mehr im eigentlichen Sinne. Die Bezeichnung Stadt ist nur mehr ein Titel. Die Gemeindeordnung für Schleswig-Holstein bestimmt in § 59 zum Stadtrecht folgendes: „(1) Städte sind Gemeinden mit Stadtrecht, denen nach bisherigem Recht die Bezeichnung Stadt zustand oder denen die Landesregierung das Stadtrecht verleiht. (2) Die Landesregierung kann einer Gemeinde auf Antrag das Stadtrecht verleihen, wenn die Gemeinde 1. mindestens 10 000 Einwohnerinnen und Einwohner hat, 2. mindestens Unterzentrum oder Stadtrandkern ist und 3. nach Struktur, Siedlungsform und anderen, die soziale und kulturelle Eigenart der örtlichen

spätmittelalterlichen Stadtrechtsprivilegien durch den jeweiligen Landesherrn betrafen insbesondere das Marktrecht, woraus sich die daran anschließende Bedeutung als Handelsplatz und Zentrum des Handwerks entwickelte und später gegebenenfalls durch die Implementierung von Behörden und höheren Schulen die zentralörtliche Bedeutung für das Umland beförderte.²¹⁷

Die alten Stadtkerne zentrieren sich in aller Regel um einen Marktplatz mit einer direkt angrenzenden Kirche, woran sich kombinierte Geschäfts- und Wohnhäuser anschließen. Den raumtheoretischen Erkenntnissen von Martina Löw ist der Blick auf die Zusammenhänge zwischen Materialität und Sozialität zu verdanken, die darauf verweisen, wie räumliche Anordnungen durch Institutionalisierungen eine objektivierte soziale Geltung und durch Habitualisierungen eine subjektive Verstetigung erhalten. Dieser Lesart folgend zeichnet der Marktplatz dem kleinstädtischen Miteinander Strukturen vor, stellt eine öffentliche Bühne bereit und bildet das ökonomische Gefüge sowie soziale Hierarchien ab. Der zentrale Platz stiftet Gemeinschaft und garantiert Überwachung wie soziale Kontrolle.²¹⁸ Auch in der Lütjenburger Garnisonsgeschichte erweist sich der Marktplatz nicht nur als Schauplatz von Inszenierungen und Ritualen, er wird sichtbares Spiegelbild und Symbol des Wandels.

Da sich im Gegensatz zur Mittel- oder Großstadt schon aus Platzgründen keine Funktionsquartiere im Sinne eines reinen Geschäfts- oder Behördenviertels herausbilden konnten, entstand die kleinstadttypische Mischkultur, deren Erkennungsmerkmale in Form spezialisierter Einzelhandelsgeschäfte, Postamt, Sparkasse und Apotheke erst im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts zunehmend verschwanden, um nach und nach Bäckerei- und Drogerieketten, Bekleidungsdiscountern oder Videoläden Platz zu machen. Bedingt durch die historisch gewachsene zentralörtliche Bedeutung, die häufig hinter Stadtmauern sich entfaltende Geschlossenheit von Bauweise und ökonomischer Substanz, verbunden mit einer weitgehend rechtlichen Eigenständigkeit

Gemeinschaft bestimmenden Merkmalen städtisches Gepräge aufweist. (3) Die Landesregierung kann einer Gemeinde mit ihrem Einverständnis das Stadtrecht entziehen, wenn die Voraussetzungen nach Absatz 2 nicht oder nicht mehr vorliegen. (4) Die Hauptsatzung kann in Städten für den Hauptausschuss und für dessen Mitglieder besondere Bezeichnungen vorsehen“.

²¹⁷ In den meisten Fällen weisen sie auch eine ähnliche bauliche Struktur auf, die Reinhard Stewig, Herausgeber der *Untersuchungen über die Kleinstadt in Schleswig-Holstein* so beschreibt: „Eine Vielzahl von kleineren städtischen Siedlungen, insbesondere Kleinstädten in Schleswig-Holstein, ist in der ersten historischen Phase der Stadtentstehung im 12./13. Jahrhundert, zum guten Teil im Zusammenhang mit der mittelalterlichen Ostkolonisation, gegründet worden. Damit wurde für viele Kleinstädte der historische Rahmen ihrer Entwicklung, auch binnenstrukturell durch die frühe Anlage eines Kerns, geprägt“. Stewig 1987, S. 11.

²¹⁸ Vgl. Löw 2001, S. 167. Siehe dazu auch *Spurensuche XIV Die Häuser rund um den Lütjenburger Markt*.

und Selbstverwaltung, wurde eine eigensinnige Lebensform befördert, die – wenn auch regional unterschiedlich ausgeprägt – eigene Formen und Stile hervorbrachte. So entwickelte sich im Gegensatz zum Dorf, das durch die bäuerliche Siedlungs- und Sozialstruktur geprägt war, eine spezifische Kleinstadtgesellschaft, deren Basis „ein bürgerliches Milieu mit moderatem Wohlstand“²¹⁹ bildete, wie Bernd Hüppauf dieses im 18. und 19. Jahrhundert in Blüte stehende Biotop beschreibt. Die „typische deutsche Kleinstadt“,²²⁰ die Mack Walker 1971 als *German Home Towns*²²¹ klassifizierte und in Abgrenzung zur US-amerikanischen *small town* als etwas beschreibt, das etwas anderes meint, als die rein quantitativ definierte, kleinere Version von Stadt, weist spezifische Merkmale auf. Nach Stewig lassen sich vier Grundtypen nach der funktionalen Einordnung der Kleinstädte in ihr größeres räumliches Umfeld aufstellen.²²² Dieser Klassifikation entsprechend ergeben sich folgende Kategorien, die allerdings „nicht in reiner Ausprägung auftreten [müssen]“,²²³ nämlich die Agrokleinstadt, die Versorgungskleinstadt, die Industrie- und Gewerbekleinstadt und die Wohnkleinstadt. Letztere befindet sich in aller Regel im Nahbereich einer Großstadt und wirkt eher wie deren Vorort. Als Beispiel eines solchen „Satelliten“ führt Stewig die Kleinstadt Glinde an, die er als „Wohnvorort zu Hamburg“ bezeichnet.²²⁴ Während die Agrokleinstadt, in der vorrangig die Landwirtschaft als ökonomische Grundlage der Bevölkerung dient, in Schleswig-Holstein in Reinform nicht mehr vorkommt, entsprechen hier viele Orte dem Typus der Versorgungskleinstadt, deren wirtschaftliche Basis sich durch „den Einzelhandel, den öffentlichen Dienst, den Fremdenverkehr und/oder den Einfluß eines Hafens oder einer Garnison [ergibt]“.²²⁵ Ausgesprochene Industrie- und Gewerbekleinstädte haben in Schleswig-Holstein zwar an Bedeutung verloren und sind zunehmend zur Versorgungskleinstadt geworden, doch bewirbt die 10.000-Einwohnerstadt Wahlstedt im Kreis Segeberg sich dezidiert mit dem Titel „Industriestadt“.²²⁶

²¹⁹ Hüppauf 2005, S. 305.

²²⁰ Luckmann 1970, S. 19.

²²¹ Vgl. Walker 1971.

²²² Vgl. Stewig 1987, S. 12.

²²³ Ebd.

²²⁴ Ebd., S. 307.

²²⁵ Ebd., S. 12.

²²⁶ Vgl. <http://www.wahlstedt.de/> / Aufruf 25.5.2014, 15.38 Uhr.

2.2.3 Die Kleinstadt – Differenzierung und Typologie

Unter Anwendung obiger Kriterien gelten alle vier Städte im Kreis Plön, von denen Lütjenburg mit 5.366 nach Preetz (15.528), Schwentinal (13.464) und der Kreisstadt Plön (8.642) die wenigsten Einwohner aufweist, als typische Kleinstädte.²²⁷ Mit Ausnahme des erst im Jahre 2008 durch den Zusammenschluss der Gemeinden Raisdorf und Klausdorf zur Stadt gewordenen Schwentinals, entsprechen die drei anderen der Kategorie einer Versorgungskleinstadt, da sie – wenn auch mit unterschiedlichen Schwerpunkten – sowohl als Sitz überörtlicher Verwaltungen und Versorgungseinrichtungen, als auch als kulturelle und wirtschaftliche Zentren für das Umland von Bedeutung sind. Während sich in Plön mit der Kreisverwaltung, dem Finanz- und Arbeitsamt sowie dem Amtsgericht die meisten überörtlichen Behörden konzentrieren, befindet sich das Kreiskrankenhaus in Preetz, wo sich, wie auch in Plön, verschiedene Berufs- und Fachschulen befinden. Lütjenburgs administrativer Wirkradius beschränkt sich auf die Amtsverwaltung, der seit der letzten Verwaltungsstrukturreform auch die Stadt selbst angehört.²²⁸ Eine weitere Bedeutung für das Umland ergibt sich für Lütjenburg durch das Hoffmann-von-Fallersleben-Schulzentrum und die Evangelisch-Lutherische Kirchengemeinde, zu der auch einige der Nachbardörfer eingepfarrt sind. Schwentinals überörtliche Bedeutung erwuchs seit den 1970er Jahren aus dem Vorhandensein eines großen Gewerbegebietes, welches weit über die Region hinaus sowohl Arbeitsplätze bietet als auch Kunden anzieht. Die Stadt selbst wirkt – auch bedingt durch die geografische Nähe – mehr wie ein Vorort der Landeshauptstadt Kiel und verfügt weder über einen historisch gewachsenen Kern noch über Institutionen, die sie mit dem Umland verbinden würden. Aus den vorgenannten Gründen fallen Städte mit einer vergleichbaren Struktur aus der Gruppe der hier in Rede stehenden typischen deutschen Kleinstadt heraus und bedürften daher einer gesonderten Betrachtung.

Den historischen Kern in den drei historisch gewachsenen Städten im Kreis Plön bilden Kirche und Marktplatz, um den herum sich Geschäftshäuser, Praxen, Kanzleien und

²²⁷ Vgl. Statistikamt Nord – Bevölkerung der Gemeinden in Schleswig-Holstein 4. Quartal 2012.

²²⁸ In Folge der Schleswig-Holsteinischen Verwaltungsstrukturreform ist die Stadt Lütjenburg zum 1. Januar 2008 als 15. Mitglied der Verwaltungsgemeinschaft des Amtes Lütjenburg-Land beigetreten, das von dem Zeitpunkt an die Bezeichnung „Amt Lütjenburg“ erhielt. Die Stadt Lütjenburg und das bisherige Amt Lütjenburg-Land haben nunmehr eine gemeinsame Verwaltung unter Leitung eines ehrenamtlichen Amtsvorstehers. Ansonsten bleiben alle Rechte der Stadt und der amtsangehörigen Gemeinden – ebenso wie die finanzielle Selbstständigkeit – in vollem Umfang erhalten. Das Amt Lütjenburg wurde in seiner ursprünglichen Ausdehnung Anfang 1968 gebildet. Bis zum 01. Januar 2008 umfasste es noch 14 Gemeinden: Behrendorf, Blekendorf, Dannau, Giekau, Helmstorf, Högsdorf, Hohenfelde, Hohwacht, Kirchnüchel, Klamp, Kletkamp, Panker, Schwartbuck und Tröndel. Vgl. Internetauftritt des Amtes Lütjenburg. <http://www.amt-luetjenburg.de/> Aufruf 13.6.2014, 14.03 Uhr.

gastronomische Betriebe gruppieren. Alle drei Kleinstädte sind umgeben von ehemaligen Gutsbezirken mit entsprechend strukturierten Dörfern, für deren Bewohner die jeweilige Stadt bis heute das Zentrum für die Versorgung mit Gütern und Dienstleistungen darstellt. Trotz dieser ähnlichen Grundstruktur lassen sich am Beispiel von Plön, Preetz und Lütjenburg jedoch Elemente der individuellen Stadtentwicklung nachweisen, die als modellierende Einflussfaktoren auf das soziale Gefüge ihrer Bewohner gewirkt haben und jeder Stadt ihren eigensinnigen Stempel aufgeprägt haben. Die drei Ortschaften, deren „[...] Herrschaftsverhältnisse ganz unterschiedlich sind – der Klosterflecken Preetz, die Residenz Plön und die ‚adelige‘ Stadt Lütjenburg“,²²⁹ wie sie der Historiker Thomas Riis in seinem Werk über *Leben und Arbeiten in Schleswig-Holstein vor 1800* charakterisiert, passten sich nicht nur geografisch bedingten Gegebenheiten an, die ihre materiale Gestalt, räumliche Ausdehnung oder Verkehrsanbindung beeinflussten, sie wurden – abgesehen von Feuersbrünsten und anderen Katastrophen – von sehr unterschiedlichen Akteuren befördert, behindert und gestaltet. Raum als „gelebte Örtlichkeit ist sowohl Ausdruck, Ergebnis als auch Anleitung für kulturelle und soziale Praxen“,²³⁰ wie die Raumplanerin Regina Bormann feststellt und deshalb in seiner Entwicklung nie eindimensional einem allein bestimmenden Faktor unterzuordnen. Während Preetz durch seine zentrale Lage mit der direkten Verbindung nach Kiel begünstigt war und die Klosterbesitzungen die Grundstoffe für das expandierende Schuhmacherhandwerk lieferten, profitierte Plön von der reizvollen Seenlandschaft, die sich als Residenz anbot, stieß jedoch bedingt durch die inselartige Topographie städtebaulich an enge Grenzen.²³¹ Anders Lütjenburg, welches abseits der Verkehrswege, eingeeengt durch die es umgebenden adeligen Grundbesitzer, erst relativ spät mit den diversen Errungenschaften des Fortschritts konfrontiert wurde.²³²

„Städte“, so Martina Löw in ihren Ausführungen über Differenzen zwischen Städten unter Berücksichtigung eigenlogischer Strukturen, „sind als Orte spezifisch und werden

²²⁹ Riis 2009, S. 278. Die Bezeichnung ‚adelige‘ Stadt bezieht sich auf die Zeit von 1497 bis 1642, in welcher Lütjenburg zum Besitz des adeligen Gutes Neuhaus gehörte. Um 1497 gab die dänische Krone, der Schleswig und Holstein seit 1460 unterstanden, Lütjenburg als Erbbesitz an Hans Rantzau (1477-1522), den Gutsherren auf Neuhaus. Im Jahre 1639/42 wurde Lütjenburg von den Rantzaus im Tausch gegen Grossenbrode und Gut Klausdorf an den Reichsgrafen Christian von Pentz abgetreten. Der neue Besitzer verkaufte die Stadt und das Gut Neudorf 1642 an den dänischen König Christian IV. Vgl. Engling 2003.

²³⁰ Bormann 2001, S. 269.

²³¹ Vgl. Engling 1990.

²³² Vgl. Witt 1964, S. 54 ff. Siehe dazu auch Kap. 4.1 dieser Arbeit.

spezifisch gemacht²³³. Sie sind „mit der überlieferten, erinnerten, erfahrenen, geplanten oder phantasierten Verortung konkreten Handelns (und deshalb Erinnerns) verbunden“ und so entstehen im Laufe der Geschichte „lokale Pfade, Erzählungen und Strategien, das Eigene zu erfahren, herzustellen und zu reproduzieren“.²³⁴ In welchem Maße sich diese Feststellungen auf die Transformation Lütjenburgs durch die Garnisonswerdung, deren Wahrnehmung und narrative Verarbeitung übertragen lässt, wird im weiteren Verlauf dieser Untersuchung zu klären sein.

2.3 Forschungsfeld Militär

„Innerhalb der sogenannten ‘Scientific Community’ profiliert sich der einzelne Forscher in der Regel über sein Forschungsobjekt. Der Beruf des Soldaten verfügt in der Bundesrepublik Deutschland aber über kein sehr hohes Sozialprestige. Im Sinne eines Analogieschlusses ist anzunehmen, daß damit auch die berufliche Beschäftigung mit dem Militär für den Wissenschaftler keine prestigevermittelnde Tätigkeit darstellt“, ²³⁵

vermuteten die Militärsoziologen Paul Klein und Peter Michael Kozielski 1998. Demzufolge stufen dieselben denn auch die Situation an den deutschen Hochschulen hinsichtlich dieses Forschungsfeldes als „wenig ermutigend“ ein.²³⁶ Eine Einschätzung, die wohl auch auf beiderseitigen Abwehrreflexen basiert, wie die Kulturwissenschaftlerin Marion Näser-Lather anlässlich ihres Forschungsprojektes zur Vereinbarkeit von Elternschaft und Dienst bei Bundeswehrangehörigen feststellen konnte, die beim Militär „eine gewisse Abwehrhaltung gegen universitäre Sozialwissenschaften“²³⁷ beobachtete. Abgesehen von der Arbeit Näser-Lathers kann somit Michael Simon zugestimmt werden, wenn er vom Militär als einem in den Kulturwissenschaften weitgehend gemiedenen Thema spricht.²³⁸ Diese Feststellung ist umso erstaunlicher, da es nicht nur als biografisch relevantes Element prägend auf Generationen männlicher – und heute auch weiblicher – Lebensläufe gewirkt hat,

²³³ Löw 2008, S. 43.

²³⁴ Ebd.

²³⁵ Klein/Kozielski 1998, S. 27. Siehe dazu auch Kernic 2001, S. 18 sowie Seifert 1996, S. 9 f.

²³⁶ Ebd., S. 22.

²³⁷ Näser-Lather 2011, S. 18.

²³⁸ Vgl. Simon 2001, S. 79 sowie Bimmer 2001 passim.

sondern zugleich tiefgreifende Auswirkungen auf das soziale und kulturelle Leben der Gesamtgesellschaft hatte.²³⁹

Auch wenn die „Entmilitarisierung des nationalen Tugendkanons“,²⁴⁰ wie Kaspar Maase es formuliert hat, den nach dem Zweiten Weltkrieg aufgewachsenen Generationen neue Werte und Normen vermittelt hat, haben die militär-pädagogisch orientierten Wissensbestände und Deutungslogiken über einen sehr langen Zeitraum ihre Mentalität und Habitus formenden Prägekräfte wirken lassen.²⁴¹ In welchem Umfang sich das Militärische in den unterschiedlichsten Kontexten als mitgestaltende Kraft betätigt hat, wird häufig unterschätzt, da die Folgeerscheinungen nicht immer auf den ersten Blick zu erkennen sind. Im Folgenden werden diese Spuren näher ausgeleuchtet, um zu dokumentieren, wo sich sowohl in Mentalität und Habitus, als auch in immateriellem Erbe und Materialität Nachweise für den militärischen Prägestempel aufdecken lassen.

2.3.1 Militär als gesellschaftlich prägender Faktor

Vor mehr als dreißig Jahren diagnostizierte Albrecht Lehmann – nach Einschub der Bemerkung „ob uns das angenehm ist oder nicht“ – dass „preußischer Geist noch in der zivilen Gesellschaft von heute“²⁴² fortlebt. Ob diese Feststellung auch noch gegenwärtigen Gesellschaftsanalysen standhielte, kann hier nicht verifiziert werden, sie traf aber mit Sicherheit für die Periode zu, die Lehmann zum damaligen Zeitpunkt überblicken konnte. Denn, „[es] gehört zum Wesen kultureller Erscheinungen“, so Lehmann weiter, „daß sie sich niemals spurlos auflösen“.²⁴³ Für Lehmann dokumentierte sich dieser „preußische Geist“ besonders augenfällig im „Verhaltenskomplex ‚Disziplin‘ als rationales Handeln, das nach Weber ‚planvoll eingeschulte, präzise, alle eigene Kritik zurückstellende, Ausführung des empfangenen Befehls‘ darstellt [...]“.²⁴⁴ Da im Laufe des 19. Jahrhunderts – besonders ausgeprägt im Deutschen Kaiserreich nach 1872 – das Militär als gesellschaftliches Leitbild und

²³⁹ Vgl. Winkel 2012, S. 43.

²⁴⁰ Maase 2000, S. 264.

²⁴¹ In ausländischen Karikaturen wurde und wird „der Deutsche“ häufig als preußischer Soldat mit Pickelhaube und wilhelminischem Schnauzbart, manchmal auch in der „Leutnantsvariante“ mit Schirmmütze, Monokel und Reitpeitsche, als Ausdruck besonderen Wiederwillens auch in SS-Uniform, dargestellt. In etlichen US-amerikanischen und britischen Filmen prägt diese Figur bis heute das Bild des „typischen Deutschen“. Siehe dazu auch Leitartikel und Titelbild „Der häßliche Deutsche“, *Der Spiegel* vom 22.7.1964, <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-21112168.html>, Aufruf 8.8.2014, 11.58 Uhr.

²⁴² Lehmann 1982, S. 231.

²⁴³ Ebd.

²⁴⁴ Ebd.

Produzent hegemonialer Männlichkeitsmodelle dominierte, kann hier auch die Wurzel der Lehmann'schen Zuschreibung verortet werden,²⁴⁵ denn die Soldaten des 18. Jahrhunderts und früher taugten weniger als stilbildende Kopiervorlagen.²⁴⁶

Mit der Einführung der Wehrpflicht in Preußen im Jahre 1814 änderte sich nicht nur das Bild des Soldaten, da das Militär jetzt unterschiedslos alle jungen Männer erfasste. Es bilde zudem, wie General Gerhard von Scharnhorst, der entscheidende Organisator der Preußischen Heeresreform glaubte, „einen nationalen ‚Vereinigungspunkt‘, der die männlichen Bewohner des Staatsgebietes miteinander ‚verkettete‘, die Klassenspaltung überwölbte und die ‚innere Harmonie‘ der Gesellschaft stärkte“.²⁴⁷ Dem Militär wurde somit eine nationalisierende Funktion zugeschrieben, denn der junge Mann sollte sich nicht mehr in erster Linie als Märker, Breslauer oder Rheinländer, sondern als Untertan eines Gesamtstaates begreifen, wozu auch die Unterbringung in heimatfernen Garnisonen in regional gemischten Einheiten beitragen sollte, ein Effekt, den Wilhelm Heinrich Riehl Mitte des 19. Jahrhunderts mit äußerster Skepsis betrachtete, wie er in seinem Werk *Land und Leute* darlegt:

„Das preußische Soldatenwesen gleicht tausende der zähesten Besonderungen im Volksleben gründlicher aus, als alle Eisenbahnlinien, die durch's Land führen. Aus den entlegensten Winkeln, die kaum je ein Fremder besucht, holt es die ungehobelten Bauernbursche in die Kasernen, um dort ihre Sitten langsam aber sicher abzuschleifen. Und diese Bursche tragen den neuen Geist in die versteckte Heimath zurück. Vielleicht bemerkt man jetzt noch nicht überall, wie gefährlich die allgemeine Wehrpflicht den Sondersitten des Volkes ist, wie förderlich also der socialen Uniformität. Aber schon in den nächsten Menschenaltern wird man dies an allen Orten mit den Händen greifen können. Die Demokratie will die stehenden Heere abschaffen im

²⁴⁵ Vgl. Frevert 2008, S. 59 ff sowie Frevert 1997a passim.

²⁴⁶ Vgl. Frevert 2001, S. 22. Vor Einführung der Wehrpflicht wurden Soldaten in allen erreichbaren Territorien rekrutiert und mit zum Teil sehr unlauteren Verfahren angeworben. Eine nationale Bindung oder ein Loyalitätsverhältnis zum Dienstherrn war selten vorhanden und die erforderliche Disziplin wurde nur unter Anwendung drakonischer Strafen erreicht. „Bedenkt man die rabiaten Verfahren der Werber, die teilweise sogar auf Strafgefangene zurückgriffen, dann muss man sich nicht wundern, dass der Soldat in der Öffentlichkeit nicht den besten Ruf genoss. In Hessen etwa konnten zum Tode Verurteilte mit dem Dienst in einem preußischen Regiment begnadigt werden. Den Landesherren war es in der Regel gleich, wer den Uniformrock trug, wenn nur die wirtschaftlich wichtigen Bevölkerungsgruppen weitgehend verschont blieben“. Rogg 2009, S. 80 f. Zur gewaltsamen Rekrutierung siehe auch Pröve 2010d, S. 7-37.

²⁴⁷ Vgl. Frevert ebd., S. 47.

Interesse der allgemeinen Gleichheit. Welche Verblendung! Im Interesse der allgemeinsten Ungleichheit, im Interesse der Rückkehr zu einem völlig mittelalterlichen Einzelleben aller einzelnen Gaue und Winkel müßte man sie abschaffen“.²⁴⁸

Ob Riehl mit seinen Bedenken hinsichtlich der Gefährdung der „Sondersitten des Volkes“ Recht hatte, lässt sich an dieser Stelle nicht belegen, es gilt jedoch als gesichert, dass der Wehrdienst als Instrument einer überregionalen Kollektivbildung einen zutiefst prägenden Einfluss ausübte. Im Sinne eines Identifikations- und Deutungsangebotes wirkte die Wehrpflicht – neben Kirche und Schule – „als Mittel nationaler Integration nach innen“,²⁴⁹ so die Historiker Ulrike von Hirschhausen und Jörn Leonhard. „Während des Militärdienstes handelten [die Wehrpflichtigen] nicht als Söhne ihrer leiblichen Mütter und Väter, sondern als ‚Kinder‘ des Königs“,²⁵⁰ wie Ute Frevert betont. Diese Funktion, welche die landsmannschaftlich und schichtspezifisch begründete Zugehörigkeit überformte, wurde zudem von einer die Person überhöhenden Symbolik begleitet.²⁵¹ Vor diesem Deutungshorizont entfaltete das Militär insbesondere nach den für Preußen erfolgreichen „Einigungskriegen“ der 1860er Jahre und erst recht nach dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 eine ungeheure Wirkung.²⁵² Die Namen siegreicher Schlachten,²⁵³ deren Mythen und Heldenfiguren wurden massiv dazu benutzt, das Soldatenleben zu heroisieren und den Militärdienst zur „Bildungsschule der ganzen Nation“ zu stilisieren.²⁵⁴ Gedenktage errungener Siege, am prominentesten der Sedantag, prägten den öffentlichen Festkalender mit patriotischen Feiern und öffentlich zelebrierten Aufmärschen, wobei nationale und militärische Symbole eng miteinander verwoben wurden und mittels der medialen Diskursebene zur Formung kollektiver Erinnerungsnarrative beitrugen.²⁵⁵ Kriegervereine und Reservistenverbände hielten das

²⁴⁸ Riehl 1854, Kap. 13.

²⁴⁹ Hirschhausen/Leonhard 2001, S. 32.

²⁵⁰ Frevert 2001, S. 247.

²⁵¹ Vgl. Leonhard 2004, S. 94, Frevert 1997b, S. 20, sowie Sellin 1988 passim.

²⁵² Vgl. Epkenhans 2009 sowie Pröve 2006, S. 24 ff.

²⁵³ Die Ortsnamen und Daten der siegreichen Schlachten mussten im Schulunterricht auswendig gelernt werden und gingen in den nationalen Bildungskanon ein, wie dieser Merkvers aus einem Lesebuch belegt: „Ohne Düppel kein Königgrätz, ohne Königgrätz kein Sedan, ohne Sedan kein deutsches Kaiserreich!“ Zitiert nach Adriansen/Christensen 2013, S. 28.

²⁵⁴ Vgl. Hanisch 2005, S. 19.

²⁵⁵ Der Sedantag wurde ab 1873 alljährlich auf Anordnung des preußischen Kultusministeriums begangen. Erinnert wurde an die Schlacht von Sedan vom 2. September 1870 während des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71. Der Tag wurde mit Festveranstaltungen an Schulen und

in aller Regel idealisierte Andenken der Soldaten an ihre Militärzeit wach und beförderten somit eine lebenslange Verbundenheit und Identifikation mit ihren früheren Einheiten, was auch durch die zunehmende Popularisierung der Fotografie unterstützt wurde, die das Erinnerungsbild des stolzen Uniformierten konservierte und auch in eher sozialdemokratisch gesinnten Familien auf der Kommode stand.²⁵⁶ Die große Mehrheit der Rekruten entstammte der ländlichen Unterschicht und empfand die Garnisonstädte dementsprechend als „fremde Welt“, wie Ute Frevert festhält.²⁵⁷ Trotz oder gerade wegen dieser Fremdheit konnte ein entsprechender Kulturtransfer nicht ausbleiben, da viele junge Männer aus abgelegenen ländlichen Regionen hier zum ersten Mal mit städtisch geprägten Normen, Wertvorstellungen und Lebensweisen konfrontiert wurden.²⁵⁸ „Mancher Bauernknecht schlief in seiner Militärzeit zum ersten Mal in einem eigenen bezogenen Bett, besaß ein eigenes Spind und lernte hygienische Einrichtungen kennen“,²⁵⁹ wie Ingeborg Weber-Kellermann in ihrem Werk *Landleben im 19. Jahrhundert* beschreibt. Als Kehrseite dieses Zivilisationsschubes verweist sie auf die „oft geschilderte Brutalität des Schleifens und Drillens auf den Kasernenhöfen“ sowie „die Beschränktheit und gemeine Schikaniererei mancher militärischer Unterführer“, die „viele junge Soldaten zur Verzweiflung trieben“.²⁶⁰ Erfahrungen und Prägungsmuster, die nicht zuletzt jenen Geist beförderten, den Heinrich Mann in seiner Satire *Der Untertan* als typisch deutsche (Un)tugend karikiert hat.²⁶¹ Noch 1911 äußerte sich Otto Hintze, einer der bedeutendsten Geschichtswissenschaftler des Kaiserreichs und der Weimarer Republik, hinsichtlich der positiven Wirkung dieser Erziehungsmaxime dahingehend, dass „[die] militärische Disziplin mit ihrer Gewöhnung an Ordnung und Pünktlichkeit, an Promptheit im Gehorsam und Bestimmtheit im Auftreten [...] eine ausgezeichnete Schule für untere Beamte [ist], bei denen es weniger auf Intelligenz als auf Zuverlässigkeit ankommt“.²⁶² Dieser noch 1982 von Albrecht Lehmann identifizierte „preußische Geist“ war in den vor dem Zweiten Weltkrieg sozialisierten Jahrgängen noch äußerst virulent und prägte dementsprechend die Mentalität etlicher Eltern und Pädagogen bis weit in die 1970er Jahre hinein.

Universitäten sowie auf öffentlichen Plätzen gestaltet und diente in vielen Orten auch zur Einweihung von Kriegerdenkmälern. Vgl. Pröve 2006, S. 44.

²⁵⁶ Vgl. Frevert 2008a, S. 141 sowie Weber-Kellermann 1987, S. 357.

²⁵⁷ Vgl. Frevert 2001, S. 115.

²⁵⁸ Vgl. Pröve 2010b, S. 143 ff.

²⁵⁹ Weber-Kellermann ebd., S. 360.

²⁶⁰ Ebd., S. 356.

²⁶¹ Vgl. Frevert 2008b, S. 141 sowie Brandt/ Hoffmann et al. 1981, S. 325 f.

²⁶² Frevert ebd., S. 140.

Eine andere Auswirkung der militärischen Vorbildfunktion beruhte auf der gesellschaftlichen Überhöhung des Offiziersberufes, der ursprünglich dem Adel vorbehalten war, seit der Militärreform von 1807 jedoch auch bürgerlichen Söhnen eine Karriere bot. Prägend für Selbstverständnis und Habitus blieb indes das adelige Vorbild, denn die Exklusivität des preußischen Offizierskorps war auch nach den Heeresvergrößerungen von 1860 erhalten geblieben. Diese Haltung und die „aus feudaler Zeit tradierten Bestimmungen eines anachronistischen Ehrenkodex“²⁶³ wurde nicht nur konserviert, sondern „ist in Stil, Haltung, Sprech- und Denkweise von bürgerlichen Gruppen und akademischen Kreisen imitiert und kopiert worden“.²⁶⁴ Es war eine Zeit, so Ute Frevert, „in der das Militär und seine Angehörigen auf das ‚Zivilpack‘ herunterschauten [und] in der militärische Werte höher rangierten, als zivile“.²⁶⁵ Aus den Wahrnehmungsmustern dieser Ära speist sich sowohl das bis in die ersten Jahrzehnte der Bundeswehr wirksame Bewusstsein, Angehöriger eines Berufes „sui generis“ zu sein,²⁶⁶ als auch die soziale Selbstverortung desselben in der Honorationshierarchie der kleineren Garnisonstädte.²⁶⁷

Unabhängig von diesen mentalitätsformenden Prägespuren des Militärs sind unzählige Einflüsse in nahezu allen gesellschaftlich relevanten Kontexten bis heute nachweisbar, deren Produkte sich nicht nur im Military-Look diverser wiederkehrender Modetrends, sondern ebenso in institutionalisierten Organisationsmustern, dem Karneval, dem Ablauf einer Sportveranstaltung und nicht zuletzt in der Sprache finden lassen, wie Andreas C. Bimmer in seinen Ausführungen über *Das Militärische im Volksleben* betont.²⁶⁸ Angesichts des Bedeutungsverlustes des Militärs in der bundesrepublikanischen Gegenwartsgesellschaft und deren Verhältnis zur Bundeswehr, das vom früheren Bundespräsidenten Horst Köhler 2005 als „freundliches Desinteresse“²⁶⁹ definiert wurde, ist es bezeichnend, dass auch vielen lokalen Akteuren in Lütjenburg nicht bewusst ist, in welchem Maße die Bundeswehr ihre Stadt und deren gesellschaftliches Leben beeinflusst und mitgestaltet hat.

²⁶³ Ebd.

²⁶⁴ Pröve 2006 S. 44.

²⁶⁵ Frevert 2008a, S.139.

²⁶⁶ Vgl. Seifert 1996, S. 49

²⁶⁷ Vgl. Lau 1988, S. 92 ff.

²⁶⁸ „Allein ein Blick in eine Tageszeitung, ein Vereinsprotokoll, einen wissenschaftlichen Projektantrag oder in die Dramaturgie eines Festumzuges vermittelt eine Fülle sprachlicher Formulierungen, deren militärische Provenienz unverkennbar sind: etwas in Angriff nehmen, sich auf etwas einschließen, eine Attacke fahren und vieles, vieles mehr“. Bimmer 2001, S. 8. Vgl. dazu auch Windmüller 2001 und Zimmermann 2001.

²⁶⁹ Frevert 2008a, S. 139.

2.3.2 Stadt und Militär

Zwischen Stadt und Militär bestehen enge Verflechtungen, da zum einen viele urbane Ansiedlungen aus den im 15. und 16. Jahrhundert angelegten Festungen entstanden waren, andere in der Frühen Neuzeit mit Einquartierungen belegt wurden und sich somit – zunächst keineswegs freiwillig – in Garnisonstädte verwandelten. Während in den Gründungsstädten des Mittelalters der Bau von Verteidigungsanlagen auch im Interesse der Stadtbewohner gelegen hatte, traten deren Ansprüche in den frühneuzeitlichen Festungsstädten hinter den politisch-militärischen zurück, was unter anderem dazu führte, dass die Städte selbst keine Möglichkeiten hatten, sich architektonisch, flächenmäßig und ökonomisch weiterzuentwickeln. Die Einhegung der gesamten Stadt durch Wälle, Türme und Mauern sowie die Belegung großer innerstädtischer Areale durch Magazine, Stallungen und Unterkünfte brachte zunehmend Probleme mit sich, als das bürgerliche Selbstbewusstsein wuchs und der Wunsch nach Industrieansiedlungen und merkantiler Expansion sich zu regen begannen.²⁷⁰ Vor diesem Problemhorizont ist beispielsweise eine 1869 auf Initiative der Stadt Stettin einberufene Versammlung von Delegierten der Festungsstädte des Norddeutschen Bundes zu sehen, deren Zweck darin bestand, „die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Noth der Festungsgemeinden zu lenken“.²⁷¹ So blieb auch die Bevölkerungsentwicklung in diesen Städten weit hinter der anderer zurück und nach dem Aufkommen der Eisenbahn endete „[die] Dynamik des Verkehrs [...] an den Stadttoren, die zumindest in Landau noch bis in die 1860er Jahre bei Anbruch der Dunkelheit geschlossen wurden“,²⁷² wie der Historiker Peter Heil in einer entsprechenden Untersuchung feststellt. Viele andere Städte hingegen erhielten einen Gleisanschluss und einen Bahnhof letztendlich nur dank des Militärs, da die Ausbreitung dieser Technik und der Ausbau des Schienennetzes maßgeblich von militärischer Seite befördert wurde, da man den strategischen Wert dieses neuartigen Verkehrsmittels für die schnelle Beförderung großer Menschenmengen über weite Entfernungen erkannt hatte. Das 1842 beschlossene Preußische Eisenbahnfinanzierungsgesetz fußte maßgeblich auf ebendiesen Erkenntnissen, deren praktische Nutzenanwendung sich erstmals in den Einigungskriegen zwischen 1864 und 1871 zeigte.²⁷³ Der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71 bewies indes nicht nur die Vorzüge der Eisenbahn hinsichtlich einer schnellen und effizienteren

²⁷⁰ Vgl. Heil 1999, S. 10.

²⁷¹ Zitiert nach Heil, ebd.

²⁷² Ebd.

²⁷³ Vgl. Epkenhans 2009, S. 347 f.

Truppenbeförderung, er führte den politischen und militärischen Entscheidungsträgern beider Länder zugleich die Bedeutungslosigkeit ihrer alten städtischen Festungsbauten vor Augen, die sich angesichts der veränderten Kriegsführung und Waffentechnik als eher hinderlich denn als nützlich erwiesen und die in der Folgezeit den sukzessiven Abriss der Wälle und Mauern in Angriff nahmen, von denen heute nur noch gelegentliche Relikte zu sehen sind.²⁷⁴ Die Topografie dieser Städte war dennoch durch die ehemaligen Bastionen vorgeprägt und bedingte beispielsweise die Anlage von so genannten Vorstädten, die erst wesentlich später mit dem Altstadtkern zusammenwuchsen. Aber nicht nur die Auswirkungen militärischer Großarchitektur zwang vielen Städten eine bestimmte Entwicklung auf, mit dem sukzessiven Aufbau der stehenden Heere durch die verschiedenen Landesherren war es nach dem Dreißigjährigen Krieg vielerorts infolge der Einquartierungspraxis zu einer erzwungenen Zusammenlegung von Soldaten und Zivilbevölkerung gekommen, die sich auch auf die Topografie auswirken konnte, wie beispielsweise in Potsdam noch zu besichtigen. Unter dem Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. vergrößerte sich die Stadt durch zwei Erweiterungen, da es ohne Wohnraum für die Zivilbevölkerung auch keine weiteren Einquartierungen geben konnte, denn wegen nicht vorhandener Kasernen wurden die Soldaten in Privathäusern untergebracht. Diese Praxis diente zugleich der sozialen Kontrolle der Soldaten, die ihren Dienst selten freiwillig ausübten.²⁷⁵ Für die Stadtbewohner bedeuteten die Einquartierungen in erster Linie Einschränkungen.²⁷⁶ Einen völlig anderen Charakter entwickelten die Garnisonstädte, die nach der Reichseinigung parallel zum massiv vorangetriebenen Kasernenbau entstanden. Diese waren geprägt von der Aufwertung allen Militärischen, was sich letztendlich auch stilprägend auf Werte und Umgangsformen der Stadtgesellschaft auswirkte.²⁷⁷

Welche Eigenschaften der Stadt Lütjenburg der Bundestagsabgeordnete Dr. Murmann 2012 anlässlich der drohenden Standortschließung konkret im Sinn hatte, als er derselben attestierte, die Bundeswehr präge nicht „nur das äußerliche Stadtbild“, sondern „vielmehr den Charakter der Stadt“,²⁷⁸ ist ebenso wenig überliefert, wie eine Definition dessen, was er generell mit „städtischem Charakter“ meint. Gleichwohl

²⁷⁴ Die Stadt Rendsburg beispielsweise, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach Kopenhagen die zweitgrößte Festung des dänischen Gesamtstaates, lässt heute nichts mehr von ihrer ehemals dreiteiligen Bastion erkennen, obwohl die Anlage der einzelnen Stadtteile auf diesen topografischen Vorgaben beruht.

²⁷⁵ Vgl. Pröve 2010a, S. 39–68 sowie Rogg 2009, S. 104.

²⁷⁶ Pröve ebd., S. 57.

²⁷⁷ Vgl. Frevert 2001, S. 288 ff.

²⁷⁸ Vgl. Anmerkung 3.

verweist er mit dieser Feststellung auf das in der heutigen Stadtforschung gängige Konzept, dessen Leitgedanken davon getragen sind, dass eine Stadt mehr ist, als die sich auf den ersten Blick offenbarende Materialität plus der Summe ihrer Einwohner und dass dieses ‚mehr‘ individuellen historisch wirksam gewordenen Prägekräften zuzuschreiben ist.²⁷⁹ Eine dieser Prägekräfte war das Militär, wobei hier nicht von den verheerenden Zerstörungen infolge kriegerischer Auseinandersetzungen die Rede sein soll, die insbesondere während des Zweiten Weltkriegs zu teilweise radikalen Veränderungen ganzer Stadtbilder führten. Stadtbilder, die ihre Zerstörung wiederum nicht selten ihrer militärisch bedeutsamen Infrastruktur zu verdanken hatten, wie beispielsweise die Marinestadt Kiel mit ihren Werften, dem Kriegshafen und den Marinebauten. Das Militär hat auch in Friedenszeiten seine Spuren hinterlassen, wobei hier zunächst wieder an „das äußerliche Stadtbild“ gedacht werden mag, wie beispielsweise in den von wilhelminischer Zweckarchitektur geprägten Festungs- und Garnisonstädten oder wenn es sich vermittelt Straßennamen in den Stadtplan eingeschrieben hat. In Lütjenburg sind bundeswehrbezogene Straßennamen bis heute nicht vorhanden. In der alten Schleswig-Holsteinischen Festungs- und Garnisonstadt Rendsburg hingegen verweisen etliche Beispiele auf diese historische Beziehung.²⁸⁰

Militärische Areale und Truppenunterkünfte sowie die oft in unmittelbarer Nachbarschaft erbauten Bundeswehresiedlungen bilden auch heute noch – insbesondere in Kleinstädten – ein augenfälliges raumstrukturierendes Merkmal. Eine Reflexion darüber, was jenseits dieser optisch wahrnehmbaren Präsenz an zivil-militärischen Interaktionsprozessen stattfand, findet in den sozial- und kulturwissenschaftlichen Untersuchungsfeldern bislang kaum Beachtung. Welche gesellschaftlichen und ökonomischen Veränderungen und Verwerfungen hier generiert wurden, bietet sich indes als forschungsrelevanter Bezugskontext für entsprechende erkenntnisleitende Fragestellungen an. Als während des Jahres 2012 das Thema „Kasernenschließung“ nicht nur in Lütjenburg die öffentlichen und privaten Diskurse dominierte, verging auch kaum ein Monat, „in dem quer durch die Republik nicht in der lokalen Presse von

²⁷⁹ Vgl. Berking/Löw 2008, Lindner 2007, Harth, Herlyn et al. 2011, Musner 2009, Dirksmeier 2009, Hauser 2007 sowie Kokot/Hengartner/Wildner 2000.

²⁸⁰ Um nur einige Beispiele aus Rendsburg zu nennen: Neuwerk und Kronwerk, (ehemalige Verteidigungsanlagen aus dem 17. Jh., heute Stadtteile) Paradeplatz, Hohes Arsenal und Arsenalstraße, Materialhof und Materialhofstraße, Am Exerzierplatz, Provianthausstraße, Am Schießstand, Düppelstraße, Pionier-Klinke-Straße, Moltkestraße, Wrangelstraße, Boelckestraße, Lilienthalstraße, Immelmanstraße, Richthofenstraße.

Standortschließungen, Kasernenräumungen und Truppenabzügen der Bundeswehr berichtet wird“,²⁸¹ wie es in den einleitenden Worten zu einem Bericht über eine Tagung des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes Potsdam und des Instituts für schleswig-holsteinische Zeit- und Regionalgeschichte der Universität Flensburg (IZRG) im November 2012 heißt, die dem Thema „Garnisonstädte in Deutschland“ gewidmet war und deren Referenten sich folgenden Fragestellungen widmeten:

„Inwiefern besteht ein Zusammenhang zwischen einer ständigen Militärpräsenz und dem wirtschaftlichen Wohlergehen einer Gemeinde? Kann eine dauerhafte militärische Besatzung wirtschaftliche Prosperität und Innovationsschübe auslösen, gar zu einer Belebung strukturschwacher Räume führen? Welche Folgen hat die Stationierung von Soldaten darüber hinaus für die örtliche Infrastruktur und Stadtopographie? Welche Auswirkungen hat schließlich die Anwesenheit von Militär auf die örtliche Zivilgesellschaft? Inwieweit kann eine Integration der Soldaten in die jeweilige Standortgesellschaft gelingen? Unter welchen Umständen trägt die Präsenz ausländischer Besatzungstruppen zur Überfremdung einer Dorf- bzw. Stadtgemeinschaft bei“?²⁸²

Von wenigen Ausnahmen abgesehen,²⁸³ fokussierten sich die Tagungsbeiträge jedoch vorrangig auf Forschungsergebnisse, die sich dem Zeitraum zwischen dem 18. Jahrhundert und dem Beginn des Ersten Weltkrieges widmeten, womit sie an bereits vorhandene Arbeiten mit ähnlicher Intention anknüpften. Eine Tendenz, auf die der Historiker Andreas Imhoff bereits 1996 hinwies, als er sich im Rahmen seiner Dissertation mit *Wirtschaft und Gesellschaft in einer Garnisonsstadt vom Ausgang des 17. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts*²⁸⁴ am Beispiel Landaus beschäftigte. Imhoff

²⁸¹ Tagungsbericht *Garnisonsstädte in Deutschland*. 20.11.2012–21.11.2012, Potsdam, in: H-Soz-u-Kult, 08.02.2013, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=4628>>. Aufruf 23.5.2013, 13.45 Uhr.

²⁸² Ebd.

²⁸³ Die Tagungsbeiträge, die sich mit Garnisonsstädten des 20. Jahrhunderts bzw. der Gegenwart befassen sind folgende: Thorsten Mietzner, *Lahr: Industrie und Militär: Lahr im 20. Jahrhundert zwischen zwei Entwicklungsvarianten*. Sebastian Kestler-Joosten, *Würzburg: Konstruktionen von Alterität und Identität in der Auseinandersetzung mit US-amerikanischen Soldaten in Bamberg*. Christian Th. Müller, *Potsdam: Bamberg als Garnisonstadt. Von der Frühen Neuzeit bis heute*. Klaas Hartmann, *Rendsburg: Garnisonstadt Rendsburg. Militärbauten im Spannungsfeld zwischen Staat und Kommune*. Ebd.

²⁸⁴ Imhof 1996 .

gelangte angesichts des Forschungsstandes zu der Feststellung, dass sich mittlerweile viele Publikationen den frühneuzeitlichen Garnisons- und Festungsstädten widmeten, die meisten davon sich aber eher mit militärgeschichtlichen Themen als den Lebensumständen der Bewohner auseinandersetzen würden.²⁸⁵ In dem 1998 von dem Militärhistoriker Wolfgang Schmidt erschienenen Aufsatz *Regensburg und sein Militär – Skizzen zu einer bayrischen Garnisonstadt 1810 bis 1914*²⁸⁶ wird dieser Aspekt berücksichtigt. Doch auch in dieser Arbeit, die in dem von Bernhard Sicken editierten Sammelband *Stadt und Militär 1815-1914 – Wirtschaftliche Impulse, infrastrukturelle Beziehungen, sicherheitspolitische Aspekte*²⁸⁷ publiziert wurde, liegt die behandelte Zeitspanne in der Periode vor dem Ersten Weltkrieg. „[Das] Wissen um die lokal- und regionalwirksamen Beziehungen der Wehrmacht namentlich in den 30er Jahren [ist] dagegen gleich null“,²⁸⁸ wie Wolfgang Schmidt feststellt, aber auch eine Aufarbeitung der zivil-militärischen Verflechtungen nach 1955 „gibt es im Grunde genommen nicht“.²⁸⁹ Eine in diese Richtung weisende grundlegende Darstellung kann seine 2006 erschienene Untersuchung über die Bundeswehr als Faktor sozioökonomischer Modernisierung in der Bundesrepublik bieten, wengleich sich das Hauptaugenmerk des Verfassers bayrischen Garnisonstädten widmet.²⁹⁰ Weitere Ausnahmen bilden einige jüngere Arbeiten über die US-amerikanischen Garnisonen in Süddeutschland, deren bis in die Gegenwart andauernder Abzug seit den 1990er Jahren in den betroffenen Regionen zu vielerlei ökonomischen Befürchtungen Anlass gab. So hat die Volkskundlerin Sabine Zinn-Thomas in ihrem 2010 erschienenen Werk *Fremde vor Ort* diesbezügliche Prozesse, welche die Region um den Flugplatz Hahn im Hunsrück transformierten, untersucht.²⁹¹

Generell gilt jedoch, dass diesen Aspekten gesellschaftlicher Realität relativ wenig Beachtung geschenkt wurde und wird, wenn man von den kurzfristigen medialen Diskursen während der Zeit im Vorfeld der jeweiligen Standortschließungen absieht. Es mag sein, dass die Gründe für diese Abstinenz ähnlichen Mechanismen gehorchen, wie

²⁸⁵ Ebd., S. 9.

²⁸⁶ Im Rahmen eines größeren Forschungsprojekts zur Militärgeschichte der Bundesrepublik untersucht diese Studie den spezifischen Anteil, den vornehmlich neu gegründete Bundeswehrstandorte an den sozioökonomischen Wandlungsprozessen der 1950er bis 1970er Jahre in Westdeutschland hatten. Der Bogen spannt sich dabei von der Makroebene des Bundes bis zur Mikroebene einzelner Kommunen und ermöglicht so differenzierte gesamtgesellschaftliche Analysen. Vgl. Schmidt 1998 passim.

²⁸⁷ Sicken 1998.

²⁸⁸ Schmidt 2006, S. 13.

²⁸⁹ Ebd.

²⁹⁰ Ebd. passim.

²⁹¹ Zinn-Thomas 2010.

die von Ute Frevert für das mangelnde Forschungsinteresse an Militär und Gesellschaft insgesamt ausgemachten Ursachen. Ihrer Auffassung nach haben sich die Historiker

„seit Mitte der 1950er Jahre sang- und klanglos aus der Debatte um das Verhältnis von Zivilgesellschaft und Militär verabschiedet, nachdem Gerhard Ritters Thesen zum Problem des deutschen ‚Militarismus‘ noch einmal wissenschaftlichen Staub aufgewirbelt hatten. Die seit den 1960er Jahren florierende Sozialgeschichtsschreibung sparte das Thema mit wenigen Ausnahmen aus, teils aufgrund politischer Berührungängste, teils deshalb, weil sie das Militär – durchaus in der Tradition der älteren Historiographie – in enger Beziehung zum Staatlich-Politischen, nicht aber zum Gesellschaftlichen lokalisierte“.²⁹²

Ein ähnliches Defizit attestiert der Militärhistoriker Ralf Pröve der Stadtgeschichtsforschung, die zwar „seit etlichen Jahren stärker auf Fragen der Bevölkerungsstruktur und der Sozialtopographie, der sozialen Mobilität oder der Lebens- und Wohnbedingungen“²⁹³ eingehe, sich jedoch innerhalb dieser Kontexte nicht der Berücksichtigung des Faktors Militär widmeten. Was hier bemängelt wird, dürfte für die Kulturwissenschaften gleichermaßen gelten, wie denn auch Andreas C. Bimmer feststellt, der hinsichtlich des Forschungsdesiderates Militär „im sozial- und geisteswissenschaftlichen Diskurs [...] eine allgemeine Scheu und Inopportunität“²⁹⁴ konstatiert. Im Hinblick auf die volkscundliche Stadtforschung verwundert diese Lücke hingegen nicht so sehr, da die Stadtforschung sich ohnehin erst spät einen Platz im Fach erobert hat.

Die Tatsache, dass die Transformation einer Stadt – insbesondere einer Kleinstadt – zur Garnisonstadt nicht nur kurzfristig wirksame architektonisch-materiale, ökonomisch-wirtschaftliche und bevölkerungsstatistisch relevante Veränderungen generiert, sondern zudem durch die dauerhafte Etablierung anderer gesellschaftlicher Strukturelemente und neuer Hierarchiesysteme die sozialen Konventionen eines gewachsenen Gemeinwesens und somit auch die habituelle Disposition maßgeblich beeinflusst, sollte indes nicht nur von historischem, sondern dezidiert von sozial- und

²⁹² Frevert 1997b, S. 9.

²⁹³ Pröve 2010a, S. 41.

²⁹⁴ Bimmer 2001 S. 7

kulturwissenschaftlichem Interesse sein. So stellten denn auch die Teilnehmer der Potsdamer „Garnisonstädte-Tagung“ abschließend unter anderem fest, dass

„[die] interdependenten Beziehungsgeflechte zwischen Militär- und Zivilgesellschaft [...] ein gewinnversprechendes Forschungsfeld [bilden], dessen Erträge in ihren Aussagen über Gesellschaft, Staat, Kommune, Bürgerschaft, Bevölkerung, Ökonomie auch über den engen Erkenntnisbereich hinausgehen könnten“.²⁹⁵

Die Volkskunde stellt überdies auch die Frage nach den symbolischen Botschaften sozialer Positionsbestimmung in mentalitätsformenden Wandlungsprozessen und der möglichen Adaption eines militärischen Habitus, deren Mechanismen sich in verändernden städtischen Ritualen und performativen Akten der kommunalen Selbstdarstellung ausdrücken können. Diese Arbeit forscht deshalb auch nach den Produktionsvorgängen eines subjektiven Deutungsrahmens, dessen Formung den zeitgenössischen medialen Diskursebenen geschuldet ist und der kollektiven Erinnerung eine geeignete Folie zur Entwicklung eigenlogischer Sinnstrukturen bietet. Wie und in welchen Bereichen die unterschiedlich wirkmächtigen Elemente die hier in Rede stehende Stadt nachhaltig habitualisiert haben, ist aus den analysierten Quellen vermittels der Relation von Faktizität und Reflexion herauszulesen und zu deuten. Am Beispiel der Kleinstadt Lütjenburg sollen in dieser Arbeit auch die in Erinnerungsnarrativen und medialer Aushandlung dokumentierten Transformationsschritte zur Garnisonstadt beleuchtet werden. Selbstverständlich müssen auch die lokalen Praktiken in den Zusammenhang von überregionalen Prozessen und hegemonialen Rahmungen gestellt werden, die jedoch immer wieder auf den lokalspezifischen, eigensinnigen Habitus dieses Ortes verweisen.²⁹⁶ In welchem Maße Hegemonie und normative Ideologie kleinstädtisch vorgeprägter Deutungsmuster den Umgang mit Brüchen, Differenz und Paradoxien gestalten, lässt sich im Zusammenhang mit der Garnisonswerdung Lütjenburgs in ein gedachtes Rahmungskonzept einfügen.

²⁹⁵ Tagungsbericht *Garnisonsstädte in Deutschland*. 20.11.2012–21.11.2012, Potsdam, in: H-Soz-u-Kult, 08.02.2013, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=4628>>. Aufruf 23.5.2013, 13.45 Uhr.

²⁹⁶ Vgl. Berking/Löw 2008, S. 9.

3 Theoretischer Rahmen

Die Intention dieser Arbeit folgt nicht dem Ziel einer chronologisch ereignisgeschichtlichen Darstellung. Um jedoch die in unterschiedlichen Feldern und zu verschiedenen Zeiten sich vollziehenden Prozesse handhabbar zu machen, bedarf es analytischer Kategorien, welche deren Interpretation erleichtern. Die auf diese Weise gerahmten Episoden lassen Raum für das Zusammenführen zunächst zusammenhanglos erscheinender Ereignisse und deren Deutung durch die Akteure. In dieser theoretischen Rahmung werden sowohl die Bearbeitung von Fremdheitserfahrung, als auch deren Wandel hin zur Veralltäglichung im Transformationsprozess als heuristische Kategorien nutzbar gemacht. Die Bewältigung von Fremdheit und Wandel wird nicht zuletzt mithilfe ritueller Praxen befördert. Mit Blick auf die Fremden können Rituale auch als Beheimatungsstrategien identifiziert werden, weshalb auch dem Heimatbegriff eine besondere Bedeutung zukommt.

Eine Möglichkeit, dem Neuen und Fremden zu begegnen, bietet das Mittel der Typisierung, indem die unbekannte Person oder Gruppe in ihrer Funktion als Rollenträger eingeordnet wird: Bäcker, Rechtsanwalt, Handwerker oder eben Soldat. „Der Vorteil der Typisierung besteht in der Möglichkeit, Erwartungen nicht an Personen, sondern an Rollen auszurichten“,²⁹⁷ was deren Akzeptanz erleichtert, da die antizipierten Ereignisse und Eigenschaften als bekannt vorausgesetzt werden. Im Zuge der Garnisonswerdung Lütjenburgs geht es jedoch nicht nur um eine große Gruppe fremder Menschen, die – und das nicht nur vorübergehend – das Leben in der Stadt beeinflusst. Insbesondere die Phase zwischen 1957 und Mitte der 1970er Jahre verwandelte vielmehr auch das gewohnte materielle Umfeld, das einem rasanten Transformationsprozess unterworfen war, der nur bedingt lokale Einflüsse zuließ. Vor diesem Hintergrund bezieht sich Fremdheitserfahrung oder Befremdung – wenn nicht gar Entfremdung – auch auf Gebäude, Straßen und Plätze, die Infrastruktur und den gewohnten städtischen Habitus. Letzterer stellt sich in einer kleinen Stadt wesentlich fragiler dar, als in einer Großstadt, wo Fremdes eher absorbiert beziehungsweise assimiliert werden kann. Kleinstädtische Traditionen und lokale Besonderheiten müssen gegebenenfalls verteidigt werden, Besitzstandswahrung und Konkurrenzängste kommen in kommunalpolitisch und medial umgedeuteten Aushandlungsprozessen an die Oberfläche und bieten Projektionsflächen für die Hervorhebung kultureller Differenzen,

²⁹⁷ Münkler/Ladwig 1997, S. 29.

deren Bearbeitung letztendlich in Ritualen als Kategorien der Repräsentation und Legitimation ihre Auflösung finden kann.²⁹⁸

„Es geht um den Aufbruch aus einer gewöhnlichen Situation in eine Phase der Begegnung und Auseinandersetzung mit dem Außergewöhnlichen, Fremden, Bedrohlichen. Und es geht um die Rückkehr: in einen transformierten Zustand, der zwar wieder als normalisiert sich darstellt, aber als lessons learned, etwas bewahrend von der Ausgangsform, diese wird aber nun über Erfahrungswerte, Erschütterungen und Außerordentlichkeiten sowohl verschoben und umgedeutet als auch bewusst wahrgenommen und umkämpft,“²⁹⁹

wie es Thomas Düllo in seinem Werk über eine Transformationsforschung aus kulturwissenschaftlicher Perspektive formuliert. Ein Wandel, der den Betroffenen ein Umdenken bisheriger Orientierungen abnötigt, muss nicht zwangsläufig im großen Stil stattfinden, wie es beispielsweise der Austausch ganzer politischer Systeme nach dem Zweiten Weltkrieg oder zu Beginn der 1990er Jahre erforderte. Auch innerhalb der kleinen Lebenswelten³⁰⁰ werden „doxische Gewissheiten, gerade weil sie auf der Kongruenz räumlicher Formen und habitueller Dispositionen beruhen, [...] erschüttert, wenn die Routinen nicht greifen und“, so Helmuth Berking, „die unmittelbare praktische Übereinstimmung zwischen den ganz gewöhnlichen Gewohnheiten und der räumlichen Umgebung, auf die diese abgestimmt sind, sich nicht herstellt“.³⁰¹

Die Funktion der Wiederherstellung von Ordnung und ein gleichsam heilendes Verbinden von hergebrachten und neu implementierten Traditionen mit den Umwälzungen der Transformation übernehmen – darauf weisen nicht nur Ritualforscher wie Christoph Wulf oder der Politikwissenschaftler Herfried Münkler, sondern auch Thomas Düllo hin – die von Arnold van Gennep untersuchten „rites de passage“.³⁰² Im Verlaufe des Transformationsprozesses hält Düllo die Phasenunterscheidung für besonders hilfreich und lenkt deshalb das besondere Augenmerk auf die Trennungsphase, die Schwellen- und Transformationsphase und letztendlich die Inkorporationsphase, in deren Kontext die verschiedenen Akteure den

²⁹⁸ Wulf 2007b, S. 192–195.

²⁹⁹ Düllo 2011, S. 57.

³⁰⁰ Vgl. Schütz/Luckmann 1975.

³⁰¹ Berking 2008, S. 25.

³⁰² Vgl. Wulf 2007b, S. 192–195, Münkler 1997, S. 27 und Düllo 2011, S. 546.

jeweiligen Ereignissen spezifische Deutungsmuster zuweisen und diese in einen für sie sinnhaften Zusammenhang stellen.³⁰³ Beim Rückblick in die Frühphase der Lütjenburger Garnisonswerdung fällt beispielsweise die Diskrepanz zwischen den schwierigen Aushandlungsprozessen im Vorfeld des eigentlichen Einzugs der Bundeswehr und den überwiegend von Harmonie geprägten Erinnerungen ins Auge. Eine Phase, die für viele alte Lütjenburger durchaus mit Befremdung wahrgenommen wurde, auch wenn das Fremde zunächst nur Teile des altvertrauten Stadtbildes transformierte.

3.1 Fremdheit als Kategorie und Zuschreibung

Während der Quellenanalyse fielen mir wiederholt Äußerungen auf, die entweder das Befremden über eine Veränderung im Stadtbild thematisierten oder von der Sorge vor etwas Fremdem geprägt zu sein schienen. Vor dem Hintergrund, dass das Fremde auch als Katalysator für Inventionen fungiert, gerät wiederum der Mechanismus der Befremdung in den Aufmerksamkeitsfokus.³⁰⁴ Das Auffinden und Analysieren dieser Fremdheitsfiguren, Deutungsmuster und Umwertungsschübe trägt daher viel zum Verständnis kleinstädtischer Konfliktbewältigungsstrategien bei.

Fremdheit ist in einer hoch individualisierten, modernen städtischen Gesellschaft keine exklusive Erfahrung, sondern eine alltägliche, überall und jederzeit erfahrbare lebensweltliche Gegebenheit, die in aller Regel niemanden irritiert, sondern tatsächlich kaum realisiert wird. Im Gegenteil – wäre jemand beim Gang durch ein Einkaufszentrum oder in der Fußgängerzone genötigt, sich über alle ihm begegnenden Personen Gedanken zu machen oder deren Identität zu ergründen, wäre dieser Mensch nicht nur physisch und organisatorisch überfordert, er würde all diese Informationen weder verarbeiten können noch wirklich haben wollen. Selbst zur Alltagsbewältigung notwendige Face-to-Face-Kommunikation, wie etwa mit dem Personal des Supermarktes, dem Taxifahrer, dem Paketzusteller oder der Sachbearbeiterin in einer Behörde, erfolgt in formal-rationalen Kontexten und erzwingt keineswegs intimere Kenntnisse des jeweiligen persönlichen Hintergrundes der Kontaktperson. Diese „intersubjektive Ignoranz“³⁰⁵ bewahrt das Individuum nicht nur vor psychischer und physischer Überforderung – zumal ein gegenteiliges Verhalten, etwa in Form einer

³⁰³ Vgl. Düllo ebd., S. 546.

³⁰⁴ Vgl. Dirksmeier 2011 sowie Yildiz 2002.

³⁰⁵ Vgl. Hahn 2000, S. 35.

ausgeprägten Distanzlosigkeit, durchaus pathologisierende Zuschreibungen evozieren könnte – sie bietet auch Schutz vor sozialer Kontrolle, normativen Rollenerwartungen und daraus resultierenden Verpflichtungen, wie sie aus segmentären Gesellschaften bekannt sind. „Diese strukturelle Fremdheit in der modernen Gesellschaft“, so der Soziologe Armin Nassehi, „ist geradezu die Bedingung der Möglichkeit dafür, dass individualisierte Lebensformen und relativ freie persönliche Orientierungen ästhetischer, ethischer, religiöser und sexueller Art überhaupt möglich sind“.³⁰⁶ In diesem Zusammenhang wird Fremdheit vor allem als Ressource genutzt und dieser Faktor beschränkt sich keineswegs auf urbane Kontexte. Auch im ländlichen Raum hat die Individualisierung vielen Menschen im Verbund mit finanzieller Unabhängigkeit, Mobilität und ausdifferenzierten Lebensstilen die Möglichkeit eröffnet, Fremde unter Fremden bleiben zu können, ohne deshalb mit Nachteilen rechnen zu müssen. Selbst in Dörfern mit wenigen Hundert Einwohnern ist heute ein relativ anonymes Dasein lebbar, zumal es in der medial vernetzten Welt problemlos möglich ist, online zu arbeiten, einzukaufen und Kontakte zu pflegen. Gisela Welz hat bereits 1998 auf diese Entwicklungstendenzen in komplexen Gesellschaften hingewiesen, deren Akteure, anders als die Arbeitsmigranten des vorvirtuellen Zeitalters, nicht nur äußerst mobil, flexibel und gut vernetzt sind,³⁰⁷ sondern zugleich die Forschung mit neuen Fragestellungen konfrontieren, für die George Marcus den Begriff der multi-sited Ethnography³⁰⁸ einführte.

Der oder das Fremde jedoch, dessen Gegenwart – sei es positiv oder negativ – von der Umgebung entweder als Objekt teilnehmenden Interesses oder als Störfaktor zur Kenntnis genommen wird, entzieht sich jeglicher „intersubjektiven Ignoranz“, weil derartige Konstellationen die Qualität einer Beziehung haben, wie Georg Simmel diese Konstruktion in seinem Aufsatz *Die Figur des Fremden* darlegt.

„Die Einheit von Nähe und Entferntheit, die jegliches Verhältnis zwischen Menschen enthält, ist hier zu einer, am kürzesten so zu formulierenden Konstellation gelangt: die Distanz innerhalb des Verhältnisses bedeutet, dass der Nahe fern ist, das Fremdsein aber, dass der Ferne nah ist. Denn das Fremdsein ist natürlich eine ganz positive Beziehung, eine besondere Wechselwirkungsform; die Bewohner des

³⁰⁶ Nassehi 1999, S. 193.

³⁰⁷ Welz 1998. Siehe auch Zinn-Thomas 2003 und 2010.

³⁰⁸ Vgl. Marcus 1995, S. 83. Siehe dazu auch Schmidt-Lauber 2009b.

Sirius sind uns nicht eigentlich fremd – dies wenigstens nicht in dem soziologisch in Betracht kommenden Sinne des Wortes -, sondern sie existieren überhaupt nicht für uns, sie stehen jenseits von Fern und Nah. Der Fremde ist ein Element der Gruppe selbst, nicht anders als die Armen und die mannigfachen ‚inneren Feinde‘ - ein Element, dessen immanente und Gliedstellung zugleich ein Außerhalb und Gegenüber einschließt“.³⁰⁹

Um es vereinfacht auszudrücken: Der Nachbar jenseits des Gartenzauns kann trotz seiner räumlichen Nähe als Fremder wahrgenommen werden, wenn er Eigenschaften zeigt, die unverständlich oder exotisch anmuten, während die Internetbekanntschaft in Australien nicht als Fremde definiert wird, obwohl vielleicht noch nie ein persönlicher Kontakt stattfand. Fremdheit ist demnach die „Definition einer Beziehung“,³¹⁰ so Alois Hahn, und nicht die Beschreibung eines messbaren Zustandes.

Angesichts heutiger Multilokalität und „Kulturverflüssigung“³¹¹ ergibt sich nicht nur eine drastische Erhöhung der möglichen Kontaktchancen zwischen Personen, Gruppen und symbolischen Gemeinschaften, es offenbart sich auch ein Mehr an Fremdheitserfahrungen selbst in solchen Regionen, denen in der Vergangenheit das Etikett der Abgelegenheit anhaftete. Diese „Generalisierung der Fremdheit“³¹² hat zwar dazu beigetragen, dass viele, noch vor einer Generation als befremdlich wahrgenommene Lebensstile, Körperinszenierungen oder Ernährungsgewohnheiten heute weitestgehend fraglos akzeptiert werden, schließt jedoch keineswegs die Erfahrung von Fremdheit aus. Es hat in dieser Hinsicht lediglich eine Verlagerung stattgefunden, wenn beispielsweise über Stadtteile mit hohem Migrantanteil Presseartikel unter dem Motto „Deutsche fühlen sich fremd in ihrer Stadt“³¹³ erscheinen, in denen unter anderem darüber geklagt wird, dass „dort, wo das kleine Blumenlädchen Generationen von Bergleutefrauen mit Nelken und Tulpen versorgte, [...] sich heute Putenfleisch im Grill der Dönerschmiede [dreht]“.³¹⁴ Kaschuba sieht hier einen „inneren Differenzdiskurs“ mittels dessen die Binnengesellschaft den Versuch

³⁰⁹ Simmel 1908, S. 509. Vgl. auch Waldenfels 1997 passim.

³¹⁰ Hahn 1994, S. 140.

³¹¹ Vgl. Kreff 2003, S. 87.

³¹² Hahn ebd., S. 162.

³¹³ Art. „Wenn Stadtviertel fest in türkischer Hand sind“, WAZ vom 9.11.2009, online: <http://www.derwesten.de/waz-info/wenn-stadtviertel-fest-in-tuerkischer-hand-sind-id303992.html>, Aufruf 1.5.2014, 16.17 Uhr.

³¹⁴ Ebd.

unternimmt, „bereits bestehende gesellschaftliche Verhältnisse zu revidieren, indem er Teile von ihnen nachträglich als kulturell ‚fremd‘ erklärt“.³¹⁵

Während ungewohnte Erscheinungen, denen man in der Ferne oder nur sporadisch, beispielsweise in exotischen Urlaubsländern, begegnet, bewusst gesucht und mit Interesse zur Kenntnis genommen werden, verhält es sich mit der alltäglichen Fremdheitswahrnehmung in der direkten Umgebung deutlich anders. Wesentlich für das Beziehungsverhältnis der Fremdheit, wie es in diesem Beispiel deutlich wird, ist daher die Bedingung von Nähe. „Die Wahrnehmung einer symbolischen Grenze macht den räumlich-leiblich Nahen zum Außenstehenden, der mir zwar gegenüber ist, aber trotzdem nicht zu mir beziehungsweise zur Sphäre des ‚Eigenen‘ gehört“, wie der Berliner Soziologe Horst Stenger in Anlehnung an Simmels Definition des Fremden feststellt, für den „der Fremde nicht [...] der Wandernde [ist], der heute kommt und morgen geht, sondern [...] der, der heute kommt und morgen bleibt [...]“.³¹⁶

Ob dieser Fremde, beziehungsweise das, was sich durch sein Vorhandensein in der materialen wie mentalen Sphäre transformiert hat, nun als Bereicherung oder Bedrohung wahrgenommen wird, ist keineswegs eindeutig und vom jeweiligen Kontext abhängig.³¹⁷ So könnte der oben zitierte Dönerladen innerhalb eines anders beschaffenen Umfeldes durchaus als Bereicherung des kulinarischen Angebotes im Stadtteil interpretiert werden, wie sich überhaupt im gastronomischen Bereich alles ursprünglich Fremdländische seit den 1970er Jahren einer zunehmenden Beliebtheit erfreut und heute als selbstverständlich angesehen wird. Weniger positiv aufgenommen wird das Fremde indes, wenn

„sich die unreflektierten Gewißheiten und Selbstverständlichkeiten über ‚richtiges‘ oder ‚normales‘ Verhalten in alltäglichen Situationen zwischen der aufnehmenden Gruppe und dem Neuankömmling so stark unterscheidet [...], daß der Neuankömmling immer wieder die Normalitätserwartungen seiner Umgebung irritiert“.³¹⁸

oder seine Maßstäbe und Wertekategorien entweder aufgrund von Mehrheits- oder Statusverhältnissen normativen Charakter annehmen. Während das Phänomen „Deutsche fühlen sich fremd in ihrer Stadt“ der ersteren Kategorie entspricht, wird die

³¹⁵ Kaschuba 2007, S. 67.

³¹⁶ Simmel 1908, S. 509.

³¹⁷ Vgl. Yildiz 2001, S. 54.

³¹⁸ Stenger 1998, S. 20.

zweite Variante dann virulent, wenn als Fremde etikettierte Akteure innerhalb einer symbolischen Gemeinschaft Deutungs- und Gestaltungsmacht erlangt haben, die ihnen nach Ansicht der Alteingesessenen eigentlich nicht zusteht.

Auch wenn „Fremdheit in urbanen Kontexten“³¹⁹ sich in der medialen Darstellung am häufigsten als ursächlich fremdländisch begründetes Problemfeld präsentiert, muss die Strategie einer Ausgrenzung durch Befremdung nicht zwingend in ethnisch-national oder religiös-kulturell konstruierten Konfliktfeldern situiert sein. Sie wird jeweils dann instrumentalisiert, wenn die ökonomischen Interessen oder Geschmackspräferenzen einer lokalen Gruppe tatsächlich oder scheinbar bedroht sind und der oder die Auslöser dieser Irritation eine geeignete Projektionsfläche für eine Befremdung anbieten.³²⁰ Das können sowohl die Schwaben sein, die angeblich in Kreuzberg die Semmel einführen wollen oder die Neubürger aus der Stadt, die in der Gemeindevertretung mit unkonventionellen Vorschlägen auffallen. Die Reaktionen auf derartige Prozesse entsprechen alle dem Muster: Wir lassen uns doch nicht von Fremden vorschreiben, was hier gemacht wird. Auch wenn Befremdung als Abwehrmechanismus gemeinhin eher kleinräumigen Lokalitäten zugeschrieben wird, behauptet sich diese Strategie immer dann, wenn eine Gruppe sich als „geglaubte Gemeinschaft“³²¹ im Weber’schen Sinne definiert. Sobald sich Sprecher dieser Gruppe herausbilden, um zur Rettung der vermeintlich bedrohten Identität aufzurufen, erweist es sich als bewährte Abwehrstrategie, das unerwünschte zu befremden. Es zeigt sich, dass Fremdheit als soziales Deutungsmuster und Befremdung als Verdrängungsmechanismus in ihren unterschiedlichsten Erscheinungsformen unabhängig von lokalen und temporalen Gegebenheiten existieren und weder als typisch für die Provinz noch für die Metropole gelten können.

Gerade weil in vielen der seit einigen Jahren gehäuft zu beobachtenden medial aufbereiteten Alteritätsdiskurse eher der xenophobische Aspekt evoziert wird,³²² bleiben andere Facetten des Fremdenkontaktes zumeist unerwähnt. Der Soziologe Errol Yildiz weist in seinem Aufsatz über *Fremdheit im urbanen Kontext*³²³ dezidiert auf die

³¹⁹ Vgl. Yildiz 2002, S. 11. „Fremdheit im urbanen Kontext“, online verfügbar unter <http://www.geschichtswerkstatt-muelheim.de/Bilder/Yildiz2002.pdf>, Aufruf 23.4.2014, 17.26 Uhr.

³²⁰ Der Begriff der „Befremdung“ geht auf Peter Sloterdijks Aufsatz *Museum: Schule des Befremdens* zurück und wurde 1997 in Stefan Hirschauer und Klaus Amanns Sammelband *Die Befremdung der eigenen Kultur* wieder aufgegriffen. Vgl. Sloterdijk 2007 sowie Hirschauer/Amann 1997.

³²¹ Weber 2009, S. 44. Vgl. in diesem Zusammenhang auch den von Benedict Anderson geprägten Begriff der „imagined communities“, Anderson 1988.

³²² Vgl. Kaschuba 2007.

³²³ Vgl. Yildiz 2002.

Innovationskräfte und spezifischen Kompetenzen der „neuen Kosmopoliten“,³²⁴ mit ihren „transnationalen Biografien“³²⁵ hin, „die im Zeitalter der Globalisierung zur allgemeinen Lebensform zu werden beginnen“,³²⁶ in den Alteritätsdiskursen jedoch selten Erwähnung finden. Dabei kann bei näherer Betrachtung festgestellt werden, dass viele Lebensbereiche – abgesehen von den bekannten Transformationen im kulinarischen Segment – ohne den vitalisierenden Schub fremder Einflüsse zu Stagnation und Gleichförmigkeit verdammt wären, wie die Zusammenführung des Konzeptes „Fremdheit und Kontingenz“ nahelegt.³²⁷ Der Berliner Wirtschaftsgeograph Peter Dirksmeier verweist in diesem Zusammenhang auch auf die Funktion des Fremden als Katalysator für kommunale Innovationen und bezieht sich dabei nicht nur auf das bereits erwähnte Einführen bislang unbekannter Warenssegmente durch den „fremden Händler“, sondern generell auf „Fremdheit als Ressource“.³²⁸ Während Simmel noch den „fremden Händler“ als Prototyp des „Fremden an sich“ ausmachte, indem er befand, dass dieser „[in] der ganzen Geschichte der Wirtschaft [...] als Händler bzw. der Händler als Fremder [erscheint]“,³²⁹ wurde er in gegenwärtigen Diskursen immer mehr zum „Ausländer“, wie Erol Yildiz konstatiert.³³⁰

Eine Denkfigur, die jenseits aller ethnischen Zuschreibung Befremden hervorrufen kann, in diesem Kontext jedoch selten thematisiert wird, ist die des Soldaten, der in vielerlei Hinsicht mit Fremdheit konnotiert werden könnte: Als Gegner in militärischen Einsätzen, als Besatzungssoldat in besiegten Territorien, als Schutzmacht in terroristisch gefährdeten Regionen oder einfach als Teil einer Truppe in einer ihm fremden Garnisonstadt, wie von Sabine Zinn-Thomas in ihrer Untersuchung *Fremde vor Ort* am Beispiel einer US-Airbase im Hunsrück portraitiert.³³¹ Ihr Forschungsinteresse galt dabei nicht nur der gegenseitigen Wahrnehmung von Einheimischen und Fremden, relevant war vielmehr die Transformation einer Region durch das Fremde. In derartigen

³²⁴ Ebd., S. 24.

³²⁵ Hannerz 1995, S. 81.

³²⁶ Yildiz ebd., S. 24.

³²⁷ Der Soziologe Michael Makropoulos bringt den „mittlerweile in alle möglichen Konnotationen von ‚Unbestimmtheit‘ verschliffenen“ Begriff der Kontingenz auf eine einfache Formel: „Kontingenz ist, was auch anders möglich ist“. Makropoulos 2004, S. 70.

³²⁸ Vgl. Dirksmeier 2011, S. 115.

³²⁹ Simmel 1908, S. 509.

³³⁰ Vgl. Yildiz ebd., S. 20.

³³¹ Mit dem Abzug der amerikanischen Soldaten in den 1990er Jahren und dem Zuzug von Aussiedlern aus der ehemaligen UdSSR wurde in der Region um den Flugplatz Hahn eine Gruppe von Fremden komplett durch eine andere ersetzt. Sabine Zinn-Thomas richtet ihren Fokus auf die Frage, wie das Leben der Einheimischen durch die unterschiedlichen Gruppen von Fremden beeinflusst wurde und welche Auswirkungen die Veränderungen auf ihr Selbstbild, den Umgang mit Fremdheit und auf die Herausbildung einer regionalen Identität hatten. Vgl. Zinn-Thomas 2010.

Kontexten zeigt sich besonders die von Justin Stagl als „Nützlichkeit oder Schädlichkeit für die Gruppe“ bezeichnete Ambivalenz des Fremden, denn dadurch bestimme sich „weitgehend die Art und Weise, wie fremde Personen behandelt werden“.³³² Wird die Wahrnehmung der Fremden vorrangig durch deren ökonomische Potenz und eigene Prosperitätserwartungen bestimmt, sind sie in aller Regel eher willkommen, als wenn dies nicht der Fall ist, wie der Vergleich zwischen der Stationierung von Militäreinheiten und der Unterbringung einer eher als prekär wahrgenommenen Gruppe, wie Übersiedlern aus der ehemaligen UDSSR beweist.³³³ Auch wenn es in der hier vorliegenden Arbeit auf den ersten Blick um vergleichbare Vorgänge zu gehen scheint, stellen sich die Problematiken und somit die Fragestellungen doch deutlich anders dar. In Lütjenburg muten die Fremden zunächst einmal weniger fremd an, da sie der gleichen Nation entstammen und die gleiche Sprache sprechen. Gleichwohl gehören sie einer Gruppe von Akteuren an, die eigenen Hierarchien und Kommunikationsstrukturen gehorcht und auch bestimmte Privilegien genießt. Zu fragen ist deshalb nach der Deutung dieser Art von Fremdheit und den Erwartungen und Befürchtungen, die auf diese Gruppe projiziert werden. Daneben richtet sich das Augenmerk auf die Fremdheitserfahrungen, die sich aus den materialen Transformationen des Ortes und den sozio-ökonomisch wie gesellschaftlich-habituellen Wandlungen ergeben. Wo liegen die empirischen Befunde offen zutage, wo latent in verschleiern den Diskursen verborgen und wie werden dieselben in der retrospektiven Narration verhandelt?

3.2 Tradition und Transformation

Erfahrung und Abwehr von Fremdheit gehen zumeist Hand in Hand mit der Angst vor Veränderung. Zu den immateriellen Werten, welche Akteure vermeintlich durch Fremde bedroht sehen, gehört der nicht näher definierte und mit allem möglichen zu füllende Begriff der Tradition. Unter der Überschrift Traditionswahrung können in diesem Zusammenhang sowohl Differenzerzeugungs- und Abgrenzungsstrategien, als auch diffuse Überfremdungsängste gedeihen. Bedroht werden Traditionen immer durch gesellschaftlichen Wandel, der – so die damit einhergehende Befürchtung – durch zu viele Fremde befördert wird. Traditionen können indes auch neu geschaffen werden, um Fremde rituell einzuhegen. In den Annäherungspraxen zwischen Stadtbevölkerung und Militär zeigen sich etliche solcher Beispiele, die in den Selbstdarstellungsmedien

³³² Stagl 1997, S. 101.

³³³ Vgl. Zinn-Thomas ebd., S. 234 ff.

entsprechend positiv bewertet werden.³³⁴ Den diese Arbeit überspannenden Bogen bildet der analytische Begriff der Transformation, die zwangsläufig vom Verlust diverser Traditionsbestände begleitet wird. Gleichzeitig werden aber Akteure in den Fokus genommen, deren ganz spezielles Traditionsrepertoire im Rahmen der Transformation verstärkt zum Einsatz gebracht wird. Wie sich diese Ebenen ausbalancieren, gegenseitig beeinflussen und hybridisieren ist eine der Fragestellungen dieser Arbeit.

Tradition und Transformation, Kontinuität und Wandel sind Leitbegriffe der volkskundlichen Forschung seit Beginn ihrer Auseinandersetzung mit der sie umgebenden Materialität und Praxis.³³⁵ Allen voran Wilhelm Heinrich Riehl verwandte einen großen Teil seines Wirkens auf die Dokumentation des von ihm eher negativ wahrgenommenen Wandels, indem er Mobilität, Industrialisierung und die Ausbreitung großstädtischer Lebensformen dem von ihm als positiv gedeuteten Gegenbild des Dorfes und der Kleinstadt gegenüberstellte, wo er „die Mächte der Beharrung“ verortete,³³⁶ womit eine Grundstimmung der Zeit abgebildet wurde. Wolfgang Kaschuba sieht die besondere Hinwendung zu volkskundlichen Themen „[i]n einer rasonierenden und nostalgisch eingestimmten Öffentlichkeit [...], weil sich in ihnen der erwünschte Kontinuitätsgedanke in besonderer Weise verkörperte [...]“.³³⁷ Die in Riehls Texten evozierten traditionellen Werte und Lebensmuster einer bäuerlichen Gesellschaft standen für ihn und viele der ihm nachfolgenden volkskundlich tätigen Laien wie Wissenschaftler im scharfen Kontrast zur Großstadt mit all ihren negativ gedeuteten Begleiterscheinungen, die als ursächlich für den Zerfall familiärer Bindungen und gesamtgesellschaftlicher Ordnung angesehen wurden. Hermann Bausinger beschied schon 1969 in seiner *Kritik der Tradition*, dass die „wesentlichen Entwicklungsphasen der Volkskunde im 19. Jahrhundert [...] als Antwort auf die Desorganisation, die Mobilisierung und Umwandlung der Gesellschaft [zu sehen seien]“.³³⁸ Seitdem hat die Volkskunde selbst Paradigmenwechsel und Transformationsprozesse durchlaufen, die nicht nur ein verändertes Forschungsinteresse

³³⁴ Beispielhaft aufgeführt sei hier das seit 1980 jährlich stattfindende Fußballspiel zwischen der Stadtvertretung und den Offizieren des Bataillons. In der *Festschrift zum 30jährigen Jubiläum der Garnison Lütjenburg* erschien ein entsprechender Artikel unter der Überschrift „Was ist das Fußballspiel Stadtvertretung Lütjenburg – Offiziere FlaRgt 6 oder wie eine Tradition entsteht“. *Festschrift zum 30jährigen Jubiläum der Garnison Lütjenburg*, S. 30.

³³⁵ Vgl. Rolshoven 2009, S. 286 f. Siehe auch Kaschuba 1999, S. 165 ff. Zum Begriffspaar „Tradition und Transformation“ vgl. auch Kiessling/Rieger 2011.

³³⁶ Vgl. Riehl 1854, S. 63 ff.

³³⁷ Kaschuba 1999, S. 167.

³³⁸ Bausinger 1969, S. 232.

und neue Fragestellungen im Gefolge hatten, sondern auch die öffentliche Wahrnehmung des Faches revidierten.³³⁹ Dennoch sind die Begriffe Tradition und Transformation als konstante Wegmarken fest im Repertoire des fachlichen Kanons verankert und begleiten etliche kulturwissenschaftliche Untersuchungen als analytische Referenzkategorien oder titelgebendes Element.³⁴⁰

Vielfältigkeit und Komplexität der Umbrüche und Transformationen in der Moderne provozierten nicht nur unterschiedliche Interpretationsmodelle und Erkenntnisse, wie sie Norbert Elias im *Prozess der Zivilisation*³⁴¹ präzisiert oder Eric Hobsbawm am Beispiel der „erfundenen Traditionen“³⁴² nachgewiesen hat, sie führen auch immer wieder zu der Frage, wie Akteure die Antagonismen Tradition und Transformation für sich ausloten und gefügig machen. Die Balance zwischen beiden Polen, aber auch ihre jeweilige Instrumentalisierung bietet vielfältige Forschungs- und Interpretationsansätze, die unter anderem die Globalisierung und Festivalisierung von Bräuchen, die Spielarten der Tourismusfolklore, Musealisierungstendenzen oder die Inwertsetzung kulturellen Erbes thematisieren.³⁴³ Gerne wird auch die Volkskunde befragt, ob es sich bei dem jeweils in Rede stehenden Phänomen um „Fund oder Erfindung“³⁴⁴ oder gar um ein „Relikt“³⁴⁵ aus den Tiefen der Vergangenheit handelt.

Dergleichen Spekulationen bewogen Hermann Bausinger bereits 1969 zu der Feststellung, dass es sich bei jeglicher Tradition um eine Erfindung beziehungsweise Konstruktion handeln würde, woran auch die Volkskunde alter Prägung oft und gerne mitgewirkt habe.³⁴⁶ „Tradition und Gemeinschaft“, so Bausinger, „[retteten] scheinbar

³³⁹ „Mit dem Begriffspaar ‚Tradition‘ und ‚Wandel‘ wurde Volkskultur als Artikulation des Althergebrachten und als Aneignung von Neuem beschrieben“, wie Johanna Rolshoven feststellt. Vgl. dazu auch Eggmann 2009, S. 110.

³⁴⁰ Als entsprechende Referenzen seien hier einige jüngere Titel aus dem Fach Volkskunde genannt: Schnepel, Burghard, Felix Girke, Eva-Maria Knoll (Hg.) (2013) *Kultur all inclusive. Identität, Tradition und Kulturerbe im Zeitalter des Massentourismus*; Scholze-Irlitz, Leonore (2005): *Das „Ökodorf Winleben“: Kulturelle Aspekte des Mensch-Umwelt-Verhältnisses im Transformationsprozess einer ostdeutschen Gemeinde*; Scheich, Elvira, Karen Wagels (Hg.) (2011): *Körper Raum Transformation. Gender-Dimensionen von Natur und Materie*; Tauschek, Markus (2010): *Wertschöpfung aus Tradition. Der Karneval von Binche und die Konstituierung kulturellen Erbes*; Färber, Alexa (Forschungsprojekt 2012/13): *Zur Transformation des Städtischen unter dem Primat des Sparens*. <https://www.hcu-hamburg.de/bachelor/kultur-der-metropole/forschung/low-budget-urbanitaet/>

³⁴¹ Vgl. Elias 1988 passim.

³⁴² Vgl. Hobsbawm/Ranger 1983 passim.

³⁴³ Vgl. Korff/Thiemeyer 2013 passim.

³⁴⁴ Vgl. Klusen 1969.

³⁴⁵ In diesem Zusammenhang sei auf den für diese Thematik bedeutsamen Aufsatz *Relikte - Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen* von Konrad Köstlin verwiesen, der bereits 1973 den Begriff des Relikts weiterentwickelte und dynamisierte. Man hatte Relikt bis dahin als glücklicherweise noch erhaltenes „unverstelltes“ Reststück aus sonst verschwundener archaischer Kulturzeit verstanden. Köstlin 1973.

³⁴⁶ Vgl. Bausinger 1969, S. 232-250.

die Repräsentanz der erfaßten kulturellen Güter [und] konstituierten einen Bezirk des Eigentlichen, der den Verzicht auf weitergehende kultursoziologische Fragen zu rechtfertigen schien“.³⁴⁷ Hermann Bausingers These findet in der Gegenwart regelmäßig ihre Bestätigung, wenn in der Regionalpresse über Veranstaltungen berichtet wird, die von nun an „Tradition werden sollen“.³⁴⁸ Prozesse, die auch Leitfragen für die Kulturwissenschaft generieren.³⁴⁹

Während populäre Medien über Traditionen in aller Regel positiv berichten, lösen Transformationsprozesse bei den betroffenen Akteuren ambivalente Gefühle aus, die zwischen Ignoranz und Verweigerung oder konstruktiver Mitgestaltung und Begeisterung changieren können. In städtischen Kontexten zu beobachtende Konfliktkonstellationen, wo die Vorstellungen von Traditionalisten und Avantgardisten aufeinanderprallen, gibt es zumeist dann, wenn es um die Rekonstruktion stadtbildprägender Gebäude geht oder ungewohnte architektonische Projekte entstehen sollen. Transformationsprozesse, die ganze Städte in einer relativ kurzen Zeitspanne in ihrer ökonomischen und baulichen Grundsubstanz umformten, wie sie teilweise nach 1989 auf dem Gebiet der ehemaligen DDR und hier besonders augenfällig in Berlin zu beobachten waren, haben fruchtbare Forschungsfelder geöffnet.³⁵⁰

Während die großen Wandlungsprozesse der industriellen Revolution im 19. Jahrhundert viele Regionen umformten³⁵¹ und die Kriegsfolgen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wiederum ganze Städte veränderten, vollzogen sich sichtbare Transformationsprozesse in industriefernen und nicht bombengeschädigten Kleinstädten zumeist recht langsam und waren zunächst vorrangig der Zunahme des Autoverkehrs und den Wandlungen des Einzelhandels in den 1960er Jahren geschuldet. Eine Periode, in der es auch in Lütjenburg zur „Umstellung der Stadt [...] auf die moderne Zeit“³⁵² kam und ein Redakteur in der Regionalzeitung zu entsprechender Aufmerksamkeit aufrief:

„Das abgeschiedene Landstädtchen Lütjenburg gehört endgültig der Vergangenheit an. [...] Es ist durchaus verständlich, wenn die jeweiligen

³⁴⁷ Ebd., S. 237.

³⁴⁸ Vgl. Art. „Ein Ständchen zum Stadtjubiläum. Sieben Schwentintaler Chöre bereiten ein gemeinsames Fest am 8. September vor“, in dem ein Chorleiter mit dem Satz „Ich hoffe, dass daraus eine schöne Tradition wird“, zitiert wird. *KN* vom 20.7.2013.

³⁴⁹ Vgl. Kaschuba 1999, S. 182 sowie Köstlin 1973, S. 154.

³⁵⁰ Vgl. Färber 2005 und Kaschuba 2013.

³⁵¹ Vgl. Osterhammel 2009.

³⁵² Vgl. Art. „Richtfest bei D. H. Boll. Lütjenburger Hof wird neu gebaut“, *OHT* 16.6.1959.

Zeitgenossen kleinere Veränderungen im Stadtbild gar nicht so besonders markant empfinden. Man sieht sie wohl jeden Tag und findet nichts Besonderes dabei. Sie häufen sich aber und verändern das Stadtbild in wenigen Jahren ganz gründlich. [...] Um in dieser Richtung noch zu retten, was zu retten ist, scheint eine Sammlung alter städtischer Bilder, Stiche, Photographien und neuester Aufnahmen zweckmäßig zu sein“.³⁵³

Da dem Stadtraum narrative Strukturen eingeschrieben sind, die durch den Betrachter individuell realisiert werden, können die Phänomene, auf die im obigen Zitat aufmerksam gemacht wird, von Neubürgern gar nicht entsprechend realisiert werden, da sie nur das Stadtbild ihrer Gegenwart kennen. Somit muss auch das, was jeweils als Tradition empfunden und bewahrt werden soll, durchaus in Frage gestellt werden, zumal jede Generation oder gesellschaftliche Gruppierung andere Bewertungs- und Handlungsschemata ausformt.

3.3 Rituale des Städtischen

Im Jahr 1960 erschien im *Ost-Holsteinischen Tageblatt* folgender Kommentar:

„Das Kindervogelschießen findet nach längerer Unsicherheit heute in alter Weise auf dem Vogelberg statt. [...] Es sind [...] Stimmen laut geworden, die das Kindervogelschießen abschaffen wollten, da kein Interesse mehr dafür vorhanden sei. Viele Eltern und auch die Kinder wollen dagegen das traditionelle Fest der Schuljugend erhalten. [...] Hätten die Gilde und das Kindervogelschießen sich überlebt, stünde es traurig um uns heutige Menschen. Alte Lütjenburger, das darf man sagen, halten nichts von solchen Reformen“.³⁵⁴

³⁵³ Art. „Vom Fremdenverkehrsverein Lütjenburg“, *OHT* 29.9.1960.

³⁵⁴ Art. „Gilde und Kindervogelschießen“, *OHT* 25.6.1960. Bei dem so genannten Kindervogelschießen handelt es sich um ein dem Vogelschießen für die Erwachsenen nachempfundenen Fest für die Schulkinder, das bis in die 1970er Jahre in ganz Schleswig-Holstein verbreitet war und dessen Anfänge in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts liegen. Das Fest wurde von der Schule organisiert und umfasste folgende feststehende Elemente, die regional kaum voneinander abwichen: 1. Nach Jahrgängen gestaffelte Wettspiele, bei denen die „großen Jungen“ mit der Armbrust auf einen hölzernen Vogel schossen und die Mädchen und die „Kleinen“ Spiele wie Eierlaufen, Sackhüpfen, Fischpicken, Dosenwerfen und Ringreiten mit Steckenpferden absolvierten, wobei von den Eltern und der örtlichen Geschäftswelt gestiftete Preise zu gewinnen waren und nach Altersklassen gestaffelte Königspaare gebildet wurden. 2. Ein festlich gestalteter Umzug durch den geschmückten Ort mit von den Müttern gebundenen Blumenbügeln, dem in aller Regel eine Musikkapelle vorausging und die „Königspaare“ in einer Kutsche gefahren wurden. 3. Eine abschließende Tanzveranstaltung im Saal in einem der Gasthäuser, die zumeist durch künstlerische Darbietungen, wie Volkstanz oder Gesang eingeleitet wurde.

Örtlich gebundene Traditionsveranstaltungen, wie das hier thematisierte Kindervogelschießen verlaufen an festen Plätzen, nach festgelegten zeitlichen Abläufen und unhinterfragten Verhaltensregeln, die allen Beteiligten bekannt sind. Diese Kombination bildet den Grundstoff, aus welchem sich sämtliche regional verankerten Umzüge, Feste und Zeremonien zusammensetzen. In vielen Fällen finden Konstruktion, Implementierung und Tradierung städtischer Rituale, die heute oft in Formen historisierender Inszenierungen in touristisch genutzte Formate eingebunden werden, ihren Ursprung im erfindungsreichen 19. Jahrhundert.³⁵⁵ Andererseits bot die Stadt sich schon im Mittelalter als Bühne ritueller Inszenierungen religiöser und weltlicher Machtdemonstration an, die insbesondere in Form von Einsetzungs- und Repräsentationsritualen performative Elemente beinhalteten, die bisweilen ihres ursprünglichen Kontextes entkleidet bis heute weiterleben.³⁵⁶ Der überwiegenden Mehrheit aller Rituale angeblichen mittelalterlichen Herkommens hat die Wissenschaft jedoch zwischenzeitlich ein deutlich jüngeres Geburtsjahr zuordnen können, welches oft im 19. Jahrhundert zu verorten sein dürfte.³⁵⁷

Die Erfindung von Ritualen bleibt indes nicht auf das 19. Jahrhundert beschränkt, sondern fand in Deutschland einen weiteren Kulminationspunkt während der Zeit des Nationalsozialismus, der Barbara Stollberg-Rilinger einen „kollektiven Hyperritualismus“ bescheinigt, dessen Mechanismen „durch eine augenfällig inszenierte rituelle Disziplinierung der Gesellschaft“³⁵⁸ jeden Ansatz von Pluralismus beiseite räumten. Entsprechend inszenierte und aufgeladene Kollektivrituale können die Teilnehmenden mittels diverser Praktiken, wie der „Verdichtung von Bedeutung in Kernsymbolen zusammen mit moralischen Aspekten, Wiederholung, Redundanz, Formalität, Distanzierung und Traditionalisierung“ dazu bringen, „eine soziale Situation, die objektiv als Unterdrückung und Ausbeutung betrachtet werden kann, als akzeptabel zu beurteilen“,³⁵⁹ wie der Religionssoziologe Jan Platvoet schreibt. Rituale, insbesondere die kollektiven und repräsentativen, tragen dazu bei, Menschen in

Das Ende vieler Kindervogelschießen begann in Schleswig-Holstein in den 1960er Jahren mit der Auflösung etlicher Dorfschulen zugunsten von Schulzentren, wodurch örtliche Bezugsrahmen und somit auch die Identifikation durch Eltern und Lehrkräfte schwanden. Zum Lütjenburger Kindervogelschießen siehe auch Zillmann 2008, S. 64 ff sowie *Spurensuche XIV*, S. 46. Vgl. auch Pauselius 1995, S. 141. Zu den Gilden in Schleswig-Holstein, die als Vorbild für die Kinderfeste dienten, vgl. Köstlin 1976.

³⁵⁵ Vgl. Hobsbawm/Ranger 1983. Siehe auch Gerhard 2004.

³⁵⁶ Vgl. Tambiah 2003.

³⁵⁷ Vgl. Tauschek 2007, S. 203 ff.

³⁵⁸ Stollberg-Rilinger 2013, S. 129. Siehe dazu auch Gerhard 2004, S. 54.

³⁵⁹ Platvoet 2003, S. 181.

symbolische Gemeinschaften zu integrieren, ihnen Zugehörigkeit und Identität zu vermitteln und Sicherheit zu geben, wobei gerade in religiös oder staatlich formierten Institutionen auch eine Vielzahl von Übergangs- oder Schwellenereignissen zu bewältigen sind, die rituell gerahmt werden müssen, um den jeweiligen Status zu konturieren oder zu stabilisieren.³⁶⁰ „Deshalb“, so Wolfgang Kaschuba,

„entwickeln Gesellschaften in dieser Situation der ‚Liminalität‘ ein besonders großes Bedürfnis nach symbolischen und rituellen Orientierungszeichen, die den neuen Weg bezeichnen, bestätigen und sichern und die damit auch manche Markierung des alten Weges überdecken“.³⁶¹

Dass Rituale „Übergänge schaffen“,³⁶² wie die Militärgeschichtler Ralf Pröve und Carmen Winkel ihr Werk über Ritual und Performanz in militärischen Kontexten betitelt haben, zeigt sich sowohl bei der Bewältigung von kollektiven Transformationsprozessen, als auch bei personalen Statuswechseln, wie beispielsweise der Übernahme einer neuen Rolle oder Funktion. Besonders deutlich wird dies, wenn der Statuswechsel öffentlichkeitswirksam zelebriert wird und mit dem Austausch des persönlichen Umfeldes und der Kleidung einhergeht, welches exemplarisch auf den Eintritt ins Militär zutrifft. Desgleichen werden Übergänge einer ganzen Stadt markiert, wenn sich diese anschickt, Garnison zu werden. „Für die Krisis, die das Auftreten Fremder für die eigene Normalität bedeutet“, so Justin Stagl, „werden darum auch die typischen Bewältigungsmechanismen sozialer Krisen aktiviert: Ritual, Brauch und Recht“.³⁶³

Am 14. Mai 1962 begann ein Artikel in der Regionalzeitung anlässlich des Einzugs der Bundeswehr in die neue Garnisonstadt Lütjenburg mit folgender Einleitung:

„Vor einer Bevölkerung, die seit über 20 Jahren keine friedensmäßige Parade mehr gesehen hat, und vor den kritischen Augen zahlreicher Vorgesetzter bis zum Wehrbereichsbefehlshaber bestehen zu müssen, ist für eine Truppe in völlig neuer Umgebung und mit zahlreichen erst kürzlich eingestellten Rekruten nicht einfach“.³⁶⁴

³⁶⁰ Vgl. Turner 1964.

³⁶¹ Kaschuba 1999, S. 191.

³⁶² Vgl. Pröve/Winkel 2012.

³⁶³ Stagl 1997, S. 106.

³⁶⁴ Art. „Einzug des Fla.-Batl. 6 in die neue Garnisonstadt Lütjenburg“, *OHT* 14.5.1962.

Das offiziell gestaltete Zusammentreffen von Stadt und Militär zeigt sich in Friedenszeiten in Form ritueller Inszenierungen wie Paraden, dem feierlichen Zapfenstreich oder öffentlichen Rekrutengelöbnissen. Die Bundeswehr lebte von Anbeginn ihrer Aufstellung im kaum auflösbaren Spannungsfeld zwischen Abgrenzung zur problematischen Vergangenheit der Wehrmacht und einem „Zeremoniebegriff, der eben nicht den transzendenten, metaphysischen Kontext“³⁶⁵ der Vorgängerarmeen beinhaltet und der trotzdem verschiedentlich im Zusammenhang mit den emotional aufgeladenen öffentlichen Vereidigungen kritisiert wurde. Wie die Militärgeschichtler Ralf Pröve und Carmen Winkel feststellen, „benutzt die militärkritische, politikwissenschaftlich und soziologisch ausgerichtete Forschung [...] ganz gezielt den Ritualbegriff, um so den Zwangscharakter des Vorgangs hervorzuheben“,³⁶⁶ wie sie unter Verweis auf den Militärkritiker Markus Euskirchen anführen.³⁶⁷

In welchem Ausmaß militärische Zeremonien allerdings zivile Traditionsveranstaltungen formatiert haben, zeigt ein Blick auf jegliche Art von Festumzug, angefangen vom Schützenfest über den Karneval bis hin zum Einmarsch der Teilnehmer ins Olympiastadion.³⁶⁸ Im Verlaufe der Lütjenburger Garnisonsgeschichte werden immer wieder Angliederungs-, Einsetzungs- und Repräsentationsrituale beschrieben, die als öffentliche Inszenierungen integrative beziehungsweise stabilisierende Bedeutung für das Verhältnis von Stadt und Militär zugewiesen bekommen und als Belege für die gelungene Integration der Bundeswehr zitiert werden. So wertet der Chronist der Schillkaserne „das jährliche Pokalschießen zwischen der Lütjenburger Polizei und den Unteroffizieren der Versorgungsbatterie“ als „Beweis für die Eingliederung der Truppe in ihre Garnison“.³⁶⁹ Dass dies von den Akteuren in dieser Weise gewertet und gewichtet werden konnte, erklärt sich, so der Ritualforscher Christoph Wulf, aus der Tatsache, dass Rituale „meistens mehr soziales Gewicht haben, als bloße Diskurse“, da sie mit ihrer Körperlichkeit „mehr“ in die soziale Situation einbringen, „als lediglich sprachliche Kommunikation“.³⁷⁰

³⁶⁵ Pröve/Winkel 2012, S. 11.

³⁶⁶ Ebd., S. 12.

³⁶⁷ „Allen Militär Ritualen gemein ist der Verweis auf die so genannte Ultima Ratio staatlich-politischer Logik. Banalisierung einerseits und Überhöhung des Militärischen andererseits schufen nicht nur in der frühmodernen, sondern schaffen auch in der sich als aufgeklärt betrachtenden, bürgerlichen Gesellschaft am Anfang des 21. Jahrhunderts Akzeptanz für die Existenz von Militär und die Anwendung militärisch organisierter Gewalt“, so Markus Euskirchen. Euskirchen 2006, S. 189.

³⁶⁸ Vgl. Windmüller 2001.

³⁶⁹ Beitrag „Rückblick“, Chronik Fla 6, Anhang o. S.

³⁷⁰ Wulf 2007b, S. 182.

Diese Arbeit fragt deshalb immer wieder nach den rituellen Formaten, die den Transformationsprozess rahmen. Interpretationsansätze sind dabei auch die Kategorien des Eigenen, des Fremden und des Fremden im Eigenen. Werden eigenständige Rituale des Städtischen den militärischen bewusst entgegengesetzt oder bilden sich hybride Formen, die Neues generieren? Werden ritualisierte Praxen als solche erkannt und benannt oder gelingt den Akteuren eine emotionale Einhegung vermittelt semantischer Umdeutung. Inwieweit Rituale bewusst genutzt werden, um Fremdes handhabbar zu machen oder in welchen Situationen zum Ritual gewordene Neuschöpfungen zur Tradition erklärt werden, sind deshalb forschungsleitende Fragestellungen.

3.4 Heimat und Identität

In der Auseinandersetzung mit dem Quellenmaterial zu dieser Arbeit findet sich an vielen Stellen ein mit den historischen und landschaftlichen Schauplätzen verbundenes Verständnis von Heimat. Es zeigte sich, dass die Verwendung des Heimatbegriffs eng verknüpft ist mit einem kollektiv hergestellten persönlichen Bedürfnis nach einer Verortung im Raum. Auch wenn es teilweise sehr unterschiedliche, sich widersprechende Wahrnehmungen von Heimat sind, der Begriff zieht sich wie ein roter Faden durch die unterschiedlichsten Narrative, beweist aber auch, wie vielschichtig der Begriff Heimat gedacht werden kann und muss.

Die Stadt Lütjenburg – je nach Betrachtung als rückständiges „großes Dorf“ oder als „abgeschiedenes Landstädtchen“ wahrgenommen – wurde vielen Bundeswehrangehörigen „zur Heimat“, wie in diesem 1982 anlässlich des 20jährigen Kasernenjubiläums verfassten Festschriftbeitrag bekundet: „Wer sich hier in Lütjenburg nicht wohlfühlt, ist ein armer und bedauernswerter Mensch. Für meine Familie und mich jedenfalls ist Lütjenburg zur Heimat geworden“.³⁷¹

Und auch der „Punkveteran“, wie die *Frankfurter Rundschau* Rocko Schamoni 2005 nannte, antwortete auf die Frage, wie er denn seine Heimat im Rückblick sehe, unerwartet empathisch: „Ich habe die Gegend immer sehr geliebt, ich bin auch die ganzen Jahre immer viel dort gewesen. Es gibt dort Ankerpunkte, Freunde und Orte, die mich festhalten. Ich pendele im Sommer oft da hin mit meiner kleinen Familie“.³⁷²

³⁷¹ Beitrag „Standort Lütjenburg – Erwartungen und Wirklichkeit“ von Hauptfeldwebel Horst Mischak. In: *Festschrift zum 20-jährigen Bestehen der Schill-Kaserne* 1982, S. 21.

³⁷² Artikel „Ich sage gerne peinliche Sachen über mich. Punkveteran Rocko Schamoni über die Hassliebe zu seiner Heimat, erfrischende Identitätswechsel und Gemüsebombardements auf der Bühne“. *Frankfurter Rundschau MAGAZIN* vom 5.2.2005.

Der Begriff Heimat – eines der deutschen Wörter, das kaum passgenau in eine andere Sprache zu übersetzen ist und das den meisten Menschen viel, wenngleich sehr unterschiedliches, zu bedeuten scheint – gehört zu den häufig benutzten Wendungen, die nur auf den ersten Blick leicht erklärbar wirken.³⁷³ Während das Wort Heimat für Peter Sloterdijk „zu einem atmosphärisch geladenen Kernwortschatz [gehört], der das unübersetzbare Nationaleigentum der deutschen Sprache ausmacht“³⁷⁴, konstatiert Alfred Schütz' *Heimkehrer* schlicht: „Heimat bedeutet für verschiedene Leute verschiedenes“.³⁷⁵ Heimat kann einfach der Ort sein, an dem gelebt wird, der Ort der Kindheit oder die Region der Vorfahren, der man sich möglicherweise durch die Sprache und ethnische Zugehörigkeit verbunden fühlt. Ein Etwas, das „...allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war“,³⁷⁶ wie Ernst Bloch im letzten Satz seines Werkes *Das Prinzip Hoffnung* formuliert, von dem aber viele Menschen glauben, dass dieses Etwas in einer nicht näher definierten Vergangenheit jedem selbstverständlich gegeben war. „Nach einer geläufigen Vorstellung hat der Mensch früher besonders viel Heimat gehabt“,³⁷⁷ stellte Hermann Bausinger schon 1979 anlässlich des Kieler Volkskundekongresses fest, was allerdings jeglicher historischer Grundlage entbehre, da „Heimat haben“ im mittelalterlichen Rechtssystem und in der frühen Neuzeit eine völlig andere Bedeutung hatte.

„Heimat war als Rechtsbegriff ein unsentimentales Wort, das ohne große Emotionen auskam. Heimat war der Ort, an dem man das Recht hatte, zu Hause zu sein, der Ort also, an dem man das Recht hatte, sich häuslich einzurichten und zu bleiben“,³⁷⁸ wie Konrad Köstlin resümiert. Damit verbunden war gleichzeitig das Anrecht auf Versorgung durch die Heimatgemeinde, was im Umkehrschluss bedeutete, dass so genannten „Heimatlosen“ das Recht auf Ansiedlung oder Eheschließung verwehrt

³⁷³ Der Historiker Peter Blickle widerspricht der gängigen generellen Behauptung, dass „Heimat“ unübersetzbar sei und schränkt ein: „It is correct that neither English nor French have equivalencies for Heimat, but many Slavic languages do“. Blickle 2002, S. 2. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Heimatbegriff hat gerade innerhalb der letzten Dekaden unzählige Publikationen hervorgebracht, wobei als wesentliche Vertreter der Volkskunde Hermann Bausinger, Konrad Köstlin und Ina-Maria Greverus zu nennen sind. Vgl. Bausinger 1980, Köstlin 1996 sowie Greverus 1972 und dies. 1979. In jüngster Zeit hat vor allem Beate Binder zum Neuverständnis des Heimatbegriffs gearbeitet. Vgl. Binder 2008 und 2010.

³⁷⁴ Der Philosoph Peter Sloterdijk in dem Aufsatz: „Der gesprengte Behälter. Notiz über die Krise des Heimatbegriffs in der globalisierten Welt“. In: *Spiegel Special* 6/99, S. 26-29 <http://www.spiegel.de/spiegel/spiegelspecial/d-13536502.html>. Aufruf 22.01.2014, 13.35 Uhr.

³⁷⁵ Zitiert nach Gebhard et al. 2007. S. 9.

³⁷⁶ Bloch 1985, S. 1628.

³⁷⁷ Bausinger 1980, S. 9.

³⁷⁸ Köstlin 1996, S. 328.

blieb.³⁷⁹ Ein Schicksal, das auch Soldaten, die sich als Söldner mal in diesem, mal in jenem Heer verdingten, ebenso treffen konnte, wie die gemeinhin als Vaganten bezeichneten Schausteller, Komödianten, Musikanten und andere exkludierte Bevölkerungsgruppen.³⁸⁰

Im Zuge von Industrialisierung und steigender Mobilität erhielt das Wort Heimat eine neue emotionale Konnotation. Heimatbücher, -bilder, -gedichte und -lieder mit austauschbaren Motiven kumulierten zu einer stereotypen Idylle, die bestehend aus Lindenbaum, Abendfrieden und Kirchenglocken als fiktives Konstrukt bis in die Gegenwart fortlebt.³⁸¹ „Im Heimatlob des 19. Jahrhunderts wird das ‚heile Dorf‘ gegen den ‚Moloch‘ Großstadt gesetzt“,³⁸² wie Konrad Köstlin diagnostiziert, wobei das nach der Reichsgründung 1871 gezielt aktivierte Nationalbewusstsein diese Entwicklung nachhaltig beförderte. Heimatvereine und Heimatmuseen entstanden und ländliche Kulturpflege – unter anderem in der so genannten Heimatschutzbewegung – wurde zum Betätigungsfeld bürgerlicher Kreise.³⁸³ Nach dem Ersten Weltkrieg wurde Heimatkunde Schulfach, wodurch die bislang eher bürgerlich besetzte Heimatwahrnehmung nun auf alle Bevölkerungsschichten einwirken konnte und das so beschworene imaginäre Kollektiv von anderen abgegrenzt wurde.

Die vorrangig agrarromantische Vermittlung dieses mythisch aufgeladenen Heimatbegriffs half mit, die „Blut und Boden“- Ideologie des Nationalsozialismus zu verstetigen und propagandistisch zu überformten – mit der Folge, dass das Wort auf lange Sicht diskreditiert war.³⁸⁴ „Eigentlich hätte nach dem Zweiten Weltkrieg das Wort Heimat für die Demokratie unbrauchbar sein müssen, denn ‚Heimat‘ hatte einen braunen Geschmack erhalten“,³⁸⁵ befindet Konrad Köstlin. Diese – zumindest in Wissenschaft und Feuilleton – spürbare sprachliche Abstinenz endete gegen Ende der 1970er Jahre, als *Der Spiegel* erstaunt feststellte, dass „[der] Begriff Heimat, lange von organisierten Vertriebenen und völkischen Klüngeln vereinnahmt, [...] eine überraschende Erneuerung erlebt [...]“.³⁸⁶ Ina-Maria Greverus gerade erschienenenes

³⁷⁹ Vgl. Greverus 1972, S. 28-33.

³⁸⁰ Vgl. Sonkajärvi 2008.

³⁸¹ Vgl. Heller 2006, S. 287-306.

³⁸² Köstlin ebd., S. 332.

³⁸³ Vgl. Sievers 2007 passim.

³⁸⁴ Vgl. Jeggle 2001, S. 61- 67.

³⁸⁵ Köstlin 1996, S. 333.

³⁸⁶ „Vor sieben Jahren noch, als sie sich mit einem ‚literaturanthropologischen Versuch zum Heimatphänomen‘ habilitierte, war Ina-Maria Greverus von aufgeklärten Volkskundlern wegen ihres Heimatbegriffs attackiert worden – der diesjährige Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde aber trug unumwunden das Motto ‚Heimat und Identität‘ [...] und Martin Walser, der 1968 einen Band

Werk *Auf der Suche nach Heimat* bot den Anlass, diese veränderte Bewertung zur Kenntnis zu nehmen.³⁸⁷ Nun wurde ein neuartiges Heimatgefühl mit der sich etablierenden Anti-Atomkraft- und Alternativbewegung und Begriffen wie „Demokratie vor Ort“ wiederum positiv besetzt,³⁸⁸ wengleich die dem „verpönten Wort“ immanente ideologische Konnotation bis in die Gegenwart mitschwingt.³⁸⁹

Die Renaissance der „Heimat“ hält seit den 1980er Jahren an, als Edgar Reitz mit der elfteiligen Fernsehserie gleichen Namens reüssierte, die zugleich ein helles Licht auf die narrative Komponente dieses inzwischen zum „Wohlfühlwort“ avancierten Begriffes wirft.³⁹⁰ Das historisch und erfahrungsgeschichtliche Zustandekommen räumlicher Bindungen und ihrer Festschreibung korrespondiert mit Bildern und Erzählungen, die aus tradierten Geschichten, realen Erinnerungen und Artefakten konstruiert wurden, wofür jede Heimatchronik und jedes Heimatmuseum beredtes Zeugnis ablegen. Die Narrative des Erinnerns sind in Landschaften, Orte, Gebäude und Plätze eingeschrieben, wobei jedoch selten deutlich wird, wie und warum manche Ereignisse als historisch bedeutsam konstitutiv für das kollektive Gedächtnis wurden, andere jedoch verdrängt oder vergessen worden sind.³⁹¹ Und ebenso, wie das Erzählen von Selbst-Geschichten für die Selbst-Konstituierung des Menschen von wesentlicher Bedeutung ist, konstruieren und konstituieren lokale Akteure ihr kollektives Image.

Für Rolf Lindner sind deshalb auch Städte „Räume, in die bestimmte Geschichten [...] eingeschrieben sind. Diese Aufladung mit Bedeutung kann so ausgeprägt sein, dass die bloße Nennung des Namens der Stadt ein ganzes Bündel an Vorstellungen hervorruft, Attraktion oder Aversion hervorruft“.³⁹² Vor diesem Hintergrund wird auch der auf Paul Ricœur zurückgehende Begriff der narrativen Identität entschussfähig, der – in Lindnerscher Analogie auf die Stadt übertragen – ein Teil dessen ausmacht, was

mit kritischen Aufsätzen sehr ironisch ‚Heimatkunde‘ nannte, hat zehn Jahre später den Text zu einem Bodensee-Buch geschrieben, das mit offenem Pathos ‚Heimatlob‘ heißt“, wie *Der Spiegel* erstaunt protokollierte. Art. „Heimat – unter grüner Flagge“ in *Der Spiegel* vom 23.7.1979. <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-40348807.html>. Aufruf 22.01.2014, 13.20 Uhr.

³⁸⁷ Vgl. Greverus 1979.

³⁸⁸ Vgl. Köstlin 1996, S. 333 sowie Herrenknecht 1977, S. 34.

³⁸⁹ Unter dem Titel „Heimat – Die Wiederkehr eines verpönten Wortes. Ein Populärmythos im Zeitalter der Globalisierung“ befasst sich der Literaturwissenschaftler Bernd Hüppauf mit der Ambivalenz dieses „umstrittenen Konzeptes“ Vgl. Hüppauf 2007.

³⁹⁰ Vgl. *FORUM. Das Wochenmagazin* vom 01.06.2013. Artikel „Heimat ohne Schleifchen. Es ist noch gar nicht lange her, da wurde es plötzlich schick und trendy: Das Wort Heimat tauchte auf als Label auf der Marmelade, als Design-Motto, als Wohlfühlwort für Regionalität oder als ironisches Statement. Heimat wurde zur Marke“. <http://archiv.magazin-forum.de/heimat-ohne-schleifchen/> Aufruf 19.01.2014, 17.38 Uhr.

³⁹¹ Zum Begriff des kollektiven Gedächtnis vgl. Assmann 1988.

³⁹² Lindner 2007, S. 326.

Menschen als Gefühl des heimisch seins oder geworden seins benennen. Erinnerungs- und Denkfiguren formen sich in – aber auch zu – sinnstiftenden überschaubaren Lebenswelten, deren reale wie narrative Gegebenheiten sich verschränken und in der Erinnerung oft so miteinander verschmelzen, dass eine eindeutige Trennung kaum möglich ist. Wer in einer Stadt heimisch geworden ist, kennt deren Narrative und „selbstgesponnene Bedeutungsgewebe“,³⁹³ welche als Konvergenz von Ort und Selbst oder als regionale Identität, im günstigen Sinn des Wortes, erlebbar sind. Die Identitätsausbildung ist als Teil des Sozialisationsprozesses an Orte gebunden, an denen Subwelten internalisiert werden und wo die von Herbert Mead definierten „signifikanten Anderen“ die subjektive Wirklichkeit jedes Einzelnen auf höchst individuelle Weise formatieren.³⁹⁴

In Analogie zu Meads „signifikanten Anderen“ spricht der Soziologe Helmuth Berking von „signifikanten Orten [als] Prägestätten der prä-reflexiblen Erfahrung von Räumen und Orten, von selbstverständlicher Zugehörigkeit und affektiver Einbindung, die [...] jeden generalisierten und reflexiven Raum- und Ortsbezug zu grundieren vermögen“.³⁹⁵

Je länger sich ein Mensch – insbesondere während der Kindheit und Jugend – an einem Ort aufhält, umso intensiver wirken auch die Prägekräfte der hier eingeschriebenen Narrative, die im Aushandlungsprozess zwischen Selbst- und Fremdbildern individuelle und kollektive Identitätsvorstellungen entstehen lassen. Ähnliche Sozialisationsbedingungen sind jedoch keineswegs gleichzusetzen mit der Vorstellung einer eindeutig belegbaren kollektiven Identität, wie sie bevorzugt in der Tourismuswerbung und anderen populären Medien stilisiert wird.³⁹⁶

Auch wenn in Zeiten von Globalisierung und beschleunigtem sozialen und kulturellem Wandel Bezugssysteme zu verschwinden scheinen, kann Identität nur dann gelingen, wenn eine räumliche Verortung möglich ist und alle sozialen wie kulturellen Lebensbedürfnisse im gelebten Raum erfüllt werden.³⁹⁷ Das besondere Verhältnis des Individuums zu diesem realen oder imaginären mythisch aufgeladenen Ort wurde in der Literatur des 19. Und 20. Jahrhunderts „in Land und Landschaft, Dorf und Kleinstadt vermutet. Die Kleinstadt bot einen idealen Raum für die Entwicklung von

³⁹³ Geertz 1987, S. 9.

³⁹⁴ Vgl. Berger/Luckmann 1997, S. 139-174.

³⁹⁵ Berking 2008, S. 25.

³⁹⁶ Vgl. Berger/Luckmann 1997, S. 185. Ein gutes Beispiel für die touristisch vermarktete Erfindung einer kollektiven Identität ist der von Gottfried Korff und Utz Jeggle bereits 1974 humorvoll beschriebene „Homo Zillertaliensis“. Vgl. Korff/Jeggle 1974.

³⁹⁷ Vgl. Kaschnig-Fasch 2000, S. 125.

Heimatgefühlen an“,³⁹⁸ wie Bernd Hüppauf notiert. Sie bietet auch in gegenwärtigen medialen Kontexten noch immer eine geeignete Präsentationsfolie mit entsprechend modellierbaren Identitätsangeboten, wie zwei der vielen ähnlich lautenden Einlassungen zu Lütjenburg bestätigen:

„Lütjenburg gilt für Einheimische und ‚Zugereiste‘ als Lebensmittelpunkt und Wohlfühlort schlechthin. Für viele Menschen ist diese historische Stadt mit der wunderbaren Umgebung zur wirklichen Heimat geworden. Auch die Soldaten und Soldatenfamilien sind hier in allen Bereichen der Gesellschaft voll integriert“. – „Für uns ist Lütjenburg zur Heimat geworden, eine kleine lebhafteste Stadt mit großem Freizeitpotential in der Region, die man einfach gerne haben muss“.³⁹⁹

Lütjenburg ist für viele Bundeswehrangehörige und ihre Familien zur „Heimat geworden“, wie wiederholt betont wird. Dass der Wunsch nach „Heimatwerdung“ – von der Tochter eines Berufssoldaten auch „Spätbeheimatung“⁴⁰⁰ genannt – in diesem Milieu sehr ausgeprägt ist, belegt auch eine der wenigen wissenschaftlichen Untersuchungen über Familien von Bundeswehrangehörigen, die zu folgender Feststellung kommt:

„Das Leben als ‚ständiges Provisorium‘ ruft oftmals das Gefühl der ‚Heimatlosigkeit‘ hervor. [...] Daß das Fehlen einer ‚verortbaren‘ Heimat als besonderes Defizit empfunden wird – ‚Offiziersfamilien haben keine Heimat!‘ – wird auch dadurch unterstrichen, daß selbst angesichts der beruflich geforderten geographischen Mobilität der Hang zum eigenen Haus unverkennbar stark ist [...]“.⁴⁰¹

Dass Lütjenburg deshalb auch vielen Bundeswehrangehörigen nicht zur Heimat werden konnte, weil sie innerhalb weniger Jahre wieder versetzt wurden, bezeugen die unzähligen Berichte über Versetzungen und die stetig sich verändernden Planstellenübersichten in der Chronik der Schillkaserne. Die vom Verfasser mit selbst

³⁹⁸ Hüppauf 2007, S. 117.

³⁹⁹ Lütjenburg. Garnisonstadt mit Herz. Stadt Lütjenburg 2011, S. 38 u. 42.

⁴⁰⁰ Das Zitat „Als Bundeswehrkind bin ich ja quasi heimatlos. Beziehungsweise spätbeheimatet“ wurde einem privaten Internetblog entnommen. <http://ratzerennt.wordpress.com/tag/bap/>. Aufruf 03.02.20014, 17.10 Uhr.

⁴⁰¹ Dillkofer et al. 1986, S. 124.

gedichteten Versen unterlegten Verabschiedungsfeiern in Form so genannter Herrenabende geben zwar keinen Hinweis auf das persönliche Empfinden der Betroffenen, gewähren aber einen Eindruck von der Häufigkeit dieser Ereignisse:

„Wohlan, nun steh´ ich bei Euch hier
im altvertauten Kreise,
zum Abschiednehmen – auf ein Bier,
denn drei gehen auf die Reise.
Es ist so Brauch in der Armee.
Ihr geht verschiedene Wege:
[...]“⁴⁰²

Von den Versetzungen sind Unteroffiziere generell weniger betroffen als Offiziere, von denen einige bei der Pensionierung durchaus auf zehn und mehr Umzüge zurückblicken können.⁴⁰³ Unter den im Rahmen dieser Arbeit interviewten pensionierten Berufssoldaten befanden sich indes auch einige, die seit den 1960er Jahren in oder bei Lütjenburg leben. Entweder wurde einer Versetzung mit dem Führen einer Wochenendbeziehung begegnet oder innerhalb Schleswig-Holsteins zwischen Dienst- und Wohnort gependelt. Wie die so oft betonte „Heimatwerdung“ nahelegt, scheint eine gefühlte Heimatlosigkeit das Bedürfnis nach Heimat zu verstärken. Auch wenn in Zeiten zunehmender Mobilität die wenigsten Menschen lebenslang einem Ort verhaftet bleiben können und häufige Umzüge nicht nur das Leben von Bundeswehrangehörigen prägen, „zeigt sich Heimat als ein primär erfahrungsbezogener Begriff, dessen alltagspraktische Umsetzung erlernt, immer wieder modifiziert und an neue Situationen angepasst werden muss“⁴⁰⁴, wie Markus Tauschek in seiner Untersuchung zur Relevanz des Begriffs Heimat in einer mobilen Gesellschaft feststellt. Wie sich vor diesem Hintergrund das „Beheimaten“ in den dokumentierten Alltagspraxen und Erinnerungsnarrativen der Lütjenburger Bundeswehrangehörigen analysieren lässt, ist ein Aspekt dieser Arbeit.

⁴⁰² Chronik Fla 6 II, S. 43.

⁴⁰³ Vgl. Dillkofer et al. 1986, S. 110 ff.

⁴⁰⁴ Tauschek 2005, S. 71.

4 Verortungen

Seit sich die Soziologin Benita Luckmann in den 1960er Jahren einer Analyse der Kommunalpolitik in einer süddeutschen Kleinstadt widmete, sind kaum vergleichbare Untersuchungen zu dieser Thematik erschienen.⁴⁰⁵ Die von ihr im Vorwort konstatierten Bemerkungen über ihren Untersuchungsgegenstand, die zum damaligen Zeitpunkt ca. 10.000 Einwohner umfassende Badische Stadt Bretten, dürften nach wie vor Gültigkeit haben und auch gegenwärtig noch für die meisten Kleinstädte und ihre Bewohner zutreffen – gleichgültig ob sie Bretten oder Lütjenburg heißen:

„Auch in der modernen Gesellschaft lebt der einzelne in kleinen Welten. Diese sind weiterhin um die Familie und die Wohngegend, den Arbeitsplatz und die Stätte der Freizeitgestaltung, um Geburt und Sterben angeordnet. Diese kleinen Welten erscheinen dem einzelnen verständlich, übersichtlich geordnet. Sie sind für ihn sinnvoll und vertraut“.⁴⁰⁶

Verortung bezieht sich nicht nur auf den Lebensraum im Sinne von Wohnen, sondern meint auch die enge Verbindung eines Individuums mit seinem identitätsschaffenden beruflichen Umfeld, in diesem Falle der Bundeswehr, einer Institution, die sich als Arbeitgeber deutlich von zivilen Einrichtungen unterscheidet und zumindest für die Berufssoldaten, die häufig versetzt werden, eine vertraute Umgebung im Sinne einer bekannten und vertrauten „kleinen Welt“ in immer wieder fremden Landschaften und Städten darstellt.

4.1 Lütjenburg – Handwerkerstadt und Garnisonstadt

Lütjenburg liegt im östlichen Teil des Schleswig-Holsteinischen Kreises Plön etwa fünfdreißig Kilometer von der Landeshauptstadt Kiel und sechs Kilometer von der Ostseeküste entfernt und gehört historisch gesehen in die Gruppe der kleinen Ackerbürgerstädte.⁴⁰⁷ Die Stadt hat gegenwärtig (Stand Dezember 2013) 5469 Einwohner,⁴⁰⁸ unter denen sich viele ehemalige Berufssoldaten mit ihren Familien befinden, die nach Beendigung ihrer Dienstzeit „hier ihren Lebensmittelpunkt gefunden

⁴⁰⁵ Vgl. Luckmann 1970.

⁴⁰⁶ Ebd., S. 3

⁴⁰⁷ Vgl. Riis 2009, S. 267. „[...] deshalb muss wohl Oldenburg wie Lütjenburg als Ackerbürgerstadt betrachtet werden“.

⁴⁰⁸ Vgl. <http://www.stadt-luetjenburg.de/72/1/401>. Aufruf 12.01.2014, 11.25.

[haben]“.⁴⁰⁹ Kommunalpolitisch wurde und wird Lütjenburg – abgesehen von einer der geänderten Kommunalverfassung geschuldeten fünfjährigen Ehrenamtsperiode in den Jahren von 2008 bis 2013 – von einem hauptamtlichen Bürgermeister verwaltet. In den Jahren vor dem Einzug der Bundeswehr im Jahr 1962 bestand die Stadtvertretung, die auch den Bürgermeister zu wählen hatte, aus siebzehn Personen, die sich zunächst überwiegend aus dem traditionellen Milieu der Handwerksmeister und Gewerbetreibenden rekrutierten.⁴¹⁰ Neben den Parteien CDU und SPD spielte in den 1950er Jahren der BHE (Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten) eine nicht zu unterschätzende Rolle in der Kommunalpolitik, wohingegen die FDP erstmalig 1959 in der Stadtvertretung Fuß fassen konnte. Die Position des hauptamtlichen Bürgermeisters hatte in den maßgeblichen Jahren, die Lütjenburg zur Garnison werden ließen, zunächst Dr. Hermann-Ernst Günther (1950-1956) und anschließend Friedrich-Wilhelm Voges (1956-1978) inne.

Die Stadt liegt im ostholsteinischen Hügelland, wo sich in unmittelbarer Nachbarschaft mit Bungs- und Pielsberg auch die höchsten Erhebungen des Landes befinden.⁴¹¹ Die Nähe zur Ostsee und die reizvolle Landschaft ließen den Luftkurort Lütjenburg und die gesamte Umgebung früh zum Ziel erholungssuchender Sommergäste werden. Schon in dem 1896 erschienenen Heimatbuch *Schleswig-Holstein meerumschlungen in Wort und Bild* wird ein „lebhafter [...] sommerlicher Fremdenverkehr“⁴¹² beschrieben.

Lütjenburg wurde im Jahre 1275 das Lübische Stadtrecht verliehen, womit die Stadt zu den ältesten im Lande gehört.⁴¹³ Hinsichtlich des Namens besteht die begründete Annahme, dass er sich nicht vom niederdeutschen Wort „lütt“ für „klein“, sondern vielmehr von der slawischen Burg Liutcha herleitet, deren längst überwachsene Reste sich östlich der Stadt in der Nähe des Großen Binnensees nachweisen lassen.⁴¹⁴ Die Stadt liegt inmitten ehemaliger Gutsbezirke, deren Bewohner bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts als Leibeigene und danach als Pächter und Landarbeiter von der Gutsherrschaft abhängig waren.⁴¹⁵ In der Zeit von 1497 bis 1642 trat der für eine Stadt

⁴⁰⁹ Vgl. Lütjenburg. Garnisonstadt mit Herz. Stadt Lütjenburg 2011, S. 5 sowie S. 38-45.

⁴¹⁰ Vgl. Zillmann 2008, S. 361 f.

⁴¹¹ Vgl. Aude 1987, S. 137. Der 168 m hohe Bungsberg liegt dreizehn km südöstlich von Lütjenburg, der Pielsberg mit 128 m liegt ca. sechs km in nordöstlicher Richtung nahe des Gutes Panker.

⁴¹² Hoffmann 1896, S. 268.

⁴¹³ Vgl. Engling 2003, S. 12 ff.

⁴¹⁴ Vgl. Ketelsen 1999, S. 10.

⁴¹⁵ In direkter Angrenzung an das Stadtgebiet befanden sich bis 1928 die ehemaligen Gutsbezirke Neuhaus, Panker, Waterneverstorf, Helmstorf, Neudorf und Klamp sowie in unmittelbarer Nachbarschaft Kletkamp, Futterkamp, Rantzau, Weissenhaus und Lammershagen, die heute noch – bis auf die beiden

Lübischen Rechts einmalige Zustand ein, dass diese selbst in den Besitz eines adeligen Gutes geriet. Lütjenburg war durch Erbe und Tausch einem Mitglied der seit dem Mittelalter in Schleswig-Holstein führenden Familie Rantzau auf dem benachbarten Gut Neuhaus zugefallen, wodurch die Bürger Erbuntertanen des dortigen Grafen wurden.⁴¹⁶ Während das Handwerk im Spätmittelalter aufgeblüht war, brachte die Ausdehnung der adeligen Gutswirtschaft in der Frühen Neuzeit bislang nicht gekannte Probleme mit sich. Für die Lütjenburger hatte die Zeit vor Aufhebung der Leibeigenschaft im Jahre 1805 die nachteilige Konsequenz, dass jedes Gut über eigene Meiereien, Mühlen, Sägereien und Handwerksbetriebe verfügte und nicht nur aufgrund der Zollprivilegien des Adels weitgehend autark wirtschaftete. Der Absatz an Waren und Dienstleistungen in die umliegenden Dörfer war somit stark eingeschränkt, da aus den Gutsbezirken nur wenige Personen als potentielle Kunden infrage kamen.⁴¹⁷ Was der Schriftsteller Adalbert von Baudissin, der 1864 Schleswig-Holstein bereiste und beschrieb, über Lütjenburg zu Papier brachte, erweckt dann auch nicht den Eindruck eines prosperierenden Gemeinwesens. Baudissin schreibt, er wolle „nach Lütjenburg wandern, um zu sehen, ob das alte Rathaus noch steht, das schon 1848 so baufällig war, dass ich mich fürchtete, in seine Nähe zu kommen“.⁴¹⁸ Adalbert von Baudissin, der durchaus mit sozialkritischem Blick durch das Land reiste, verschweigt auch nicht die Gründe, die seiner Meinung nach für den schlechten Zustand der Stadt verantwortlich waren:

„Recht mitten in der reichsten und fruchtbarsten Gegend des östlichen Holsteins belegen [...] ist Lütjenburg ein Bild der Armut und Dürftigkeit [...]. Es sind immer noch die Nachwehen der Vergangenheit, die Einem entgegen treten: die Macht und der Uebermuth der siegreichen Adeligen, und die Leibeigenschaft und Unterthänigkeit [...]. [Die Adeligen] sorgten wohl für die Erbauung prachtvoller Schlösser und Arrondirung ihrer weitläufigen Besitzungen, hatten aber an dem Aufblühen der Stadt so wenig Interesse, wie an dem geistigen Gedeihen ihrer ‚Insten‘ oder Gutsunterthanen [...] Die große Armuth der Bauern auf den Gütern um

letztenannten – als Namensgeber von Dörfern im jetzigen Amt Lütjenburg zu finden sind, dem seit der Verwaltungsreform von 2008 auch die Stadt Lütjenburg angehört. Vgl. Engling 2003, S 81. Siehe dazu auch Witt 1964, S. 11 sowie http://www.amt-luetjenburg.de/orte/index_ort.htm. Aufruf 14.01.2014, 16.30 Uhr.

⁴¹⁶ Vgl. Riis 2009, S. 266.

⁴¹⁷ Vgl. Engling 1990, S. 124 u. 172 ff. Siehe auch Witt 1964, S. 31 ff.

⁴¹⁸ Baudissin 1865, S. 306.

Lütjenburg ist schuld daran, daß die Stadt nicht vorwärts gekommen ist [...]“.⁴¹⁹

Obwohl sich diese Situation im Verlauf des 19. Jahrhunderts verbesserte, waren die Auswirkungen der gutsherrschaftlich bedingten Strukturen auch hinsichtlich anderer städtischer Entwicklungen spürbar. Der Geograph Knut Witt hat dies in seiner Dissertation über den Strukturwandel in Lütjenburg am Beispiel des Lütjenburger Bahnhofs dargestellt.⁴²⁰ Im Vergleich mit Preetz, wo es bereits Mitte des 19. Jahrhunderts gute Verkehrsverbindungen und Industrieansiedlungen gab, war Lütjenburg bedingt durch seine abseitige Lage und das eher hemmende als fördernde Umfeld der großen Gutsbezirke in mehrfacher Hinsicht benachteiligt.⁴²¹

Infolge der Aufhebung der Leibeigenschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts und der ökonomischen Besserstellung der Landbevölkerung konnten Handel und Gewerbe einen spürbaren Aufschwung nehmen, der auch an Lütjenburg nicht vorbeiging. So stieg die Zahl der Handwerksmeister in der Stadt von 124 im Jahre 1813 gut fünfzig Jahre später auf 184 an.⁴²² Johannes von Schröders *Topographie des Herzogthums Holstein, des Fürstenthums Lübek und der freien und Hanse-Städte Hamburg und Lübek* aus dem Jahr 1841 erwähnt allein 65 Schuster.⁴²³ Überregionale Bekanntheit brachte der Stadt insbesondere die Kornbrennerei. Im Jahr 1848 gab es in der Stadt allein neun Kornbrennereien, von denen sich eine, die den bekannten „Lütjenburger Köm“ produziert, bis heute erhalten hat.⁴²⁴

Die mehrfach betonte abseitige Lage Lütjenburgs hatte zur Folge, dass neue Impulse von außerhalb sich nur schwer durchsetzen konnten. Anders als in der nördlich an den Güterdistrikt angrenzenden Probstei mit unabhängigen und wohlhabenden Bauern, wo es bereits in den 1880er eine Landwirtschaftsschule gab und die Nähe zu Kiel einen regen kulturellen Austausch erlaubte, war der Bildungsstand innerhalb des Lütjenburger

⁴¹⁹ Baudissin ebd., S. 306.

⁴²⁰ „1898 wurde die Stichbahn Malente – Lütjenburg fertiggestellt. Der Bahnhof entstand abgelegen vom Stadtmittelpunkt am Ende der heutigen Bahnhofstraße. Die stadtferne Anlage des Bahnhofs wirkt sich heute noch ungünstig für den Verkehr aus. In der damaligen Zeit war für die Anlage des Bahnhofs der Einfluß der Adelsherren maßgebend. Besonders der Graf von Holstein auf dem Gute Waterneverstorf befürchtete, daß seine Kutscher auf dem Wege zum Bahnhof durch die Gastwirtschaften der Stadt abgelenkt würden. Nun führt der Weg direkt vom Bahnhof zum Gut, ohne die Stadt zu berühren“. Witt, 1964, S. 9 f. Die Bahnstrecke wurde 1978 stillgelegt.

⁴²¹ Vgl. Engling 2003, S. 22.

⁴²² Vgl. Witt 1964, S. 67.

⁴²³ Vgl. von Schröder 1841, S. 101.

⁴²⁴ Vgl. Engling 2003, S. 92 ff.

Gebietes niedrig. In Lütjenburg selbst waren die Schulverhältnisse ein ständiger Anlass zur Klage, da die „Schulstelle klein und mühsam“ war, wechselten die Lehrer häufig. Der Magistrat hielt die Beschäftigung mit „höheren Wissenschaften“ für unnötig, denn die meisten der Schüler „widmen sich einem Handwerk“.⁴²⁵ Es dauerte dann noch bis 1874, bis eine Volksschule in einem der Zeit entsprechend geräumigen Neubau bezogen werden konnte.

Wie auch Knut Witt beklagt, gab es aber noch längst „[...] keine Möglichkeit, höhere Schulen zu besuchen, wenn nicht die Kinder in andere Städte geschickt wurden, was höchstens die Familien taten, die traditionell an eine solche Ausbildung gebunden waren, wie zum Beispiel Pfarrer, Ärzte und hohe Beamte“.⁴²⁶ Wie Witt beschreibt, war es in der Probstei üblich, dass die Bauernsöhne sich in anderen Gegenden des Landes vielseitige Kenntnisse aneigneten. Den Pachtbauern des Güterdistrikts dagegen fehlte als Folge der gewohnten Abhängigkeit nicht nur die unternehmerische Motivation, auf den zumeist kleinen Höfen wurde zudem jede Arbeitskraft gebraucht. Dafür, dass sich an diesem Zustand bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts nichts geändert hatte, ist der ab 1947 in Lütjenburg beheimatete Autor Knut Witt selbst ein prägnantes Beispiel. Wie dem seiner Dissertation beigefügten Lebenslauf zu entnehmen, besuchte er zunächst das Internatsgymnasium im fünfundzwanzig Kilometer entfernten Plön, um dann die letzten beiden Jahre vor dem 1955 abgelegten Abitur im ähnlich weit entfernten Oldenburg zu verbringen.⁴²⁷ Noch im Jahr 1966 meldeten die Lütjenburger Nachrichten (bei inzwischen 6000 Einwohnern) lediglich vier Abiturienten, die entweder im Internatsgymnasium Plön oder in Oldenburg ihre Reifeprüfung abgelegt hatten.⁴²⁸ Immerhin gelang es der Stadt in den 1950er Jahren über den Umweg eines Aufbauzuges an der Volksschule, die Voraussetzungen dafür zu schaffen, dass 1961 ein Mittelschulneubau eingeweiht werden konnte.⁴²⁹ Nachdem Lütjenburg 1962 Garnisonstadt geworden war, mehrten sich die Stimmen, die auch ein Gymnasium forderten, um – wie die örtliche FDP es 1964 formulierte, „aus der verhältnismäßigen Rückständigkeit vergangener Jahrhunderte herauszukommen“.⁴³⁰

⁴²⁵ Der Theologiestudent C. L. Steder 1769 in einer Stellungnahme zu den Lütjenburger Schulverhältnissen, mit denen er sich konfrontiert sah, als er dort für kurze Zeit tätig war. Zitiert nach Engling 2003, S. 202.

⁴²⁶ Witt 1964, S. 54. Zur Probstei vgl. Heide 2011 passim.

⁴²⁷ Vgl. Witt 1964, S. 231.

⁴²⁸ Vgl. Artikel „Abiturienten in Lütjenburg“, *LN* 3/1966.

⁴²⁹ Vgl. Zillmann 2008, S. 237 ff.

⁴³⁰ Art. „FDP: Lütjenburg darf nicht rückständig bleiben“, *OHT* 25.1.1964.

Lütjenburg entspricht städtebaulich der mittelalterlichen Kolonistenstadt, deren Kernbereich noch heute mit einer Karte aus dem Jahr 1648 übereinstimmt, wie ein diesbezüglicher Abgleich mit der Beschreibung des Geografen Martin Aude aus dem Jahre 1987 zeigt.⁴³¹ Die alten Häuser im Zentrum Lütjenburgs entsprechen auch heute noch diesem Stil, „die vor allem in den Hauptgeschäftsstraßen eng zusammenstehen [und] ein geschlossenes, aber abwechslungsreiches Stadtbild ergeben“.⁴³² An der gleichfalls von Aude getroffenen Feststellung, wonach „die Obergeschosse der [...] Geschäftshäuser [...] häufig von den Ladenbesitzern, z. T. auch von Mietern genutzt [werden]“, hat sich bis heute wenig geändert, weshalb „eine Citybildung mit dem Phänomen der Verdrängung von Wohnbevölkerung [...] nicht erfolgte“.⁴³³ Außerhalb des alten Zentrums wurden gegen Ende des 19. Jahrhunderts einige repräsentative Gründerzeitvillen erbaut, wie sie zum Beispiel in der Neverstorfer Straße noch heute ins Auge fallen. Im *Adressbuch für Lütjenburg* aus dem Jahr 1958 finden sich zusätzlich zu Namen und Anschrift auch die Berufsbezeichnungen der Bewohnerinnen und Bewohner. Am Beispiel der mit Ein- bzw. Zweifamilienhäusern aus den 1930er Jahren besiedelten Straße Papenkamp (Hausnummern 1-14) zeigt sich die heterogene Zusammensetzung der Bewohner, die nicht nur Ausdruck des nachkriegsbedingten Wohnraum Mangels war, sondern durchaus typisch für Kleinstädte, in denen aufgrund spezifischer räumlicher Bedingungen keine Suburbanisierungsprozesse mit quartierszuweisenden Segregationsmerkmalen stattgefunden hatten.⁴³⁴

Zentrum Lütjenburgs war und ist der Marktplatz, der umgeben von alten Handwerker- und Geschäftshäusern insbesondere die Landbevölkerung zum Michaelismarkt lockte, wie ein Zeitungsartikel von 1962 belegt, in welchem der Leiter der örtlichen Sparkasse wie folgt zitiert wird: „Die Umsatzzahlen nach den Herbstmarkttagen weisen deutlich auf eine gehobene geschäftliche Tätigkeit während der Markttag hin. [...] Die Tage

⁴³¹ Aude 1987, S. 141.

⁴³² Ebd., S. 152.

⁴³³ Ebd.

⁴³⁴ Vgl. Aude 1987, S. 157. Im Lütjenburger Adressbuch von 1958 sind nur die so genannten Haushaltsvorstände aufgelistet. Handelt es sich dabei um allein lebende Frauen, fehlt zumeist eine Berufsbezeichnung, in einigen Fällen wird Hausfrau angegeben. Die Bewohner des Lütjenburger Papenkamps waren demnach: Angestellter, Frau ohne Berufsbezeichnung, Justizobersekretär, Zimmerer, Frau ohne Berufsbezeichnung, Rangier-Aufseher, Rentner, Postschaffner, Major, Postsekretär, Landarbeiter, Frau ohne Berufsbezeichnung, Trichinenbeschauer, Frau ohne Berufsbezeichnung, Melkermeister, Postbetriebsassistent, Angestellter, Hausfrau, Frau ohne Berufsbezeichnung, Angestellter, Schneidermeisterin, Tischler, Schlachter, Hausfrau, Zimmerer, kaufmännischer Angestellter, Frau ohne Berufsbezeichnung, Milchhändler, Lehrer, Lehrer, Mann ohne Berufsbezeichnung, Postbetriebswart i. R., Arbeiter, kaufmännischer Angestellter. Vgl. Historisches Adressbuch Lütjenburg 1958.

werden weitgehend noch heute durch die Landbevölkerung zum Einkauf genutzt“. Auch ein Textilkaufmann bestätigt: „[...] das Landvolk kauft bei mir an diesen Tagen viel für den Winter ein“. ⁴³⁵ Aus diesen Zitaten spricht deutlich die durch das bäuerliche Umfeld geformte Selbstwahrnehmung der Lütjenburger Kaufleute, wie sie noch zu Beginn der 1960er Jahre existierte. Um den Markt herum befanden sich auch die Wirtshäuser, in denen die Bauern nach getätigtem Ein- oder Verkauf einkehrten und dem Erscheinungsbild Lütjenburgs ein zusätzliches ländliches Gepräge gaben. ⁴³⁶ Als typisches Merkmal kleinstädtischer Wohnweise beschreibt die Architektur- und Wohnsoziologin Christine Hannemann die daraus erwachsenen Konsequenzen wie folgt:

„Das dichtere Netz von sozialen Beziehungen ermöglicht eine genauere Wahrnehmung der dennoch vorhandenen sozialen Schichten und Interessengruppen. Diese größere Sichtbarkeit von Netzwerken dürfte auch Folgen für die Funktionsweise kleinstädtischer Eliten haben. Eine offensichtliche Trennung von Nachbarschaften, Milieus, Subkulturen oder auch ‚natural areas‘ wie sie häufig in Großstädten vorhanden ist, wird in Kleinstädten angesichts der geringen Einwohnerzahl und des dadurch stärkeren Zwangs zur Kooperation unwahrscheinlicher“. ⁴³⁷

Die Heterogenität der Nachbarschaften korrespondierte jedoch keineswegs mit der Abwesenheit jeglicher Distinktionsmerkmale, die sich dafür auf anderen Feldern Geltung verschafften, worunter die Mitgliedschaft in der Lütjenburger Schützen- und Totengilde von 1798 nur eines war – und wohl auch bis in die Gegenwart geblieben ist. ⁴³⁸ Die „Schützen-Totengilde von 1719“, in welcher sich bis heute vor allem Handwerksmeister und Gewerbetreibende zusammenfinden und in der auch heute noch Wert auf eine gewisse Exklusivität gelegt wird, verweist noch auf die alte Handwerkertradition Lütjenburgs. ⁴³⁹ Die Gilden, ursprünglich als Schutz- und Hilfsorganisationen aus den mittelalterlichen Zünften hervorgegangen, haben heute in erster Linie geselligen Charakter, bilden aber oft noch ein Abbild der kleinstädtischen

⁴³⁵ Vgl. Art. „Brauchen wir noch den Michaelismarkt?“ *OHT* vom 27.10.1962.

⁴³⁶ Vgl. *Spurensuche XIV*, Die Häuser rund um den Lütjenburger Markt.

⁴³⁷ Hannemann 2004, S. 43.

⁴³⁸ *Gildezeitung 2011*, S. 22.

⁴³⁹ Vgl. *Festschrift zum 275-jährigen Bestehen der Lütjenburger Schützen-Totengilde von 1719*. Siehe dazu auch Zillmann 2008, S. 111 ff, Witt, H. 1975, S. 109-121, Scharnweber 2003, S. 101 ff.

Oberschicht, woran ein Zitat aus der Lütjenburger Gildezeitung 2011 erinnert. Dem zufolge gilt „[die] Mitgliedschaft in einer Gilde [...] als Ehre und ist mit einem hohen sozialen Prestige verbunden. [...] man befindet sich in ‚bester Gesellschaft‘ und gehört dazu“.⁴⁴⁰ Trotz einer gewissen Industrialisierung, welche nicht zuletzt dem Engagement heimatvertriebener Neubürger zu verdanken war, wies Lütjenburg zu Beginn der 1960er Jahre noch deutliche Zeichen einer kleinen Ackerbürgerstadt auf.⁴⁴¹

Einer Stadtbeschreibung aus dem Jahr 1953 ist zu entnehmen dass „außer der 1824 gegründeten Brennerei D. H. Boll alle anderen bedeutenderen gewerblichen Betriebe Gründungen des 20. Jahrhunderts sind“.⁴⁴² Dazu gehörten damals als größte die „Milchzentrale“ mit 220 und die „Ostholsteinische Wurstfabrik“ mit 100 Beschäftigten. Dennoch sei „die Landwirtschaft [...] im Wirtschaftsleben der Stadt ein bedeutender Faktor geblieben, zählen wir doch heute noch in Lütjenburg 7 landwirtschaftliche Betriebe“,⁴⁴³ wie der Verfasser, der Lütjenburger Rektor und Stadtrat Arthur Volk schreibt. Im Jahr 1961 – also ein Jahr vor dem Einzug der Bundeswehr – stellte sich die Lütjenburger Infrastruktur wie folgt dar: Neben dem Rathaus und den Amtsverwaltungen Lütjenburg-Land und Panker gab es ein Amtsgericht, ein Arbeitsamt, ein Postamt, den Bahnhof und drei Schulen mit insgesamt 108 Beschäftigten und als größte Behörde die bereits 1958 eingezogene Standortverwaltung der Bundeswehr mit insgesamt 80 Mitarbeitern. Als größter gewerblicher Betrieb beschäftigte die Milchzentrale im Sommerhalbjahr 180 und im Winter 130 Mitarbeiter, wohingegen in der Lederfabrikation, je einer Sägerei, Dentalfabrik und Kornbrennerei insgesamt 86 Menschen Arbeit fanden.⁴⁴⁴ Neben je einer evangelischen und einer katholischen Kirche zählt Witt jeweils fünf Hotels und Gaststätten, je zwei Cafés und Lichtspielhäuser, sieben Ärzte, vier Rechtsanwälte und diverse Kleinhandelsgeschäfte auf, die den täglichen Bedarf der Einwohner abdeckten.⁴⁴⁵

Vor dem Zweiten Weltkrieg hatte Lütjenburg nur wenig mehr als 2400 Einwohner, nahm aber ähnlich wie die meisten Orte in Schleswig-Holstein nach 1945 sehr viele Evakuierte aus den zerstörten Städten sowie Flüchtlinge und Vertriebene aus den

⁴⁴⁰ *Gildezeitung* ebd.

⁴⁴¹ Vgl. Zillmann 2008, S. 169 ff. Siehe dazu auch: Witt 1964, S. 206. Knut Witt zählt folgende Artikel auf, die in Betrieben, die von Heimatvertriebenen gegründet worden waren, produziert wurden: Zahntechnische Artikel, Rethmatten und Knöpfe.

⁴⁴² Volk 1953, S. 473.

⁴⁴³ Ebd., S. 474.

⁴⁴⁴ Vgl. Witt 1964, S. 158.

⁴⁴⁵ Ebd., S. 160 f.

ehemals deutschen Ostgebieten auf, sodass die Einwohnerzahl auf 4734 anstieg.⁴⁴⁶ Auch wenn die Stadt von direkten Kriegseinwirkungen verschont blieb, bekam Lütjenburg andere Folgeerscheinungen des Zweiten Weltkrieges zu spüren. Ab 1942 wurden Bombengeschädigte aus den Großstädten evakuiert und nach Kriegsende folgten die Heimatvertriebenen, zu denen sich zusätzlich ehemalige Wehrmachtangehörige gesellten, die im Gebiet um Lütjenburg zu Hunderten interniert gewesen waren und von denen viele nicht mehr in ihre besetzten Heimatregionen in Ostdeutschland zurück konnten.⁴⁴⁷

Wie der Geograph Martin Aude betont, nahm Lütjenburg unter den Kleinstädten bezüglich der Aufnahme von Flüchtlingen mit einer Zuwachsrate von 90,8 % eine Spitzenstellung ein.⁴⁴⁸ Der Bevölkerungszuwachs in der unmittelbaren Nachkriegszeit ließ sich noch 1961 landsmannschaftlich zuweisen und statistisch ermitteln. Die Gruppe der als „heimatvertrieben“ bezeichneten Einwohner Lütjenburgs wird in Knut Witts Erhebungen mit 1238 Personen beziffert.⁴⁴⁹ Derselbe bescheinigt dieser Gruppe ein bemerkenswertes Innovationspotential, welches sich vor allem dadurch dokumentiert, dass „[...] die Heimatvertriebenen fast in allen Branchen als Unternehmer vertreten [sind]“.⁴⁵⁰ Als sich die Bevölkerung in den 1950er Jahren durch Abwanderung vieler dieser kurzfristigen Neubürger wieder auf annähernd 4000 dezimiert hatte, kam es in den 1960er Jahren zu einem erneuten Zuwachs durch den Einzug der Bundeswehr.⁴⁵¹ Nachdem die Stadt 1956 darüber informiert worden war, dass geplant sei, Lütjenburg zu einem der neuen Standorte für die noch im Werden begriffene Bundeswehr zu machen, begann für die Stadt eine „neue Ära“,⁴⁵² wie es die *Kieler Nachrichten* 1964 ausdrückten. Diese Ära war geprägt von Transformation und Ausdehnung der Materialität, ökonomischer Expansion und Modernisierung, begleitet von gesellschaftlichen Umbrüchen und Aushandlungsprozessen.

Etwa zeitgleich mit der Verwandlung in eine Garnisonstadt inszeniert sich Lütjenburg in den lokalen Medien immer häufiger als „Handwerkerstadt“. Der schmückende Beiname „Handwerkerstadt“, der auch heute noch in keiner heimatkundlich oder

⁴⁴⁶ Vgl. PRO-REGIO-ONLINE 2/2004, S. 20.

⁴⁴⁷ Vgl. Zillmann 2008, S. 169 ff.

⁴⁴⁸ Vgl. Aude 1987, S. 144.

⁴⁴⁹ Witt ebd., S. 121.

⁴⁵⁰ Ebd.

⁴⁵¹ Vgl. Zillmann 2008, S. 80 ff sowie Witt 1964, S. 87. Nach dem Einzug der Bundeswehr im Jahre 1962 hatte die Stadt innerhalb eines halben Jahres 570 Menschen hinzugewonnen und die Bevölkerungszahl stieg auf 5167 Einwohner. 1964 waren es bereits 5491.

⁴⁵² Art. „Der Boom kam mit dem Bataillon“, *KN* 16.1.1962, S. 12.

touristisch ausgerichteten Beschreibung fehlt,⁴⁵³ wurde vermutlich in Analogie zur „Schusterstadt“ gebildet, einer bereits im 19. Jahrhundert bekannten Umschreibung der Nachbarstadt Preetz.⁴⁵⁴ Vergleichbare Bezeichnungen sind „Domstadt“ für Schleswig, „Rumstadt“ für Flensburg oder „Stormstadt“ für Husum, die sich vorzugsweise in Presstexten und Reiseliteratur finden lassen. Die Volkskundlerin Klara J6o wies 1984 in einer Untersuchung über Folklorismus in der Reisewerbung auf diese Produktion von Symbolnamen hin⁴⁵⁵ und für J6os Schweizer Fachkollegen Ueli Gyr gehört derartiges „touristisches Vorwissen“ zum „geistigen Reisegepäck“, in welchem Zeichen und Symbole mit entsprechendem Wiedererkennungswert gespeichert werden.⁴⁵⁶

Die Bezeichnung Lütjenburgs als „Handwerkerstadt“, die in älteren Darstellungen, wie auch dem 1953 erschienenen *Heimatbuch des Kreises Pl6n*⁴⁵⁷ noch fehlt, scheint insbesondere durch Publikationen des Lütjenburger Laienhistorikers, Autors und Redakteurs Hermann Witt geprägt worden zu sein, der in den 1950er, 60er und 70er Jahren nahezu alle Lütjenburg betreffenden Beiträge für das *Ostholsteinische Tageblatt* verfasste und seit 1963 auch die einmal monatlich erscheinenden *Lütjenburger Nachrichten* verantwortete. Auch in dem 1975 von Hermann Witt verfassten Buch *700 Jahre Stadt Lütjenburg*⁴⁵⁸ werden zwar etliche Firmen und Handwerksbetriebe porträtiert, doch die Garnison mit keinem Wort erwähnt. Es ist anzunehmen, dass die bereits betonte, eher werbetechnischen Motiven geschuldete Symbolnamenproduktion sich in diesem Zusammenhang von der „alten Handwerkerstadt“⁴⁵⁹ mehr Erfolg versprach, als von dem touristisch weniger reizvollen Label „Garnisonstadt“, zumal der

⁴⁵³ Beispielhaft dazu Iris Ketelsen: *„Die Geschichte und Geschichten der traditionsreichen Handwerkerstadt im Naturpark Holsteinische Schweiz*. Ketelsen 1999.

⁴⁵⁴ Vgl. Hoffmann 1896, S. 251. Seit einigen Jahren fällt in Artikeln der Regionalpresse auf, dass die Städte im Kreis Pl6n generell mit den schmückenden Beinamen „Herzogstadt“ für Pl6n, „Schusterstadt“ für Preetz und „Handwerkerstadt“ für Lütjenburg belegt werden, auch wenn „der weitaus größte Bevölkerungsanteil der drei Städte [Pl6n, Preetz und Lütjenburg] stets aus Handwerkern [bestand]“, wie Englings Untersuchung *Altes Handwerk im Kreis Pl6n* belegt. Vgl. Einleitung zu Engling 1990. Das erst 2008 durch Zusammenschluss von Raisdorf und Klausdorf zur vierten Stadt im Kreisgebiet gewordene Schwentinal hat noch keinen entsprechenden Namenszusatz erhalten.

⁴⁵⁵ Vgl. J6o1984.

⁴⁵⁶ Vgl. Gyr 1988, S. 233.

⁴⁵⁷ Vgl. Hoffmann 1896, S. 268. In dem 1896 erschienenen Heimatbuch *Schleswig-Holstein meerumschlungen in Wort und Bild* wird lediglich betont, dass Lütjenburg „wegen seiner Branntweinbrennereien“ bekannt sei. Die Darstellung Lütjenburgs in dem 1953 erschienenen *Heimatbuch des Kreises Pl6n*, verfasst von dem Lütjenburger Rektor und Kommunalpolitiker Arthur Volk, beschränkt sich auf die Erwähnung, dass es in Lütjenburg viele Handwerker gab, ergänzt um den Abdruck einer Liste der Lütjenburger Gewerbetreibenden und Handwerker aus dem Jahr 1855. Wahrgenommen wurde die Stadt vor allem als Zentrum der Branntweinproduktion, als „K6mstadt“. Vgl. Volk 1953, S. 473.

⁴⁵⁸ Vgl. Witt 1975 passim.

⁴⁵⁹ Art. „Handwerkertag am 25. September. Die Verbundenheit von Handel – Handwerk und Gewerbe – B6rgerschaft werden (sic!) betont herausgestellt“, *OHT* 7.9.1965, S. 5.

Autor auch als „geschäftsführender Vorsitzender des Fremdenverkehrsvereins“ firmierte.⁴⁶⁰ Dass sich dieser Verein vor dem Hintergrund des unübersehbar zunehmenden Wandels der Stadt Gedanken machte, veranschaulicht eine Artikelserie aus dem Jahr 1960 – immerhin zwei Jahre vor dem Einzug der Bundeswehr:

„Vor fünf Jahren sah man noch Viehherden, sah man noch Bauernhöfe im Weichbild der Stadt, sah man noch Jungvieh mitten in der Stadt weiden, sah man noch den Schmied auf der Straße Pferde beschlagen, sah man noch mit Pferden bespannte bäuerliche Fahrzeuge gemächlich dahintrotten. Nein, Landstädtchen oder ländliches Städtchen kann man nicht mehr sagen, wohl aber Kleinstadt. [...] Wo sind die geruhsam im milden Abendsonnenschein vor ihren Häusern auf den Bänken pfeifenrauchenden Bürger geblieben? [...] Selbstverständlich hat die Entwicklung zur Garnisonstadt sehr zur umwälzenden Entwicklung der Stadt beigetragen. [...] Die Stadt folgt der Garnison, kann man heute schon sagen. [...] Das abgeschiedene Landstädtchen Lütjenburg gehört endgültig der Vergangenheit an. [...] Unter diesen Umständen muß man dem Fremdenverkehrsverein seine Sorgen überlassen, was er aus dem ‚geruhsamen ländlichen Städtchen‘ machen will“.⁴⁶¹

Die in diesem Zitat deutlich werdenden kontroversen Perspektiven, die zwischen dem touristisch gedeuteten und dem realen Stadtbild hin und her pendeln, verweisen auf einen nicht unbedeutenden Aspekt des Lütjenburger Transformationsprozesses. „Veränderungen wie Kontinuitäten sind mit konkreten Interessen verbunden und werden aktiv herbeigeführt beziehungsweise hergestellt“,⁴⁶² wie die Historikerin Margareth Lanzinger angesichts kleinstädtischer Transformationsprozesse in ihrem *Kleinstadtgeschichte(n) zwischen locus und focus* betitelten Aufsatz konstatiert. Vor diesem Hintergrund lassen sich auch die folgenden von Lanzinger vorgeschlagenen Fragestellungen anknüpfen: „Wo wird explizit an Vergangenes angeknüpft, wo wird

⁴⁶⁰ Vgl. Art. „Die Lütjenburger FDP-Kandidaten“: In einer außerordentlichen Mitgliederversammlung des stark angewachsenen Ortsverbandes der FDP wurden die Kandidaten für die Gemeindewahlen am 25. Oktober bestimmt. Im Wahlkreis I kandidieren demnach Gastwirt und Kinobesitzer Heinrich Riemenschneider, Kaufmann Ewald von Ohlen und Schuhmacher Willi Briechmann, im Wahlkreis II Dr. med. Gerhard Janssen, ferner Kapitän z. S. a. D. und geschäftsführender Vorstand der Fremdenverkehrsvereins Hermann Witt [...]. *OHT* vom 25.9.1959.

⁴⁶¹ Art. „Vom Fremdenverkehrsverein“, *OHT* in Fortsetzung zwischen dem 24., 27. und 29.9.1960.

⁴⁶² Lanzinger 2008, S. 207.

unter anderen Etiketten fortgeschrieben, wo sind Brüche zu orten?“ In welchem Umfang sind „Ungleichzeitigkeiten und Verwerfungen [...] etwa zwischen sozialen und kulturellen Veränderungen, zwischen Rhetorik und Lebensstil [auszumachen]?“⁴⁶³

Neben der analytisch-konzeptionellen Reflektion dieser Verwandlungen ist aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive auch danach zu fragen, wie die Aneignung der zugewiesenen Kategorie „Garnisonsstadt“ durch die Akteure vor Ort ins Werk gesetzt wurde. Welchen Praktiken und Inszenierungen wurden erprobt und welche Deutungslogiken lassen sich aus den medialen Selbstdarstellungen und Zeitzeugeninterviews offenlegen und verstehbar machen.

4.2 Die Bundeswehr – Selbstverortung und problematisches Erbe

Wenn Stadt und Bundeswehr zur „Garnisonsstadt“ verschmelzen sollen, muss der Fokus auch auf den Gegenstand Bundeswehr gerichtet werden. Es gilt daher, verstehbar zu machen, welche Konflikte und Spannungen sich hinter mancher offiziellen Rhetorik und Selbstdarstellung verbergen und welcher Logik der militärische Habitus gehorcht. Der Einzug der Bundeswehr in die Kleinstadt Lütjenburg fiel in eine Zeit, die noch von kontroversen Diskussionen um die Notwendigkeit der Wiederbewaffnung geprägt war. In einem gesellschaftlichen Spannungsfeld zwischen weitgehender Ablehnung einerseits und politisch gewollter Existenz andererseits, lässt sich das Bestreben, Plausibilität und Legitimation zu erhalten, an etlichen Beispielen nachzeichnen und verstehbar machen. Um die Zusammenhänge insbesondere vor dem Deutungshorizont der 1950er bis 1970er Jahre richtig einordnen zu können, ist es notwendig, den Gegenstand Bundeswehr näher zu betrachten.

Nach der Niederlage Deutschlands im Zweiten Weltkrieg und der Befreiung weiter Teile Europas von der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft endete auch die Zeit des preußisch-deutschen Militarismus, mit dessen Habitus der Staat im Laufe seiner Geschichte immer mehr verschmolzen war und der im Ausland nachhaltig das Stereotyp des „hässlichen Deutschen“⁴⁶⁴ prägte. Entsprechend dem Diktum des Alliierten Kontrollrates vom 2. August 1945 war unter anderem die Entwaffnung und Entmilitarisierung Deutschlands besiegelt und verfügt worden, dass alle militärischen Einheiten aufzulösen seien und somit eine Wiederbelebung oder Neuorganisation einer

⁴⁶³ Ebd.

⁴⁶⁴ Vgl. Art. „Der häßliche Deutsche“, *Der Spiegel* vom 22.7.1964, <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-21112168.html>, Aufruf 8.8.2014, 11.58 Uhr.

Armee auf Dauer verhindert werden sollte. Da sich in Deutschland analog der Einteilung in Besatzungszonen nach 1949 zwei Staaten herausgebildet hatten, die dementsprechend nach Osten und Westen ausgerichtet waren, bot sich für die Bonner Republik recht bald die Chance, im Verbund mit den Westmächten über eine Wiederbewaffnung nachzudenken, da allgemein von einer Bedrohung durch „den Osten“ ausgegangen wurde.⁴⁶⁵

Eine umfassende Reform sollte allerdings dafür sorgen, dass durch die Einbindung in das westliche sicherheitspolitische Wertesystem und eine parlamentarische Gesetzgebung für alle Zeit verhindert würde, was als typisch für das deutsche Militär und die Übersteigerung des Militärischen galt. Bereits im August 1950 lag eine vom damaligen Bundeskanzler Konrad Adenauer in Auftrag gegebene Wehrstudie vor, deren Verfasser, die ehemaligen Wehrmachtsgenerale Hermann Foertsch, Adolf Heusinger und Hans Speidel, unter anderem konstatierten, dass „falsche ‚Traditions‘-Begriffe, innerer Militarismus [sowie] ‚Kommiss‘ im alten Sinne“⁴⁶⁶ abzulehnen seien.

Drei Viertel der Bundesbürger lehnte nach einer Umfrage aus dem Jahr 1952 die Wiederbewaffnung ab, was sich in etlichen Protestaktionen und Demonstrationen gegen die Neuaufstellung einer Armee und die Wiedereinführung der Wehrpflicht dokumentierte. Kirchenvertreter, Gewerkschaften und Sozialdemokraten protestierten gemeinsam mit überzeugten Pazifisten, wobei die Motivlage sich recht unterschiedlich darstellte. Während sich SPD-Kreise um die Chancen einer Wiedervereinigung sorgten, fürchtete die evangelische Kirche den Verlust der traditionell protestantischen Gebiete in der DDR als Ergebnis einer durch den Armeeaufbau beförderten Zweistaatlichkeit.⁴⁶⁷

Es verwundert daher nicht, dass die Aufnahme der Bundesrepublik in die NATO am 9. Mai 1955 „[unter] heftigen, teilweise erbittert geführten parlamentarischen wie gesellschaftlichen Debatten [...] entschieden [wurde]“,⁴⁶⁸ wie der Militärhistoriker Wolfgang Schmidt dokumentiert. Letztendlich trug auch die Schaffung gesetzlicher Regelwerke, welche die neuen westdeutschen Streitkräfte parlamentarisch einhegten, zur Akzeptanz bei. Kontrollmechanismen sowie die Schaffung der Funktion des Wehrbeauftragten garantierten eine „Domestizierung der imperial-militärischen Macht

⁴⁶⁵ Vgl. Bald 2005, S. 11 f.

⁴⁶⁶ Denkschrift vom 7. Aug. 1950 („Gedanken zur äußeren Sicherheit der Bundesrepublik“), Kap. IV 6 g. Zitiert nach Libero 2006, S. 24.

⁴⁶⁷ Uzulis 2005, S. 23.

⁴⁶⁸ Schmidt 2006, S. 1 sowie Kernic 2001, S. 18.

durch den seit 1949 demokratisch verfassten Staat und seine zivile Gesellschaft“.⁴⁶⁹ Die sich zunehmend feindselig gegenüberstehenden politischen Machtblöcke in Ost und West gaben der Remilitarisierung Westdeutschlands zusätzlichen Auftrieb. Aus den gleichen Gründen, die den Westmächten die Aufnahme der Bundesrepublik in den Kreis der NATO erleichterten,⁴⁷⁰ begann die Denkfigur der roten Gefahr aus dem Osten auch in der Zivilgesellschaft Platz zu greifen, wozu auch Ereignisse wie die Niederschlagung der Volksaufstandes am 17. Juni 1953 in Ostberlin und der Koreakonflikt beitrugen. Eine Tatsache, auf die auch Bundestagspräsident Lammert hinwies, als er die Bundeswehr in der Feierstunde anlässlich ihres fünfzigjährigen Bestehens als „ein Kind des Kalten Krieges“⁴⁷¹ bezeichnete.

Die neue Armee sollte kein Fremdkörper im Staat, sondern eine „Parlamentsarmee“ ohne Anlehnung an die Formen der alten Wehrmacht sein, was sich insbesondere in dem von Wolf Graf von Baudissin formulierten Konzept der „Inneren Führung“ dokumentierte. Ihre historische Verankerung sollte die „neue Wehrmacht“, ein Begriff der sich im Sprachduktus der 1950-er Jahre eingebürgert hatte, weder in der diskreditierten Wehrmacht des NS-Staates noch in der ebenfalls negativ konnotierten Reichswehr, sondern vielmehr in den liberal-freiheitlichen Prinzipien der preußischen Militärreformen zu Beginn des 19. Jahrhunderts finden.⁴⁷²

„Die für die Bundeswehr richtungsweisenden Reformideale reichen von der Idee des Bürgersoldaten über die Allgemeine Wehrpflicht, Bildung wie Ausbildung des offenen Offizierskorps bis hin zum mitdenkenden Gehorsam“.⁴⁷³ Deutlich markiert wurde die erwünschte Traditionslinie auch mit dem Gründungsdatum der Bundeswehr am 12. November 1955, dem 200. Geburtstag Gerhard von Scharnhorsts, als in Bonn den ersten 101 Freiwilligen der neuen Armee ihre Ernennungsurkunden überreicht wurden. Der erst im Juli desselben Jahres eingesetzte Verteidigungsminister Theodor Blank hatte seit 1950 dem so genannten Amt Blank vorgestanden, dem die Planung der neuen

⁴⁶⁹ Schmidt ebd.

⁴⁷⁰ Die Bundesrepublik Deutschland wurde am 9. Mai 1955 in die NATO aufgenommen. Die Pariser und Bonner Verträge banden die Bonner Republik in eine Sicherheitsarchitektur ein, die bis 1990 gültig blieb.

⁴⁷¹ Art. „50 Jahre Bundeswehr: Ein Kind des Kalten Krieges wird erwachsen“, *Der Stern* vom 26.10.2005, <http://www.stern.de/politik/deutschland/50-jahre-bundeswehr-ein-kind-des-kalten-krieges-wird-erwachsen-548415.html>, Aufruf 8.8.2014, 11.36 Uhr.

⁴⁷² Gerhard Johann David von Scharnhorst (1755 - 1813) war ein preußischer General. Neben August Graf Neidhardt von Gneisenau war er der entscheidende Organisator der Preußischen Heeresreform. Da er am deutlichsten den Zusammenhang zwischen Militärreform und gesellschaftlichen Veränderungen erkannte, gilt er noch heute als der vorbildlichste der Militärreformer der Zeit der Befreiungskriege. Vgl. Stübzig 2009 passim.

⁴⁷³ Libero 2006, S. 50.

Streitkräfte oblag. Diesem aus der katholischen Gewerkschaftsbewegung stammenden Zivilisten wurde Personal der alten Militärelite zur Seite gestellt, da eine Erneuerung ohne entsprechende Sach- und Fachkenntnisse unmöglich erschien.⁴⁷⁴ Das damalige Problem brachte Bundeskanzler Adenauer auf den Punkt, als er auf die Frage, ob Hitlers Generäle auch die seinen seien, antwortete: „Ich glaube, dass mir die NATO 18-jährige Generäle nicht abnehmen wird“.⁴⁷⁵ Trotzdem war, wie der Militärsoziologe Detlef Bald feststellt, „[die] Auswahl der Offiziere der ersten Generation ein Politikum ersten Ranges“.⁴⁷⁶ Die gesamten 1950-er Jahre waren von den Diskursen um den „Mythos Wehrmacht“ geprägt, die sich letztendlich zu einer „stillschweigenden Entnazifizierung der Wehrmacht“⁴⁷⁷ verdichteten, wozu auch die zunehmend als Bedrohung wahrgenommene Entwicklung im so genannten Ostblock beitrug, deren tagesaktuelle Ereignisse die Vergangenheit zusehends zu überdecken begannen und es auch den Westalliierten erleichterten, in den bundesrepublikanischen Streitkräften kooperationswillige Bündnispartner zu sehen.⁴⁷⁸

Befeuert wurde der Mythos Wehrmacht nicht nur durch die Tatsache, dass nahezu alle vor 1929 geborenen Männer in der Wehrmacht oder vergleichbaren Organisationen gedient hatten. Unterstützung fand das entlastende Selbstbild durch die von ehemaligen Soldaten verfasste „Erinnerungs- und Memoirenliteratur“ und etliche „Landser“-Romane.⁴⁷⁹ Wie die Militärhistorikerin Loretana de Libero festhält, wurde in vielen Fällen „in den 1950er und 60er Jahren gedankenlos, naiv oder berechnend am Althergebrachten einer Armee, die einem totalitären Regime gedient hatte, festgehalten“.⁴⁸⁰ Als ein Beispiel sei hier die Namensgebung von Kasernen erwähnt, die in manchen Fällen einen Namenspatron erhielten, dessen Wehrmachtsbiografie durchaus auf mangelnde historische Sensibilität verweist. Es dauerte jedoch bis in die

⁴⁷⁴ Vgl. Bald 2005, S. 30.

⁴⁷⁵ Art. „Kind des Kalten Krieges“, *Der Stern* vom 7.6.2005, <http://www.stern.de/politik/geschichte/bundeswehr-kind-des-kalten-krieges-541367.html>, Aufruf 8.8.2014, 13.30 Uhr.

⁴⁷⁶ Bald 2005, S. 50.

⁴⁷⁷ Ebd., S. 23.

⁴⁷⁸ Vgl. von Meyer 1991, S. 5 sowie Libero 2006, S. 88.

⁴⁷⁹ Förster 2010, S. 263. Siehe dazu auch Szczepaniak 2011, S. 35 ff. Monika Szczepaniak greift in ihrer Arbeit über *Militärische Männlichkeiten in Deutschland und Österreich im Umfeld des Großen Krieges* die Stilisierung des Frontkämpfers auf, „der durch ein Stahlbad ging“ und als Symbolfigur in der Nachkriegsrhetorik eine vielfältige Rezeption erfuhr. Auch der in den 1950er bis 1970er Jahren für Lütjenburg zuständige Lokalredakteur des *Ost-Holsteinischen Tageblattes*, dessen Artikel im Zusammenhang mit dem Einzug der Bundeswehr auch etliche Reminiszenzen an die Wehrmacht enthalten, war Titelgeber eines Landser-Heftes aus der Reihe *Der Landser - Ritterkreuzträger* („Kapitän z. S. Hermann Witt. Der Verteidiger von Cherbourg“) Erscheinungszeitraum: 1959-1962 sowie Neuauflage 1971-1972. Vgl. http://www.romanhefte-info.de/d_weitere_landseritterkreuztraeger_1.htm, letzter Seitenaufruf 24.10.2013

⁴⁸⁰ Ebd., S. 27.

1990er Jahre, bis die Namen etlicher belasteter Traditionsträger zugunsten anderer Persönlichkeiten ausgetauscht werden konnten. Ähnlich schwierig gestaltete sich die Akzeptanz der Tatsache, dass die Widerstandskämpfer des 20. Juli eine Traditionssäule der Bundeswehr bilden sollten – ein Umstand der einigen Traditionalisten mit rückwärtsgewandtem Ehrbegriff nur schwer zu vermitteln gewesen war.⁴⁸¹ Neben dieser Traditionssäule der „Männer des 20. Juli“ und derjenigen der preußischen Reformen unter Scharnhorst und Gneisenau steht die Bundeswehr auf einer dritten, deren Fundament in ihr selbst begründet ist.⁴⁸² Ein erster so genannter „Traditionerlass“ aus dem Jahre 1965 bleibt in seinen Formulierungen noch recht vage, wohingegen die unter Verteidigungsminister Volker Rühle 1982 erlassenen „Richtlinien zum Traditionsverständnis und zur Traditionspflege in der Bundeswehr“ wesentlich eindeutiger formuliert sind, da sie sich dezidiert von der Wehrmacht absetzen, als der erste Erlass von 1965.⁴⁸³ Benannt wird hier auch erstmalig die „eigene Tradition“ der Bundeswehr mit ihrem Leitbild des „Staatsbürgers in Uniform“, dem das 1956 verabschiedete „Soldatengesetz“ in mehrfacher Hinsicht Gestalt und Inhalt gegeben hatte.⁴⁸⁴ Als wesentliches Unterscheidungsmerkmale zur den deutschen Armeen alter Prägung wäre zunächst das Primat der Politik zu nennen, was sich auch darin äußert, dass der Soldat nicht mehr einem militärischen Oberbefehlshaber unterstellt ist und keinen personenbezogenen Eid auf das jeweilige Staatsoberhaupt, sondern auf die Bundesrepublik Deutschland ablegt. Die Soldaten unterstanden nun auch keiner eigenen Militärjustiz mehr, sondern mussten sich – beispielsweise in Fällen von „unerlaubter Abwesenheit von der Truppe“ – vor dem zuständigen Amtsgericht rechtfertigen. Neu war auch das Amt des Wehrbeauftragten, an den sich jeder Soldat unter Umgehung des Dienstweges direkt wenden kann, was unter den „konservativen technokratisch oder traditionalistisch eingestellten Kräften in der Bundeswehr“⁴⁸⁵ als ungeheure Provokation ziviler Einmischung empfunden wurde. Das „Soldatengesetz“ sollte jeden Sonderstatus verhindern helfen, wozu auch das aktive und passive Wahlrecht sowie die arbeitsrechtliche Eingliederung in die Gehalts- und Beförderungsnormen des öffentlichen Dienstes gehörten. Dem Gleichheitsanspruch des Grundgesetzes entsprechend trennte man sich auch von den gewohnten militärischen Standards der

⁴⁸¹ Ebd., S. 63.

⁴⁸² Vgl. Biehl/Leonhard 2005, S. 228 f.

⁴⁸³ Ebd., S. 227.

⁴⁸⁴ Vgl. „Gesetz über die Rechtsstellung der Soldaten (Soldatengesetz - SG)“ vom 19.03. 1956, <http://www.gesetze-im-internet.de/sg/BJNR001140956.html>, Aufruf 8.8.2014, 15.45.

⁴⁸⁵ Bald 2005, S. 45.

Personalauswahl und Beförderungspraxis.⁴⁸⁶ Diesem Prinzip folgte auch die Trennung von Dienst und Freizeit, was in der Praxis ebenso die Abkehr vom verpflichtenden Uniformtragen nach Dienstschluss, wie auch die erforderliche Zustimmung des Dienstherrn hinsichtlich der Auswahl der Ehefrau betraf, was indes nicht auf ungeteilte Zustimmung stieß. Immerhin sprachen sich noch 1968 unter den Kommandeuren achtundfünfzig Prozent für den Erlass einer Heiratsordnung aus.⁴⁸⁷

Eng verbunden mit der demokratischen Reform des Militärs ist die Person des ehemaligen Offiziers Wolf Graf von Baudissin (1907-1993), dem nicht nur die Implementierung der „Inneren Führung“, sondern auch die Sprachfigur des „Staatsbürgers in Uniform“ zu verdanken ist, beides Begriffe, die in Kreisen militärischer Traditionalisten auf völliges Unverständnis gestoßen waren. Die hauptsächliche Kritik bestand aus dem Vorwurf, „dass der Soldat dadurch zu sehr ‚verweichlicht‘ werde und damit in der Konsequenz nicht mehr kriegsfähig sei“,⁴⁸⁸ wie der Militärsoziologe Jürgen Franke schreibt. Immerhin befanden sich noch zu Beginn der 1960-er Jahre 12.360 Offiziere aus der Wehrmacht und 300 aus der SS in Diensten der Bundeswehr,⁴⁸⁹ die im April 1957 die ersten Wehrpflichtigen eingezogen hatte. Diese fanden sich zumeist in den alten Unterkünften der Väter- und Großvätergeneration wieder, da der Aufbau neuer Standorte mehrere Jahre andauerte. Aufgrund seiner geostrategischen Lage zwischen den Machtblöcken des Kalten Krieges erhielt das Bundesland Schleswig-Holstein im Verhältnis zu seiner Größe und Einwohnerzahl überproportional viele Bundeswehmniederlassungen zugewiesen und war somit das Bundesland mit der höchsten Dichte an Soldaten pro Einwohner, die zwangsläufig aus den bevölkerungsreichen Ballungsgebieten rekrutiert werden mussten.⁴⁹⁰ Der Wehrdienst dauerte zunächst zwölf Monate, wurde dann jedoch während der 1960er Jahre auf fünfzehn und dann auf achtzehn Monate erweitert.⁴⁹¹

⁴⁸⁶ „In der Literatur ist bemerkt worden, dass ab der zweiten Hälfte der 60er-Jahre das mit dem Abitur verbundene, einem größeren Kreis Aufstiegsmöglichkeiten einräumende und dabei von national-sozialistischen Auswahlkriterien unterschiedene bürgerliche Leistungsprinzip dazu beigetragen hat, eine noch auf Weichenstellungen der Kaiserzeit zurückgehende und der Konservierung obrigkeitstaatlicher Strukturen verpflichtete Eliterekrutierung weiter abzubauen und die bei Aufstellungsbeginn aus Rücksicht auf vermeintliche oder tatsächliche Sachzwänge und im Zuge einer pragmatischen Rekrutierungspraxis versäumte soziale Öffnung des Offizierskorps nachzuholen“. Nägler 2010, S. 475.

⁴⁸⁷ Vgl. ebd., S. 208.

⁴⁸⁸ Franke 2012, S. 149

⁴⁸⁹ Vgl. Bald 2005, S. 51.

⁴⁹⁰ Vgl. Interview mit Herrn BXL1 am 27.2.2013 und Herrn BXL2 am 20. 3.2013.

⁴⁹¹ Vgl. Horn 2011, S. 458 sowie Kernic 2001, S. 91 f.

Begeisterung für die Armee war weder bei der überwiegenden Zahl der Wehrpflichtigen noch bei der Gesamtbevölkerung vorhanden, wozu in den 1960er Jahren auch diverse Skandale beitrugen, deren wohl bekanntester mit den Schlagzeilen über den „Schleifer von Nagold“⁴⁹² nachhaltige mediale Aufmerksamkeit erzeugte. Wiederholt beklagt wurden auch so genannte „Gammeldienste“⁴⁹³ und sinnentleerte Beschäftigungen, wie das Putzen an sich sauberer Ausrüstungsgegenstände, die Langeweile in heimatfernen „Einöndstandorten“⁴⁹⁴ und der nicht zuletzt daraus resultierende hohe Alkoholkonsum in der Truppe.⁴⁹⁵ Auch die sich häufenden Unfälle, insbesondere die vielen Starfighter-Abstürze, nährten die Kritik an der Bundeswehr,⁴⁹⁶ wodurch wiederum Abkapselungstendenzen im militärischen Gefüge befördert wurden. Das *Ost-Holsteinische Tageblatt* zitierte 1964 anlässlich eines Besuches des damaligen Bundesverteidigungsministers von Hassel in Kiel, den Vorsitzenden des „Deutschen Bundeswehrverbandes“, der auf die „Gefahr der Verbitterung und Resignation unter den Berufssoldaten“ hinwies, „die durch verallgemeinernde und unsachgemäße Angriffe entstünden“.⁴⁹⁷

Als Verteidigungsminister Kai-Uwe von Hassel am 1. August 1966 mit einem entsprechenden Erlass den Gewerkschaften erlaubte, ihr Material auch in Bundeswehrunterkünften zu verbreiten, kulminierten die ideologischen Differenzen in der so genannten „Generalskrise“, die im Rücktritt etlicher hochrangiger Offiziere gipfelte.⁴⁹⁸ Die für die Armee konfliktbeladenen 1960er Jahre, die außerhalb der Bundeswehr durch eine prosperierende Wirtschaft, gesellschaftliche, technische und

⁴⁹² 1963 machte der so genannte „Schleifer von Nagold“ Schlagzeilen, der Rekruten mit unglaublicher Härte traktierte. Vgl. Art. „Tiefste Gangart“, *Der Spiegel* 13.11.1969, S. 52-59.

⁴⁹³ Vuletic 2011, S. 26.

⁴⁹⁴ Protte 2007, S. 252.

⁴⁹⁵ Ein unter damaligen Wehrpflichtigen kursierender Merksatz lautete: „Was sich bewegt, wird begrüßt, was sich nicht bewegt, wird geputzt“. Der Interviewte wurde direkt nach dem Abitur im Sommer 1969 nach Lütjenburg zum Wehrdienst eingezogen. Vgl. Interview mit Herrn BXX4 am 12.3.2013.

⁴⁹⁶ Zahlreiche Abstürze des Flugzeugtyps F104G, einer Neuanschaffung der Bundeswehr veranlassten Mitte der 1960er Jahre nicht nur den *Spiegel* zu immer neuen kritischen Stellungnahmen. Franz Josef Strauß hatte den Kauf in seiner Zeit als Verteidigungsminister (von 1956 bis 1963) veranlasst, nicht zuletzt um Deutschland auf den Weg zur Atomkraft zu bringen. Im Artikel „Ein gewisses Flattern“ vom 24.01.1966 bescheinigte *Der Spiegel* Strauß desaströses Management, sowohl bei der Entscheidung für das US-amerikanische Starfighter-Flugzeug als auch bei den Verhandlungen mit dem Hersteller Lockheed und bei der Inbetriebnahme durch die Luftwaffe. Hier trafen politische Wunschvorstellungen auf unzureichend entwickelte Strukturen einer jungen Armee und überfordern viele der verantwortlichen Akteure. Der Starfighter wurde bald auch „Witwenmacher“ und „fliegender Sarg“ genannt, denn viele Piloten überleben die Abstürze nicht. Insgesamt verunglückten fast dreihundert der 900 Starfighter-Jets der Bundeswehr, über 100 Piloten kamen dabei ums Leben. Vgl. Art. „Ein gewisses Flattern“, *Der Spiegel* vom 24.01.1966, S. 21 f.

⁴⁹⁷ Art. „Das Ansehen der Bundeswehr steigt“, *OHT* 28.4.1964.

⁴⁹⁸ Vgl. Reeb/Többicke 2014, S. 126.

mediale Modernisierungsschübe sowie einen Mentalitätswandel in der Generation der Nachkriegskinder gekennzeichnet waren, endeten mit einem weiteren – in den Medien kritisch bis hämisch kommentierten Vorgang – der als „Schnez-Studie“⁴⁹⁹ bekannt gewordenen Analyse der Bundeswehr, die im Juni 1969 durch den Inspekteur des Heeres, Albert Schnez, vorgelegt wurde. Rudolf Augstein kommentierte dazu im *Spiegel*:

„Hätte Schnez recht, so bestünde die gesamte Bundeswehr aus einem einzigen Minderwertigkeitskomplex. Sie wird nicht anerkannt, nicht geschätzt, nicht geehrt, ihre obersten Soldaten sind zu niedrig eingestuft. [...] Schnez predigt den jungen Berufssoldaten Pflichten, die sie mit Recht ablehnen. Dienst und Freizeit, so meint er, seien zu scharf getrennt, das schwäche den Zusammenhalt und beeinflusse den außerdienstlichen menschlichen Kontakt negativ“.⁵⁰⁰

Eine von dem Militärsoziologen Rolf Ziegler vorgelegte Untersuchung über Selbst- und Fremdbild der Berufssoldaten kam 1968 zu folgenden Feststellungen, die durchaus mit denen von Albert Schnez übereinstimmen:

„Im Gegensatz zu vorindustriellen Gesellschaften ist das Prestige des Soldaten in hochindustrialisierten Staaten während Friedenszeiten relativ niedrig. Der Offizier wird im allgemeinen am unteren Ende der Berufe eingestuft, die eine akademische Bildung voraussetzen oder über Eigentum verfügen. Auch die Bundesrepublik macht hiervon keine Ausnahme. Von den Soldaten selbst wird diese Situation im allgemeinen bedauert, während die Bevölkerung überwiegend der Meinung ist, der Soldat genieße das Ansehen, das ihm zukomme. Im übrigen steht sie der Bundeswehr keineswegs ablehnend, sondern eher gleichgültig gegenüber“.⁵⁰¹

Das gesellschaftliche Klima, das zu Beginn der 1970er Jahre sowohl von den Studentenunruhen im Zusammenhang mit dem Vietnam-Krieg, gesellschaftlichen Liberalisierungstendenzen und dem politischen Wandel der Ära Brandt gekennzeichnet

⁴⁹⁹ Vgl. Fleckenstein 1998, S. 11.

⁵⁰⁰ Art. Rudolf Augstein: „Albert Schnez sui generis“, *Der Spiegel* 5.1.1970, S. 24.

⁵⁰¹ Ziegler 1968, S. 15. Siehe dazu auch Warnke 1971, S. 14-79.

war, ließ auch die Bundeswehr nicht unberührt, nicht zuletzt, weil „sich bei den jungen Männern ein ‚ziviler Habitus‘ herausgebildet“⁵⁰² hatte, wie Kaspar Maase konstatiert.⁵⁰³ Ganze Abiturklassen verweigerten den Wehrdienst⁵⁰⁴ und „die zeitgenössische Auseinandersetzung zwischen den männlichen Körperidealen Lässigkeit und Zackigkeit“⁵⁰⁵ bot nicht nur in vielen Elternhäusern ein immer wieder aufkeimendes Konfliktpotential. In weiten Teilen der Jugend entwickelte sich eine Protestkultur, die sich explizit auch gegen alles Militärische richtete.⁵⁰⁶ Einer Untersuchung des Militärpsychologen Rudolf Warnke zufolge, die unter dem Titel *Der Wehrpflichtige 1972* veröffentlicht wurde, stand die Mehrheit aller Wehrpflichtigen dem Dienst in der Bundeswehr ablehnend gegenüber.⁵⁰⁷

Unter Verteidigungsminister Helmut Schmidt (1969-1972) wurden daher Reformen in Gang gesetzt, die zum Teil „an die Fundamente der alten Bundeswehr“⁵⁰⁸ gingen. „Vom Gesinnungsoffizier nach dem Bild des ‚Adels der Gesinnung‘ wurde Abschied genommen“⁵⁰⁹ und das gesamte militäreigene Bildungssystem wurde umstrukturiert, wozu auch die Gründung der Bundeswehruniversitäten in München und Hamburg gehörte.⁵¹⁰ Diese Bildungsreform beförderte auch eine breitere soziale Öffnung, die für mehr Pluralität innerhalb des Offiziersnachwuchses sorgte und die, auch bedingt durch den sich ohnehin vollziehenden Generationswechsel, die teilweise verkrusteten Strukturen im mentalen Gefüge der Bundeswehr veränderte. Der Anteil der aus den ehemals „erwünschten Kreisen“ stammenden Offiziersnachwuchses reduzierte sich zusehends, was sich sowohl hinsichtlich der konfessionellen Zugehörigkeit als auch der parteipolitischen Ausrichtung auswirkte.⁵¹¹ Dass ein Teil dieser jungen Offiziere neuen Typs manchem der älteren Soldaten suspekt erschien, konnte daher nicht ausbleiben.

⁵⁰² Maase 2000, S. 268.

⁵⁰³ Zum gesellschaftlichen und mentalen Wandel in der Bundesrepublik der „langen sechziger Jahre“ vgl. auch Kießling/Rieger 2011 sowie Siegfried 2006a und 2006b.

⁵⁰⁴ Bis Mitte der 1960er Jahre lag die Zahl der Anträge auf Anerkennung als Kriegsdienstverweigerer pro Jahr unter 6.000. Mit der breiten Thematisierung des Vietnamkrieges in der deutschen Öffentlichkeit und den Aktivitäten der so genannten Außerparlamentarischen Opposition stiegen in der Folgezeit die Antragszahlen steil an und erreichten mit rd. 35.200 Anträgen im Jahr 1973 einen ersten Höhepunkt. In der Bevölkerung wurde das Grundrecht der Kriegsdienstverweigerung gelegentlich als ‚Abiturientengrundrecht‘ bezeichnet. Entsprechende Daten bestätigten diese Kritik. Vgl. Kuhlmann 1991, S. 17.

⁵⁰⁵ Maase ebd. Vgl. dazu auch Rink/von Salisch 2010, S. 4.

⁵⁰⁶ Vgl. Nägler 2010, S. 343 sowie Kernic 2001, S. 132 ff.

⁵⁰⁷ Warnke/ Mosmann 1973, S. passim.

⁵⁰⁸ Bald 2005, S. 85.

⁵⁰⁹ Ebd.

⁵¹⁰ Uzulis 2005, S. 77 ff.

⁵¹¹ Vgl. Nägler 2010, S. 475 sowie Lau 1988, S. 20 ff. und 92 ff.

„Das waren Uniformträger, aber keine Soldaten“,⁵¹² erinnerte sich beispielsweise ein pensionierter Lütjenburger Hauptfeldwebel des Geburtsjahrgangs 1937 rückblickend an einige dieser ihm in negativer Erinnerung gebliebenen jungen Leutnante zu Beginn der 1970er Jahre.

Nach einer Phase der Konsolidierung und Veralltäglicung brachten die im Zusammenhang mit dem NATO-Doppelbeschluss 1979 gehäuft stattfindenden Friedensdemonstrationen und die zunehmende gesellschaftliche Akzeptanz des Zivildienstes⁵¹³ die Bundeswehr unter erneuten Rechtfertigungsdruck. Die 1980er Jahre charakterisiert der Militärsoziologe Jürgen Franke als eine Phase des Technokratismus und der Neubelebung traditioneller Ideale,⁵¹⁴ während zum Ende des Jahrzehnts nicht nur die ersten fünfzig Sanitätsoffiziersanwärterinnen ihren Dienst antraten, sondern mit dem Mauerfall und den daran anschließenden politischen Veränderungen auch die Bundeswehr vor völlig neuen Aufgaben stand.⁵¹⁵ Die 1990er Jahre waren nach dem Zusammenbruch des Warschauer Paktes durch den Umbau zur „Armee der Einheit“ und eine Neuorientierung im Hinblick auf den beginnenden Abzug der Alliierten aus ihren westdeutschen Standorten sowie die ersten Auslandseinsätze in der Geschichte der Bundeswehr gekennzeichnet.⁵¹⁶ Deutsche Soldaten beteiligen sich an Hilfslieferungen im Kriegsgebiet der ehemals jugoslawischen Staaten, in Somalia, Kambodscha und Mosambik.⁵¹⁷ Im Jahre 2001 eröffnete die Bundeswehr erstmalig Frauen den Zugang zu allen Laufbahnen und Verwendungen und begann im gleichen Jahr mit Kampfeinsätzen außerhalb Europas, nachdem die Bundesregierung der Beteiligung an der ISAF-Friedenstruppe in Afghanistan zugestimmt hat.⁵¹⁸ Das Ende der Wehrpflicht im Jahre 2011 sowie die Neuordnung der Bundeswehr, die vor allem durch eine Reduzierung der Standorte und den daraus resultierenden Kasernenschließungen öffentliche Aufmerksamkeit erregte, setzten den vorläufigen Schlusspunkt unter die diesbezügliche Geschichte etlicher Garnisonstädte. Auch für Lütjenburg endete die Ära als Bundeswehrstandort auf den Tag genau fünfzig Jahre nach dem feierlichen Einzug in die Schillkaserne am 12. Mai 2012.

⁵¹² Feldtagebucheintrag vom 16.3.2013.

⁵¹³ Vgl. Kuhlmann 1991, S. 15 ff.

⁵¹⁴ Vgl. Franke 2012, S. 138.

⁵¹⁵ Vgl. Uzulis 2005, S. 189.

⁵¹⁶ Franke ebd., S. 385 ff.

⁵¹⁷ Uzulis ebd., S. 193.

⁵¹⁸ Ebd., S. 197.

Dass die fünfzigjährige Anwesenheit der Bundeswehr in Lütjenburg nachhaltige Spuren hinterlassen hat, beweisen zunächst einmal deren materiale Hinterlassenschaften in Form des Kasernenareals und der ehemaligen Bundeswehrsiedlungen. Um das immaterielle Zusammengehen beziehungsweise –wachsen von Stadt und Militär zu analysieren, müssen beider parallel verlaufende Entwicklungslinien in synchroner wie diachroner Perspektive in den Fokus genommen werden. Damit dies aus zeithistorischer wie auch mentaler Perspektive verstehbar wird, müssen auch und insbesondere die Entstehungsjahre der Bundeswehr in den Blick genommen werden. Wann zeigten sich welche internen Probleme innerhalb der Bundeswehr und welche möglichen Reaktionen im Verhalten gegenüber dem Umfeld lösten diese aus? Aus welchen Quellen speisten sich bestimmte Rituale und habituellen Eigenheiten der Soldaten und ihrer Angehörigen? Welche politischen und ideologischen Logiken generierten welche Aushandlungstechniken? Welche tradierten und historisch-stereotyp eingefärbten Deutungsmuster des Militärischen wirkten in die Stadtbevölkerung hinein und welche Reaktionen lösten diese aus?

5 Wandel, Kontingenz und Befremdung

Als sich Lütjenburg nach dem Zweiten Weltkrieg durch die Aufnahme unzähliger Heimatvertriebener, Evakuierter und entlassener Soldaten mit den damit einhergehenden Problemen befassen musste, waren diese in erster Linie dem allgemeinen Mangel an Wohnraum, Brennmaterial, Kleidung und Nahrungsmitteln geschuldet.⁵¹⁹ Auch wenn sich das Sozialgefüge durch die hier sesshaft gewordenen Fremden geringfügig verändert hatte, blieb der Charakter der kleinen Ackerbürgerstadt doch weitestgehend erhalten. Die gegen Ende der 1950er Jahre einsetzende Entwicklung zur Garnisonstadt setzte indes, unabhängig von den Neubürgern, die ab 1962 zu integrieren waren, einen Wandel in Gang, den die Bundeswehrebauten am westlichen Stadtrand augenfällig symbolisierten. Ein Wandel, der sich nicht nur materiell im Stadtbild, sondern auch sozialökonomisch und kulturell niederschlug. Transformationsprozesse beinhalten Kontingenz, die Niklas Luhmann als etwas bezeichnet, das „[...] sein kann, aber auch anders möglich ist. Der Begriff bezeichnet mithin Gegebenes (zu Erfahrendes, Erwartetes, Gedachtes, Phantasiertes) im Hinblick auf mögliches Anderssein; er bezeichnet Gegenstände im Horizont möglicher

⁵¹⁹ Vgl. Zillmann 2008, S. 80 ff.

Abwandlungen“.⁵²⁰ Sind transformierende Ereignisketten größtenteils Ergebnisse vorheriger Aushandlungsprozesse oder lassen sich vor dem Hintergrund der Wandlungsprozesse Zusammenhänge zwischen Kontingenz und Agency interpretieren? Wenn es zutrifft, dass der „urbane Habitus“ insbesondere in Phasen des Umbruchs „Handlungen, Wahrnehmungen und Interpretationen“ bewirkt, die „besonders dann augenfällig werden, wenn unerwartete Situationen Routinen und Selbstverständlichkeiten der Stadtwahrnehmung infrage stellen“,⁵²¹ wie der Kulturwissenschaftler Lutz Musner schreibt, müsste dergleichen auch im hier zu untersuchenden Kontext analysieren lassen. Es ist deshalb nicht nur danach zu fragen, welche Deutungslogiken sich hinter der offiziellen Rhetorik und Selbstdarstellung der Kommunalpolitik verbergen, deren Akteure die in der Lokalpresse prominent aufbereiteten medialen Diskurse bestimmten. Auch die Praxen und Inszenierungen der kleinstädtischen Eliten sind in ihrem Bestreben, Plausibilität und Legitimation aufrecht zu erhalten, in den Blick zu nehmen. Wo zeigen sich Widerstand und eigensinniges Verhalten? Welche gesellschaftlichen Kräfte sind hier besonders virulent und wie inszenieren die lokalen Medien diese Ereignisse? Welche Erwartungen, Hoffnungen und Befürchtungen sich in der Frühphase der Lütjenburger Garnisonswendung im Spannungsfeld divergierender Akteursgruppen manifestierten, stellt dieses Kapitel deshalb ebenso in den Fokus, wie das Verhältnis von Identität und Alterität.

5.1 Antizipationen – Gewinn- und Verlustrechnungen

Lütjenburgs Weg zur Garnisonstadt begann zu einem Zeitpunkt, als die Bundesrepublik sich noch mitten in der Phase der Neuaufstellung einer Armee befand, die noch nicht einmal einen Namen hatte. Die Bezeichnung Bundeswehr setzt sich offiziell erst mit dem Soldatengesetz vom April 1956 durch, aber bereits 1953 war man seitens der Bundesregierung zu der Auffassung gelangt, dass man die geplanten neuen Truppenunterkünfte „zu zwei Dritteln in Anlehnung an kleinere Städte [...] errichten [wolle]“.⁵²² Bedingt durch die veränderten geopolitischen Voraussetzungen der sich nach 1945 herausgebildeten militärischen Machtblöcke, kam dem Bundesland Schleswig-Holstein eine wichtige militärstrategische Bedeutung zu, die sich somit auch auf die geplante Anzahl der hier vorgesehenen militärischen Einrichtungen auswirkte

⁵²⁰ Luhmann 1984, S. 152. Vgl. dazu auch Makropoulos 2004, S. 70.

⁵²¹ Musner 2009, S. 47.

⁵²² Schmidt 2006, S. 54.

und die ostholsteinische Kleinstadt Lütjenburg in den Kreis der möglichen Standorte integrierte. Am 19. Februar 1955 wandte sich der damalige Lütjenburger Bürgermeister Hermann-Ernst Günther⁵²³ in einem Schreiben an die Landesregierung in Kiel, um dem in der Abteilung Landesplanung zuständigen Regierungsdirektor Herrn Dr. Keil „den herzlichsten Dank im Namen der Stadt Lütjenburg dafür auszusprechen“, dass er seine „gütige Hand bei der Einrichtung des Standortes einer Flaklehrabteilung der kommenden Wehrmacht mit dem Sitz in Lütjenburg im Spiele [habe]“.⁵²⁴ Weiter führt er aus, dass Lütjenburg „als Standort einer militärischen Einheit für diese selber in Folge der Schönheit der Landschaft geradezu prädestiniert [sei]“.⁵²⁵ Diesem Schreiben vorausgegangen war ein Brief des Herrn Dr. Keil., in welchem mitgeteilt wurde, dass seitens der Dienststelle Blank⁵²⁶ die Absicht bestehe, „ein Kasernement für eine Flaklehrabteilung zu errichten“ und dass die Landesplanung dafür Lütjenburg vorgeschlagen habe. Der Flächenbedarf würde etwa 20 ha ausmachen und man empfehle, eventuelle eigene Vorhaben, die in Richtung Wohnbebauung abzielten, vorerst zu verzögern.⁵²⁷

Im Gegensatz zu den „alten“ schleswig-holsteinischen Garnisonstädten wie Eutin, Plön, Rendsburg, Neumünster oder Schleswig, die nach den Pressemeldungen vom November 1956 ebenfalls als Standorte „der neuen deutschen Bundeswehr“⁵²⁸ vorgesehen waren, hatte Lütjenburg bislang keine Erfahrungen mit kaserniertem Militär sammeln können,⁵²⁹ doch war der Wunsch nach einer Garnison, von deren wirtschaftsfördernder Wirkung man sich vor allem in strukturschwachen Regionen Aufschwung erhoffte, keineswegs selten. Schon 1952, als die damalige Bundesregierung unter Bundeskanzler Konrad Adenauer begann, sich ernsthaft mit dem Gedanken der Wiederbewaffnung

⁵²³ Dr. Hermann-Ernst Günther war vom 25.4.1950 bis zum 1.5.1956 Bürgermeister der Stadt Lütjenburg. Sein Nachfolger war Friedrich-Wilhelm Voges, der das Amt bis zu seiner Abwahl 1978 innehatte. Vgl. Zillmann 2008, S. 358.

⁵²⁴ Archiv der Stadt Lütjenburg, Akte Garnison, S. 3.

⁵²⁵ Ebd.

⁵²⁶ Das „Amt Blank“, auch „Dienststelle Blank“ genannt, war von Oktober 1950 bis 1955 die Vorgängerinstitution des Bundesministeriums der Verteidigung der Bundesrepublik Deutschland. Die offizielle Bezeichnung lautete „Dienststelle des Bevollmächtigten des Bundeskanzlers für die mit der Vermehrung der alliierten Truppen zusammenhängenden Fragen“. Behördenleiter war zunächst Theodor Blank, der anschließend von 1955 bis 1956 Bundesverteidigungsminister war. Vgl. Uzulis 2005, S. 153 f.

⁵²⁷ Vgl. Anschreiben der Landesplanung des Landes Schleswig-Holstein vom 11.2.1955, Archiv der Stadt Lütjenburg, Akte *Garnison I*, S. 1.

⁵²⁸ Art. „Achtzehn Garnisonen im Land. In Schleswig-Holstein zunächst 23 neue Kasernen vorgesehen“, *KN* 14.11.1956.

⁵²⁹ „Der schleswig-holsteinische Krieg von 1848 bis 1850 gegen Dänemark brachte der Stadt eine zeitweilige Garnison mit dem 4. Jägerkorps und dem 10. Schleswig-holsteinischen Infanteriebataillon“, wie der Heimatchronist Hermann Witt in seinem Buch *700 Jahre Stadt Lütjenburg* schreibt. Über deren Unterbringung liegen lediglich Vermutungen vor. Ein Kasernengebäude gab es definitiv nicht. Witt 1975, S. 81.

auseinanderzusetzen, titelte *Der Spiegel* „Wir wollen Garnisonen“ und zitierte den Bürgermeister der badischen Kleinstadt Walldürn, der „die miserable wirtschaftliche Lage seines Städtchens“ zu verbessern wünschte und in der Regionalpresse die vermeintlichen Vorteile rekapitulierte, die eine Garnison mit sich brächte.⁵³⁰ Dass es sich bei derartigen Hoffnungen keineswegs um Phänomene der jüngeren Zeitgeschichte handelt, bestätigt nicht nur der Militärhistoriker Rainer Braun, dem zufolge sich unter anderem im Bayerischen Kriegsarchiv Gesuche von Städten und Gemeinden aus dem neunzehnten Jahrhundert stapeln, die erfüllt sind von dem sehnlichen Wunsch, eine militärische Einrichtung bei sich anzusiedeln.⁵³¹ Der Militärhistoriker Wolfgang Schmidt, der im Rahmen seiner Untersuchung der Bundeswehr als Faktor sozioökonomischer Modernisierung in der Bundesrepublik auch etliche Garnisonsbewerbungen aus den 1950er Jahren analysiert hat, berichtet von siebzig solcher Bittschriften, die dem Verteidigungsministerium zu Jahresbeginn 1956 vorlagen.⁵³²

Laut Schmidt sollten die in Duktus und Begründung ähnlichen, „in dramatischer oder blumiger Wortwahl“ verfassten Gesuche von Garnisonsbewerbern „beim Adressaten in erster Linie Aufmerksamkeit für die missliche Lage der Kommunen wecken“,⁵³³ wie auch die Lütjenburger Bittbriefe bestätigen. Als die „Garnisonwerdung der Stadt“⁵³⁴ kurzzeitig gefährdet schien, da die ursprünglichen Pläne von den militärischen Dienststellen plötzlich zugunsten Hamburgs verworfen wurden, insistierte Bürgermeister Günther erneut bei der Landesregierung: „Die Bevölkerung“ würde es als „eine unbegründete Zurücksetzung empfinden, wenn die in Aussicht genommenen Pläne nicht zur Wirklichkeit werden sollten“,⁵³⁵ so Günther. Abgesehen von der Nähe zum Schießplatz Todendorf biete „das romantische Städtchen Lütjenburg mit seinen reizvollen Häusern und seiner landschaftlich herrlichen Umgebung die Möglichkeit, den Kursusteilnehmern Eindrücke zu vermitteln, die sie in der Großstadt nicht erhalten können“. Auch „kulturelle Veranstaltungen“ seien in Lütjenburg „in großem Ausmaße zum Tragen gekommen“.⁵³⁶ Die von Wolfgang Schmidt geäußerte Vermutung, dass wohl selten „die ganze Kommune geschlossen hinter dieser Initiative gestanden hat“,

⁵³⁰ Art. „Wir wollen Garnisonen“, *Der Spiegel* vom 22.10.1952, S. 6 f.

⁵³¹ Vgl. Braun 1998.

⁵³² Schmidt 2006, S. 204. Vgl. dazu auch PRO-REGIO-ONLINE 2/2004, S. 41.

⁵³³ Ebd., S. 197.

⁵³⁴ Art. „Die Garnison marschiert“, *OHT* vom 22.3.1962.

⁵³⁵ Schreiben des Bürgermeisters Dr. Günther vom 6.2.1956 an die Landesregierung, Archiv der Stadt Lütjenburg, Akte Garnison I, S. 8.

⁵³⁶ Ebd.

sondern dass „im Wesentlichen die Gewerbetreibenden als pressure group auftraten“,⁵³⁷ lässt sich auch im Falle Lütjenburgs aus den Schreiben des Bürgermeisters herauslesen, denn nach der eindrücklichen Schilderung aller städtischen und landschaftlichen Vorzüge kommt er zum eigentlichen und für ihn bedeutsameren Argumentationsstrang:

„Ich bitte weiterhin zu bedenken, dass für eine Kleinstadt mit einer Einwohnerzahl von 4100 Menschen die Errichtung einer Garnison [...] eine ganz andere Bedeutung hat, als für Hamburg [...] Für Lütjenburg würde die Errichtung einer Garnison nach Abzug der Heimatvertriebenen einen wirtschaftlichen Auftrieb geben, der unbedingt als Kompensation für die Verluste gegeben werden muss, die durch den Abzug der Heimatvertriebenen für das hiesige Wirtschaftsleben entstanden sind“.⁵³⁸

Auch wenn es in den 1950er Jahren nach den Erfahrungen zweier Weltkriege in vielen bundesrepublikanischen Städten Demonstrationen gegen eine Wiederbewaffnung gab, waren gerade kleinere Städte eher bereit, die „zukünftige deutsche Wehrmacht“⁵³⁹ in ihren Mauern aufzunehmen, während die Bevölkerung der Großstädte wesentlich kritischer argumentierte und sich beispielsweise „der Oberbürgermeister von Mainz weigerte, sich bei der Indienststellung des Wehrbereichskommandos zusammen mit einem General fotografieren zu lassen“.⁵⁴⁰ Maßgeblich für die Einstellung einer Stadt zur geplanten Stationierung Bundeswehr war weniger deren parteipolitische Ausrichtung, sondern vielmehr der ökonomische Mehrwert, der diesem Unternehmen beigemessen wurde und der in einer ländlichen Kleinstadt im industriearmen Umfeld andere Dimensionen annahm, als in einer wirtschaftlich ausdifferenzierten Großstadt.⁵⁴¹ Denn, wie auch Bürgermeister Günther argumentierte, sei eine Garnison für eine Kleinstadt ein wesentlich bedeutsamerer Faktor, als für eine „Millionenstadt, in der Werften, Industrie und Großhandel überwiegen“.⁵⁴² Die zum Zeitpunkt der oben zitierten Bittgesuche noch inoffiziellen Pläne wurden dem Magistrat der Stadt am 9. April 1956 zur Beschlussfassung vorgelegt und im Protokoll entsprechenden

⁵³⁷ Schmidt 2006, S. 188.

⁵³⁸ Schreiben des Bürgermeisters Dr. Günther vom 6.2.1956 an die Landesregierung, Archiv der Stadt Lütjenburg, Akte Garnison I, S. 8.

⁵³⁹ Schmidt ebd., S. 137.

⁵⁴⁰ Ebd., S. 367.

⁵⁴¹ Ebd.

⁵⁴² Schreiben des Bürgermeisters Dr. Günther vom 6.2.1956 an die Landesregierung, Archiv der Stadt Lütjenburg, Akte Garnison I, S. 8.

vermerkt.⁵⁴³ Ebenfalls beschlossen wurde, dass „beschleunigt Verhandlungen mit der Fa. D. H. Boll wegen Bereitstellung der Ländereien aufgenommen werden“⁵⁴⁴ sollten. Wichtig für die Errichtung einer Garnison an einem bestimmten Ort war das Vorhandensein geeigneter Flächen, denn dem Verteidigungsministerium war an möglichst unkomplizierten Erwerbsverfahren gelegen, ohne dass es zu langwierigen Auseinandersetzungen mit den Eigentümern oder gar zu Enteignungen käme.⁵⁴⁵ Im April 1956 konnte der im Monat zuvor neu ins Amt gekommene Bürgermeister Voges der Stadtverordnetenversammlung signalisieren, dass „in spätestens acht Wochen mit der endgültigen Regelung dieser Angelegenheit zu rechnen [sei]“.⁵⁴⁶ Nachdem die Grundstücksfragen geklärt waren, wurde die Öffentlichkeit durch entsprechende Pressemitteilungen informiert. So ließen die *Kieler Nachrichten* im Herbst 1956 folgendes wissen:

„Wie uns die Wehrbereichsverwaltung Kiel am Donnerstag bestätigte, wird die Stadt Lütjenburg mit einiger Sicherheit eine Garnison bekommen. Das ist umso bemerkenswerter, als Lütjenburg bisher noch nie selbst militärische Einheiten beherbergte. [...] Die Stadt Lütjenburg hat dem Verteidigungsministerium bereits Gelände für die Unterbringung der Garnison angeboten“.⁵⁴⁷

Drei Wochen später konnte das *Ostholsteinische Tageblatt* verkünden, dass „[ein] Flakbataillon und ein Regimentsstab für Lütjenburg“ vorgesehen seien und dass „außer den reinen Kasernenbauten [...] etwa 100 Wohnungen gebaut werden [müssten]“, aber „[ein] eigenes Soldatenviertel soll nicht entstehen“.⁵⁴⁸ Der allein durch diese Maßnahmen zu erwartende Aufschwung insbesondere in der Bauwirtschaft würde nicht lange auf sich warten lassen, denn bereits im November desselben Jahres waren der Wehrbereichsverwaltung Wohnungsbaumaßnahmen in erheblichem Umfang zugesagt worden. Wie einem entsprechenden Aktenvermerk zu entnehmen ist, sollte umgehend

⁵⁴³ Sitzungsprotokoll des Magistrats der Stadt Lütjenburg vom 9.4.1956. Archiv der der Stadt Lütjenburg, Sitzungsprotokolle.

⁵⁴⁴ Ebd.

⁵⁴⁵ Vgl. Schmidt 2006, S. 207.

⁵⁴⁶ Art. „Wird die Bundeswehr ‚ja‘ sagen? Lütjenburg hofft, Garnison zu werden. Nächtliche Ratssitzung“, *VZ* 30.6.1956.

⁵⁴⁷ Art. „Garnison für Lütjenburg“, *KN* 26.10.1956.

⁵⁴⁸ Art. „Ein Flakbataillon und ein Regimentsstab für Lütjenburg“, *OHT* 19.11.1956.

mit dem Bau von „18 2-Zimmer-Wohnungen, 31 3-Zimmer-Wohnungen, 36 4-Zimmer-Wohnungen, [sowie] 4 5-6-Zimmer-Wohnungen“⁵⁴⁹ begonnen werden.

Für das Kasernenbauvorhaben war zunächst ein Gelände westlich der Plöner Straße vorgesehen, doch bald wieder verworfen, da die Ländereien der Firma Boll zwischen der Kieler Straße und der Straße nach Panker sich besser eigneten. Über die nicht unkompliziert verlaufenden Verhandlungen wurde die Öffentlichkeit in einer Pressemeldung informiert, in der es hieß:

„Die Verträge mit den Grundstückseigentümern, die das Gelände für die Wehrmacht beziehungsweise das Ersatzgelände abgeben mußten, sind inzwischen abgeschlossen worden. Die Verhandlungen waren schwierig. Zeitweilig sah es so aus, als ob die Garnison nicht verwirklicht werden könne. Jetzt aber ist alles in Ordnung und der Bundesfinanzminister hat den Verträgen zugestimmt“⁵⁵⁰.

Auf die nicht näher benannten Schwierigkeiten im Zusammenhang mit den betreffenden Ländereien verweist auch ein Schreiben des damaligen Bürgervorstehers Albert Kusche (SPD) an den SPD-Landtagsabgeordneten Wilhelm Käber, in welchem er diesen um Unterstützung bei „diesem diffizilen Problem“⁵⁵¹ bittet, da es unter anderem um Landtauschwünsche ging, die auch das Landesplanungsamt und die Landgesellschaft betrafen. Der Brief endet mit folgendem Appell: „Schließlich wollen auch die Armen leben, ich meine, die armen Städte, die im Schlagschatten der Großstadt leben“⁵⁵². Die bereits an anderer Stelle erwähnte Bittstellerposition mit der sich Kommunen „in dramatischer oder blumiger Wortwahl“⁵⁵³ Regierungsbehörden gegenüber in Szene setzten, verweist mehr als deutlich auf die hauptsächlich von wirtschaftlichen Interessen getragenen Erwartungen an die Bundeswehransiedlung.

⁵⁴⁹ Vermerk vom 15.11.1956, Archiv der Stadt Lütjenburg, Akte Garnison S. 205.

⁵⁵⁰ Art. „Garnisonsverträge sind abgeschlossen“. OHT vom 4.5.57.

⁵⁵¹ Schreiben des Bürgervorstehers Albert Kusche an den Landtagsabgeordneten Wilhelm Käber vom 14.12.1956, Archiv der Stadt Lütjenburg, Akte Garnison, Blatt 81.

⁵⁵² Schreiben des Bürgervorstehers Albert Kusche an den Landtagsabgeordneten Wilhelm Käber ebd.

⁵⁵³ Schmidt 2006, S. 204.

5.2 Deutungsmuster uniformierter Libido

Jenseits der ökonomischen Wunschvorstellungen gab es indes noch andere Interpretationsschemata des Phänomens Garnisonstadt, die auch gewisse Befürchtungen auslösen konnten. Wie der Militärgeschichtler Wolfgang Schmidt in seiner Forschung zu Standorten der Bundeswehr feststellt, „wirkte sich die Integration von Soldaten zunächst einmal auf das Geschlechterverhältnis der Standortgemeinde aus“.⁵⁵⁴ Wie Schmidt ausführt, wurde „[ü]ber die Effekte der durchaus signifikant veränderten Sexualproportion durch den Zuzug der Bundeswehr [...] schon in den sechziger Jahren spekuliert“.⁵⁵⁵ Zwar gab es in diesen Jahren noch einen spürbaren kriegsbedingten Frauenüberschuss, doch rekrutierte sich die überwiegende Mehrheit der Soldaten aus einer Alterskohorte, die zur Lösung dieses Problems nicht infrage kam. Vor diesem Hintergrund ergibt sich die Frage, inwieweit die plötzliche Anwesenheit größerer Gruppen fremder junger Männer als eine Form der Destabilisierung von Ordnung interpretiert werden kann. Dass den Soldaten eine besondere Anziehungskraft zugewiesen wurde, erläutert der Kulturwissenschaftler Timo Heimerdinger in seiner Forschungsarbeit über den Seemann:

„Uniformen spielten und spielen bei der Konstituierung von Figurentypen, denen eine besondere erotische Faszination zugesprochen wurde, eine wichtige Rolle. [...] Der Hintergrund der Erotisierung von Uniformen ist die hervorgehobene soziale Position des Militärs im 19. Jahrhundert, in Deutschland besonders im Kaiserreich, seine visuelle und habituelle Präsentation und die damit einhergehende Konstituierung eines präferierten Männlichkeitsbilds“.⁵⁵⁶

Dass die schöngeistige Literatur maßgeblich zur Formatierung entsprechend stereotyper Figurationen beigetragen hat, lässt sich am Beispiel etlicher Garnisonsskizzen nachvollziehen, in welchen das sexuell konnotierte Bild des Soldaten eine nicht unerhebliche Rolle spielt.⁵⁵⁷ Deshalb fragt das Kapitel danach, wie diese Beziehungen

⁵⁵⁴ Ebd., S. 364.

⁵⁵⁵ Ebd.

⁵⁵⁶ Heimerdinger 2005, S. 200. Zum Bedeutungs- und Wahrnehmungswandel der Uniform vgl. auch Unterseher 2011.

⁵⁵⁷ Dem Topos ‚Eros in Uniform‘ sind unzählige Narrative zu verdanken, die ihren Niederschlag in einem speziellen Genre, den in einer kleinen Garnisonstadt angelegten Romanen, Dramen und Komödien fanden. Beispielhaft sei hier auf Marieluise Fleißers *Pioniere in Ingolstadt*⁵⁵⁷ aus dem Jahre 1928 verwiesen, wo das Gefüge der bayrischen Kleinstadt durch die Ankunft fremder Soldaten aus den Fugen

in der lokalen medialen Deutung verhandelt, skandalisiert und schließlich diskursiv normalisiert wurden.

Auch wenn in der Mehrzahl aller überlieferten offiziellen Äußerungen zum Thema Garnison die von ökonomischen Prosperitätserwartungen getragenen Hoffnungen überwiegen, wurden dieselben doch nicht von allen Lütjenburger Mandatsträgern geteilt. Hierauf verweist eine – wenn auch vermutlich hinsichtlich des Themas kurz gehaltene – Besorgnisäußerung im „Jahresbericht des Bürgervorstehers“⁵⁵⁸ vom Dezember 1956, in dem es laut Protokoll unter dem Stichwort „Garnisonsfrage“⁵⁵⁹ heißt: „Die einen halten es für einen wirtschaftlichen Vorteil (auch meine Meinung), die anderen warnen hinsichtlich etwa entstehender Fürsorgekosten (Alimente usw.)“.⁵⁶⁰

Die hier geäußerten Befürchtungen basieren mutmaßlich auf Berichten aus früheren Garnisonsstädten, wo insbesondere die nichtehelichen Kinder unterhaltspflichtiger aber nicht -fähiger Soldaten dazu führten, dass die Kommunen für die Versorgung der Kinder in Form von Fürsorgeleistungen aufkommen mussten.⁵⁶¹ Dass die Furcht vor möglichen unerwünschten Geburten im Gefolge der Garnisonwerdung in erster Linie im Zusammenhang mit den kommunalen Finanzen Anlass zur Besorgnis gibt, bedeutet nicht, dass es in Lütjenburg nicht auch Befürchtungen eher moralisch geprägter Natur gegeben hätte. So berichtete ein ehemaliger Pastor, der 1961 eine Pfarrstelle in der Stadt übernahm, im Interview folgendes:

„Die Stadtvertretung und die Verwaltung waren hundertprozentig dafür, weil es hieß, dann kommt Lütjenburg voran. Wer nicht dafür war – nach den Gesprächen, die ich geführt habe – das waren die Eltern und vor allem die Mütter der heranwachsenden Mädchen. Die hatten soweit ich es gehört habe, schon die Nase gestrichen voll von dem Schießplatz in Todendorf. Viele junge Soldaten haben sich nicht besonders gut benommen gegenüber jungen Frauen. Ich habe also niemals die Äußerung gehört: Oh wie gut, jetzt kommen noch 800 junge Männer

gerät. Während die Fremden von den Frauen der Stadt begeistert aufgenommen werden, kommt es mit den einheimischen Männern aus diesem Grunde zu Auseinandersetzungen. Auch Georg Büchners *Woyzek*, Joseph Roths *Radetzkymarsch* und Fritz Oswald Bilses heute vergessenes „militärisches Zeitbild“ *Aus einer kleinen Garnison* sind in diesem Milieu angesiedelt. Vgl. Fleißer 1977, Büchner 1999, Roth 1998 und Bilsse 1904.

⁵⁵⁸ „Jahresbericht des Bürgervorstehers 1956“, Protokoll der Stadtvertretung vom 5.12.1956, Archiv der Stadt Lütjenburg, Sitzungsprotokolle.

⁵⁵⁹ Ebd.

⁵⁶⁰ Ebd.

⁵⁶¹ Vgl. Frevert 2001, S. 237 ff. Siehe auch Meumann 1995 passim sowie Gattermann 2009, S. 43 f.

dazu. [...] Es gab dann ja auch Fälle in den 60-er Jahren von nichtehelichen Geburten und eine ganze Reihe von Ehen mit Soldaten, weil ein Kind unterwegs war“.⁵⁶²

Hier erscheint wieder der bereits aus der Literatur bekannte Topos von der Garnison, welche „die Sitten der Stadt [verderbe], und wer eine Tochter habe, der möge sich vorsehen und Gitterfenster anschaffen“.⁵⁶³ Im ähnlichen Duktus geben auch die *Kieler Nachrichten* Einblick in das Lütjenburger Familienleben, als der Redakteur Klaus Reinhardt dort 1964 für seine fünfteilige Serie „Der Soldat und seine Garnison“ recherchierte:

„Der Soldat im Straßenbild oder einem der gemütlichen Wirtshäuser, die ringsum den Markt hocken, ob in Uniform oder Zivil, bleibt für den Einheimischen vorläufig ein ‚anderer‘. Im Guten wie im Bösen. So kommt es nicht selten vor, daß einer der Garnisonssoldaten zum Abendessen oder zu einer Runde Bier in ein Privathaus eingeladen wird, weil der Hausherr gern wissen möchte, ‚wie es heutzutage zugeht beim Militär‘. Oder daß ein gestrenger Vater seiner flüggen Tochter handgreiflich den Umgang verbietet, ‚weil der Mann Soldat ist, und vor denen nimmt man sich in acht“.⁵⁶⁴

Neben der aus der Literatur bekannten Denkfigur erscheint hier gleichzeitig die Wahrnehmung des Soldaten als „ein anderer“,⁵⁶⁵ dessen Deutung zwischen „Furcht und Faszination“⁵⁶⁶ changiert und auf die bekannten Muster im Fremdheitskontext verweist.⁵⁶⁷ Hier sind auch Differenzen zwischen den Generationen auszumachen, die in dieser Ära für Konfliktstoff in vielerlei Hinsicht sorgten. Zu Beginn der 1960er Jahre wird die Erfahrung von kontrollierter Enge und Beschränktheit der kleinstädtischen Lebenswelt zunehmender Bestandteil der jugendlichen Selbstwahrnehmung, wie auch dieser Interviewpartner veranschaulicht, der die Stadt so erinnert: „Hier in Lütjenburg

⁵⁶² Interview mit Herrn LX1 am 21.5.2013.

⁵⁶³ Fontane 1976, S. 168.

⁵⁶⁴ Folge 5 der Serie „Der Soldat und seine Garnison“, *KN* 17.1.1964, S. 16.

⁵⁶⁵ Ebd.

⁵⁶⁶ Münkler/Ladwig 1997.

⁵⁶⁷ Vgl. Stagl 1997, S. 101. Siehe dazu auch Yildiz 2002, S. 11.

war ja zum damaligen Zeitpunkt absoluter Totentanz. Der Hund war hier begraben“.⁵⁶⁸ So erwähnt der *KN*-Redakteur auch die Lütjenburger Jugendlichen, die „den plötzlichen Zugang so vieler Gleichaltriger mit einem gewissen Gefühl von Neugier und Erleichterung begrüßt haben, gepaart mit der Hoffnung, daß die ländliche Abgeschiedenheit nun schneller und besser zu überwinden sei“.⁵⁶⁹ Auch seien „die jungen Männer als willkommene Bereicherung „auf den gutbürgerlichen Tanzflächen [der] Lütjenburger Restaurants und Cafés“⁵⁷⁰ gesehen worden. Als ein Ergebnis dieser Kontakte war der generell „bei der Bundeswehr feststellbare Trend zur Frühehe“⁵⁷¹ auch in Lütjenburg zu beobachten. Wie der Militärgeschichtler Wolfgang Schmidt unter Bezugnahme auf eine Untersuchung aus dem Jahr 1970 feststellt, „war die Hälfte der durchschnittlich 26 Jahre alten Zugführer bereits verheiratet“.⁵⁷²

„Es verging doch kaum ein Monat, wo wir nicht zum Polterabend von irgendeinem Kameraden gingen. Und das waren fast immer Muss-Heiraten“,⁵⁷³ erinnert sich ein ehemaliger Bundeswehrangehöriger. Diese so genannten „Muss-Heiraten“ waren in den 1960er Jahren allerdings kein spezifisch militärisch konnotiertes Phänomen, sie kamen vielmehr bedingt durch fehlende Aufklärung und mangelnde Verhütungsmethoden im Verbund mit einer rigiden Sexualmoral in allen Bevölkerungskreisen vor. Eine Untersuchung aus dem Jahre 1969 belegt, dass 36,78 % aller Erstgeborenen in der Bundesrepublik in den ersten sechs Monaten nach der Eheschließung geboren wurden.⁵⁷⁴ Auch wenn nicht davon auszugehen sei, so in einem Bericht der Sachverständigenkommission des Deutschen Bundestages über „Familie und Sozialisation“ aus dem Jahre 1974, „daß die Schwangerschaft der Mütter in der Mehrheit der Fälle den ausschließlichen Grund ihrer Ehe mit dem Erzeuger abgab“, ließe sich doch vermuten, „daß sie den Zeitpunkt der Heirat stark bestimmte – was ein Indiz für die Geltung moralisch wirksamer Normen darstellt. Die Alternative zur ‚Muß-Heirat‘, die Unehelichkeit des Kindes, wird sozial sanktioniert“.⁵⁷⁵

⁵⁶⁸ Interview mit Herrn L10 am 28.5.2013.

⁵⁶⁹ Folge 5 der Serie „Der Soldat und seine Garnison“, *KN* 17.1.1964, S. 16. Vgl. dazu auch Herrenknecht 1977, S. 134 f.

⁵⁷⁰ Ebd.

⁵⁷¹ Schmidt 2006, S. 361.

⁵⁷² Ebd.

⁵⁷³ Interview mit Herrn BXX2 am 20.3.2013.

⁵⁷⁴ Drucksache 7/3502 – 7. Wahlperiode des Deutschen Bundestages, Bericht der Sachverständigenkommission, Familie und Sozialisation – Leistungen und Leistungsgrenzen der Familie hinsichtlich des Erziehungs- und Bildungsprozesses der jungen Generation. Vorgelegt im Mai 1974, Tabelle II/9 „Eheliche erstgeborene Kinder (einschließlich Totgeborene) nach der Ehedauer der Eltern, S. 152.

⁵⁷⁵ Ebd., S. 24.

5.2.1 Der Soldat als demographischer Faktor

Obwohl sich mit Blick auf in Lütjenburg geschlossene Ehen individuelle Heiratsgründe rückwirkend nicht mehr feststellen sind, lassen sich gleichwohl deutliche Belege hinsichtlich der Häufigkeit von Eheschließungen mit Soldaten ausmachen. Die seit 1963 monatlich erscheinenden *Lütjenburger Nachrichten* verzeichneten unter der Rubrik *Das Standesamt meldet* auch Geburten, Sterbefälle und Eheschließungen, wobei neben den Namen sogar die Anschriften der Betroffenen mitgeteilt wurden. Diese Praxis endete erst mit Inkrafttreten des Bundesdatenschutzgesetzes im Jahr 1978. Anfangs wurde neben den Namen und Anschriften auch noch der Beruf mitgeteilt, wodurch die Leserschaft beispielsweise erfuhr, dass im Mai 1963 der Stabsunteroffizier Wolfgang P. aus U. in Niedersachsen die Sparkassenangestellte Annalies T. aus Lütjenburg geehelicht hatte.⁵⁷⁶ Bereits im zweiten Jahr ihres Erscheinens verzichteten die *Lütjenburger Nachrichten* aus nicht bekannten Gründen zunehmend auf die Nennung der Berufsbezeichnung, doch lassen sich Bundeswehrangehörige in der Mehrzahl der Fälle trotzdem identifizieren, da es in den 1960er Jahren noch der gängigen Norm entsprach, dass Mann und Frau vor der Hochzeit unterschiedliche Adressen hatten. Sie hätten auch kaum eine Chance gehabt, eine gemeinsame Wohnung zu beziehen, da die moralischen Grundsätze derartige Verhältnisse – zumal in einer Kleinstadt wie Lütjenburg – nicht zugelassen hätten. Vor diesem Hintergrund lässt sich der Beruf des Bräutigams immer dann zweifelsfrei zuordnen, wenn dessen Anschrift „Lütjenburg, Kieler Straße 25“ lautete, da dies die Adresse der Kaserne war. In anderen Fällen kann die Bundeswehrzugehörigkeit lediglich vermutet werden, wenn Heimatanschriften wie etwa Solingen oder Leverkusen angeführt werden, da die Mehrheit der Wehrpflichtigen aus Nordrhein-Westfalen stammte.⁵⁷⁷ So lässt sich beispielsweise für den Monat Juli 1966 festhalten, dass sich fünf von insgesamt dreizehn im Lütjenburger Standesamt geschlossenen Ehen zwischen Soldaten und einheimischen Frauen zweifelsfrei nachweisen lassen. Drei weitere bewegen sich aufgrund der Wohnorte des Bräutigams lediglich im spekulativen Bereich.⁵⁷⁸ Ähnliche Häufungen finden sich im Oktober 1964 (zwei von drei), November 1964 (zwei von zwei), Juni 1965 (drei von neun) und im Dezember 1964 (zwei von sieben). Dieselbe Beobachtung spiegelt sich auch in dem

⁵⁷⁶ Anonymisierung von der Verfasserin vorgenommen.

⁵⁷⁷ Da Schleswig-Holstein im Verhältnis zu seiner vergleichsweise niedrigen Einwohnerzahl überproportional mit Bundeswehrstandorten belegt war, kamen sehr viele Wehrpflichtige aus dem bevölkerungsreichen Bundesland Nordrhein-Westfalen. Vgl. Interviews mit Herrn L1 und Herrn L2 am 22.3.2013.

⁵⁷⁸ Rubrik „Das Standesamt meldet“, LN 1966/7.

bereits erwähnten *KN*-Artikel „Der Soldat und seine Garnison“ wieder, in dem es heißt: „Auch das Lütjenburger Standesamt meldet ‚auffallend steigende Tendenzen‘: 1957 registrierte es nur 55 Eheschließungen im Jahr, 1963 waren es schon 80. Und die Zahl der neugeborenen Bürger stieg sogar in den gleichen Jahren von 50 auf 107“.⁵⁷⁹ „Soldaten waren begehrte Objekte“,⁵⁸⁰ erinnert sich ein ehemaliger Bundeswehrangehöriger. „Bestimmt auch deshalb, weil es neben dem sicheren Arbeitsplatz und einem geregelten Einkommen auch Anspruch auf die Zuweisung einer Neubauwohnung gab“,⁵⁸¹ wie der Interviewte vermutet. Auch die Presse erwähnt 1964 die nach Lütjenburg versetzten Zeitsoldaten, „die das günstige Wohnungsangebot zur Grundlage ihrer jungen Ehe machten“.⁵⁸²

Von Männern, die ihre Jugend als Einheimische in Lütjenburg verbrachten, wurden die fremden Konkurrenten durchaus skeptisch gesehen, da sie „ja doch das eine oder andere hübsche Mädchen wegschnappten“,⁵⁸³ so ein Interviewpartner. Eine wesentlich größere Konkurrenz stellten allerdings die amerikanischen Soldaten dar, die bis 1978 im nahegelegenen Todendorf stationiert waren und die „im Club gleich eine ganze Flasche Whisky bestellten, während wir uns an einem Bier festhielten“,⁵⁸⁴ wie sich ein ehemaliger Wehrpflichtiger erinnert. „Im Club 69 waren ja die ganzen Amerikaner aus Todendorf. Da waren deshalb auch die meisten Mädchen, viele haben nachher einen Amerikaner geheiratet“.⁵⁸⁵ Auch die *Kieler Nachrichten* gehen in einem 1964 erschienenen Artikel auf die „ungezwungenen Sitten und reichlichen Bezüge“ der „Amerikaner“ ein, die in den Lütjenburger Lokalen „gehörig auf den Putz hauen“.⁵⁸⁶

Dass das Heiratsverhalten sogar Auswirkungen auf den Arbeitsmarkt haben würde, vermutet der Verfasser einer Pressemeldung aus dem Jahr 1964, wo unter der Überschrift „Arbeitslage bleibt angespannt“⁵⁸⁷ beklagt wird, dass insbesondere weibliche Kräfte fehlen.

„Trotz Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte, die ja auch in Lütjenburg anzutreffen sind, ist die Lage auf dem Arbeitsmarkt nicht leichter

⁵⁷⁹ Folge 5 der Serie „Der Soldat und seine Garnison“, *KN* 17.1.1964, S. 16.

⁵⁸⁰ Interview mit Herrn BXX2 am 20.3.2013.

⁵⁸¹ Ebd.

⁵⁸² *KN* ebd.

⁵⁸³ Interview mit Herrn L12 am 23.9.2013.

⁵⁸⁴ Interview mit Herrn K.2 am 10.7.2013.

⁵⁸⁵ Interview mit Herrn L10 am 28.5.2013.

⁵⁸⁶ *KN* ebd.

⁵⁸⁷ Art. „Arbeitslage bleibt angespannt“, *OHT* 14.8.1964.

geworden. Die gastronomischen Betriebe leiden weiter an chronischem Mangel geeigneter Kräfte. Fabrikationsbetriebe und auch Ladengeschäfte suchen ständig Personal. Der Mangel an weiblichen Arbeitskräften ist vielleicht deshalb zu erklären, weil viele junge Mädchen Bundeswehrangehörige geheiratet haben und laufend heiraten und dadurch den Arbeitsmarkt belasten. Eine verhältnismäßig große Garnison beeinflusst eben das Leben einer so kleinen Stadt wie Lütjenburg, wie man an diesem Beispiel sieht, auf den verschiedensten Gebieten“.⁵⁸⁸

Der Verweis auf die infolge Heirat fehlenden weiblichen Arbeitskräfte erklärt sich dadurch, dass es in den frühen 1960er Jahren noch gängige Praxis war, als Frau die Erwerbstätigkeit nach der Eheschließung aufzugeben, zumal wenn das erste Kind nicht lange auf sich warten ließ.⁵⁸⁹

„[V]erfrühte oder unerwünschte Heiraten“⁵⁹⁰ entsprachen indes keineswegs dem Selbstbild der Militärelite, wie der Militärhistoriker Frank Nägler am Beispiel der Diskussion um eine ursprünglich angestrebte Heiratsordnung deutlich macht. So wurde in den maßgeblichen Kreisen noch 1958 über ein Mindestalter von fünfundzwanzig Jahren und die mögliche Gefährdung des Soldaten durch die Verbindung „mit einer Frau, die einen anstößigen, unsittlichen Lebenswandel führe“⁵⁹¹ diskutiert. Auslöser dieser Initiativen zu einer Heiratsordnung waren keineswegs verifizierbare Problemfälle, sondern „ein mitgebrachtes konservatives Vorverständnis“,⁵⁹² welches in weiten Kreisen der Aufbaugeneration der Bundeswehr vorherrschte.⁵⁹³ Die Beispiele zeigen aber auch, wie weit Anspruch und Wirklichkeit auseinander lagen und wie wenig die realen Lebenswelten der Nachkriegsgeneration mit den Idealvorstellungen der Befürworter eines Berufsstandes „sui generis“ gemein hatten.⁵⁹⁴

⁵⁸⁸ Ebd.

⁵⁸⁹ Vgl. Seifert 2006.

⁵⁹⁰ Nägler 2010, S. 205.

⁵⁹¹ Ebd.

⁵⁹² Ebd.

⁵⁹³ Der Referent im Verteidigungsministerium konnte lediglich von vier Fällen zu berichten, die nach seinem Urteil, eine Regelung der Heiraterlaubnis wünschenswert erscheinen ließen. Als ein Beispiel dafür, was als „extremer Fall“ in Betracht gekommen wäre, nannte er die Verlobung eines Oberleutnants mit einer Frau, die ein uneheliches Kind hatte und deren Vater „nach der Kapitulation eine maßgebende Rolle in der KPD in Mittenwald gespielt“ habe. Vgl. Nägler 2010, S. 208–209.

⁵⁹⁴ Vgl. Seifert 1996, S. 49.

5.2.2 Moralitäten

Zur gleichen Zeit, als Lütjenburg sich bemühte, Garnisonstadt zu werden, gab es – wie bereits erwähnt – ähnliche Bestrebungen an vielen Orten der Bundesrepublik und auch die oben geäußerten Bedenken dürften sich geäußert haben. Dass mit „Nachteilen auf sittlichem Gebiet“⁵⁹⁵ in streng katholisch geprägten Landstrichen häufiger gegen Kasernenansiedlungen argumentiert wurde, belegen Untersuchungen des Militärgeschichtlers Wolfgang Schmidt mit etlichen Belegstellen. In dem direkt an Bundeskanzler Adenauer gerichteten Schreiben eines oberpfälzer Geistlichen wird, wie häufig in diesem Zusammenhang, mit eigenen Erfahrungen argumentiert: „Ich war selbst [...] 6 Jahre Soldat und weiß, was für eine Strahlungskraft – hier im ungunstigen Sinne – eine Kaserne hat, die sich am Land befindet“.⁵⁹⁶ Ob es in Lütjenburg jemals zu vergleichbaren Äußerungen kam, wie sie *Der Spiegel* aus Fürstenau im Landkreis Osnabrück dokumentiert, ist nicht überliefert. In Fürstenau, einer Kleinstadt mit 4000 Einwohnern, entrüstete sich ein Ratsherr, der es laut *Spiegel* „in der Wehrmacht bis zum Feldwebel gebracht hatte,“ mit folgenden Worten: „Jeder, der einmal Soldat war, weiß, daß sich in einer Garnisonsstadt bald Ansätze eines dunklen Gewerbes zeigen, das nicht von Männern ausgeübt wird und das auch kaum Gewerbesteuer aufbringen dürfte“.⁵⁹⁷ Ob es mit den konfessionellen Unterschieden zwischen dem streng katholisch geprägten Osnabrücker Land und dem eher pragmatischen Protestantismus Holsteiner Prägung zu begründen ist, dass Befürchtungen letzterer Art in der veröffentlichten Meinung Lütjenburgs nicht dokumentiert sind, ist nicht zu belegen, jedoch lassen die Erinnerungen eines ehemaligen Lütjenburger Pastors durchaus gewisse Rückschlüsse zu, die von einer eher nüchternen Sicht dieser Thematik zeugen:

„Das Rotlichtviertel wäre auch nicht gekommen, wenn es die Bundeswehr nicht gegeben hätte. Das war ja da beim ‚Nordpol‘, da gegenüber war ja nachher das Bordell. Das war zwischen Rathaus und der heutigen Polizei. Da war ein Kaufmann Voss. Und als dieser sein Geschäft aufgab, dann kam da auch so ein Haus mit einer roten Laterne. Das hat aber nicht lange gestanden“.⁵⁹⁸

⁵⁹⁵ Schmidt 2006, S. 231.

⁵⁹⁶ Ebd., S. 230.

⁵⁹⁷ Art. „Umfragen am Biertisch“, *Der Spiegel* 26.12.1956, S. 22 ff.

⁵⁹⁸ Interview mit Herrn LX1 am 21.5.2013.

Angesichts der tatsächlichen Ausmaße der realen Örtlichkeiten erscheint die Bezeichnung „Rotlichtviertel“⁵⁹⁹ nicht ganz angemessen, zumal sich das eigentliche Bordell nur in einem kleinen Gebäude befand. Der schräg gegenüber befindliche ‚Nordpol‘ und die daneben liegende ‚Silberbar‘ inklusive ‚Jürgen dem Rausschmeißer‘⁶⁰⁰ wurden augenscheinlich in der Erinnerung dazugerechnet, zumal es sich hierbei um ein ausgesprochenes „Soldatenlokal“⁶⁰¹ handelte, das in den Erinnerungen der meisten ehemaligen Wehrpflichtigen einen festen Platz einnimmt.⁶⁰²

Auch wenn es in Lütjenburg keine diesbezüglich laut gewordenen Abwehrreaktionen gab, lässt sich in dem gesamten Komplex ein generelles Denkmuster erkennen, welches dem Militär zwangsläufig sexuell konnotierte Begleiterscheinungen zuschreibt. Es wird auch deutlich, dass vielfach eigene Erfahrungen (und vielleicht auch nur Wunschträume) ehemaliger Soldaten eine Rolle spielten und bestimmte, inzwischen moralisch sanktionierte Erlebnisbereiche, die „[jeder], der einmal Soldat war“ kannte, in die Beurteilung von Gegenwartsfragen einfließen. „Alkohol und Frauen“, so Ute Frevert, zogen sich zu allen Zeiten „wie ein *basso continuo*“⁶⁰³ durch die Erinnerungsnarrative ehemaliger Soldaten, zumal der Wehrdienst mit dem Übertritt in eine reine Männerwelt mit ihren spezifischen Handlungs- und Denkweisen nicht nur einen lebensgeschichtlichen Bruch darstellte, sondern vielfach auch jenseits der Kasernenmauern eine neu erworbene Freiheit gewährte, die Eltern, Lehrer oder Lehrherren nicht mehr kontrollieren konnten.⁶⁰⁴

Entsprechende Wahrnehmungsmuster finden sich auch in der medial-diskursiven Darstellung des Soldaten, der frei und ungebunden in die festen „Reviere“⁶⁰⁵ der Standorte einbrach und dank seiner Mobilität in der Lage war, „erotische und sexuelle Bedürfnisse freier und ungebundener auszuleben, als es sonst der Fall war. Soldaten handelten oft, so die Beobachtung, nach dem Grundsatz ‚Ein ander Städtchen, ein ander Mädchen‘. Bereits in ihren Liedern,“⁶⁰⁶ so Ute Frevert, „zeigten sie sich als

⁵⁹⁹ Ebd.

⁶⁰⁰ Interviews mit Herrn BXX4 am 12.3.2013, Herrn BXL1 am 27.2.2013 sowie Herrn BXX3 am 25.9.2013.

⁶⁰¹ Ebd.

⁶⁰² Ebd.

⁶⁰³ Frevert 2001, S. 123.

⁶⁰⁴ Vgl. Szczepaniak 2011, S. 25 f.

⁶⁰⁵ Frevert 2001, S. 114.

⁶⁰⁶ Ebd.

Libertins“,⁶⁰⁷ die nicht zuletzt aufgrund ihres „schneidig-zackig[en]“⁶⁰⁸ Auftretens die weibliche Bevölkerung der jeweiligen Stand- oder Manöverorte in ihren Bann zogen, wie im folgenden Liedtext beschworen, der auch zum Repertoire des Lütjenburger Soldatenchores gehörte, den es für kurze Zeit gab.⁶⁰⁹

„Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren,
Öffnen die Mädchen die Fenster und die Türen.
Ei warum? Ei darum! Ei warum? Ei darum!
Ei bloß wegen dem Schingderassa, Bumderassa, Schingdara!
Ei bloß wegen dem Schingderassa, Bumderassasa!“⁶¹⁰

Auch wenn die im Kaiserreich und zur Zeiten der Wehrmacht stark ausgeprägte und beförderte Romantisierung und Glorifizierung alles Militärischen in den 1950er Jahren in weiten Teilen der Bevölkerung einer eher skeptischen Haltung gewichen war, kannte doch noch jeder Erwachsene die stereotypen Denkfiguren, die zusammen mit der vorherrschenden Sexualmoral entsprechende Bilder evozierten. Dass dergleichen schematisierte Figurationen im Subtext medialer Vermittlung weiter popularisiert wurden, lässt sich dank einer Lütjenburger Pressemeldung aus dem Jahr 1963 nachvollziehen, die unter der Überschrift „Lütjenburger Gefreiter mit 20 Bräuten“⁶¹¹ folgendes berichtet: „Vor dem Erweiterten Kieler Schöffengericht hatte sich ein 22jähr. Kanonier von der hiesigen Garnison wegen Entfernung von der Truppe zu verantworten“,⁶¹² der nach einem Genesungsurlaub in Hamburg nicht wieder zu seiner Einheit zurückgekehrt war. In der Gerichtsverhandlung gab ein vorgesetzter Leutnant ein „Gutachten ab, dass nicht übel für den Delinquenten war“,⁶¹³ und wie folgt zitiert wurde: „Er ist ein ganz anständiger Kerl, Herr Vorsitzender, aber die Mädchen sind sein Unglück. Sie werden es nicht glauben, daß wir bei einer Spindrevision Liebesbriefe an

⁶⁰⁷ Ebd. Einer Untersuchung entsprechender Liedtexte, in denen der Soldat u. a. als männliches Ideal besungen wird, hat Silke Götttsch den Titel eines Liedes vorangestellt, der auf die idealisierte Überhöhung dieses Berufsstandes in dessen Entstehungszeit (1855-1875) verweist: „Der Soldat, der Soldat ist der erste Mann im Staat ...“. Götttsch 1997.

⁶⁰⁸ Ebd., S. 241.

⁶⁰⁹ Interview mit Herrn LX3 am 22.5.2013.

⁶¹⁰ Soldatenlieder in: Volksliederarchiv. http://www.volksliederarchiv.de/modules.php?name=Search_topcat&topic=8&file=2000&page=26, Seitenaufruf 22.4.2014, 20.48 Uhr.

⁶¹¹ Art. „Lütjenburger Gefreiter mit 20 Bräuten“, *OHT* vom 28.2.1963.

⁶¹² Ebd.

⁶¹³ Ebd.

ihn von mehr als 20 Mädchen gefunden haben. [...]“.⁶¹⁴ Dass dieser junge Mann dem tradierten Stereotyp des Soldaten entsprach, der – so der Subtext des Presstextes – nach der Devise „[e]in ander Städtchen, ein ander Mädchen“⁶¹⁵ lebte, dokumentiert der wohlwollende Kommentar des Verfassers: „Auch die Richter blickten nicht unfreundlich auf den strammen jungen Mann, der lieber Dienst bei den Mädchen als in der Kaserne tat [...]“.⁶¹⁶ Selbst wenn derartig geschilderte Episoden lediglich Einzelfälle darstellten, bedienten sie doch das gängige Wahrnehmungsmuster, das zumindest in der älteren Generation noch vorherrschte. Unabhängig von solchen tradierten Bildern bleibt indes festzuhalten, dass der über Jahrzehnte anhaltende Zustrom junger Männer aus dem gesamten Bundesgebiet den Möglichkeitsraum der einheimischen Frauen im Partnerwahlverhalten deutlich vergrößerte und die vorher relativ festgefühten Koordinaten dadurch spürbar verschoben wurden. Soldaten aus anderen Regionen, die zwecks Familiengründung in Lütjenburg blieben, stellten aber auch Ansprüche an das Bildungs- und Freizeitangebot und beeinflussten so die verschiedensten Bereiche des sozialen Miteinanders.⁶¹⁷

5.3 Transformation der Materialität und Widerständigkeit lokalen Eigensinns

Anhand aktueller Beispiele lässt es sich immer wieder beobachten, dass Veränderungen im Stadtraum selten unkommentiert und häufig heftig umkämpft ins Werk gesetzt werden.⁶¹⁸ Den beteiligten Interessengruppen mit ihren divergierenden Motivlagen stehen heute verschiedene Mittel zur Verfügung, auf sich aufmerksam zu machen und eventuelle Mehrheiten zu generieren. In den 1950er Jahren waren die Möglichkeiten zur Aufmerksamkeitserzeugung zwar begrenzter, doch konnten die direkten Kommunikationsstrukturen besonders im Kleinstadtmilieu erstaunlich virulente Dynamiken erzeugen. Dies gilt umso mehr, wenn identitätsstiftenden und emotional aufgeladenen Artefakten im Transformationsprozess eine andere Funktion zugewiesen werden soll. Der Kulturwissenschaftler Thomas Düllo geht in seinem Werk *Kultur als*

⁶¹⁴ Ebd.

⁶¹⁵ Ebd.

⁶¹⁶ Ebd. Der Angeklagte erhielt eine Bewährungsstrafe von zwei Monaten Gefängnis auf Bewährung und musste eine Geldbuße in Höhe von 100 DM an das Rote Kreuz zahlen.

⁶¹⁷ Vgl. Kap. 7 dieser Arbeit.

⁶¹⁸ Als ein prominentes Beispiel aus der jüngsten Vergangenheit sei hier auf den Berliner *Streitfall Stadtmitte* verwiesen, dem Beate Binder ein gleichnamiges Werk gewidmet hat. Die Autorin sieht in der Diskussion einen symbolischen Raum zur Klärung städtischer Identität und Urbanität, in dem alle Interessenvertreter in ihren Narrativen Lokalität, Nationalität und Globalität in Beziehung setzten, um den eigenen Standort zu bestimmen. Vgl. Binder 2009c.

Transformation wiederholt auf die in unterschiedlicher Kontextualisierung befragbaren Systeme des Symbolischen in der Architektur ein.⁶¹⁹ In diesem Zusammenhang weist er der angewandten Kulturwissenschaft die Aufgabe zu, „die mentalistisch-interaktionistische Seite mit der Seite der Material Culture“⁶²⁰ kontextuell zu verbinden. „Zum einen“, so Düllo,

„geht es um mentale Programme und Interaktionsmuster, die die städtischen Nutzer, Planer, Debattierenden – oft undurchsicht und wenig explizit – leiten und ihre Entscheidungen, Optionen und Handlungen entscheidend (mit)steuern. [...] Vor allem in Zeiten von Transformationsprozessen und Schwellenphasen, die zur temporären Nutzung und zu Um- und Abbaumaßnahmen führen, spielen Prozesse der De-Kontextualisierung, des Kontextwechsels und der Re-Kontextualisierung eine eminente Rolle“.⁶²¹

Ob und wie sich derartige Phänomene auch im Lütjenburger Garnisonsverordnungsverfahren analysieren lassen, belegen die folgenden Untersuchungsergebnisse. Das Kapitel fragt sowohl nach der symbolischen Aufladung von städtischer Materialität und den eigensinnigen Bedeutungszuschreibungen der Akteure, als auch nach deren Strategien und Aneignungspraxen. Vor dem Hintergrund der hier nachhaltig wirksamen Skandalisierungsmechanismen ist auch deren Sedimentierung in Narrativen besondere Aufmerksamkeit zu widmen.

Fünf Jahre bevor die Kaserne bezogen werden konnte, hatte die bereits erwähnte Standortverwaltung ihre Arbeit aufgenommen, da von dort alle die Bundeswehr betreffenden verwaltungs- und beschaffungstechnischen Aufgaben erledigt wurden. Nach einer provisorischen Zwischenstation in einer Baracke des Flugabwehrschießplatzes Todendorf stand am 1. April 1958 das ehemalige Städtische Krankenhaus der Stadt Lütjenburg als Dienstgebäude für die Standortverwaltung zur Verfügung.⁶²² Der relativ unspektakulär klingenden Zeitungsnotiz vom Januar desselben Jahres, wonach „das Krankenhaus [...] zum 1. April zur Übergabe an die Bundeswehr vorgesehen [sei]“,⁶²³ ist nicht anzumerken, dass sie den – zumindest medialen –

⁶¹⁹ Vgl. Düllo 2011, S. 269.

⁶²⁰ Ebd., S. 284.

⁶²¹ Ebd., S. 284 f.

⁶²² Vgl. *Festschrift zum 30jährigen Jubiläum der Garnison Lütjenburg am 12. Mai 1992*, S. 17.

⁶²³ Art. „Krankenhaus soll im April übergeben werden“, *OHT* 8.1.1958.

Schlusspunkt einer heftig geführten Kontroverse darstellte, deren Turbulenzen den kleinstädtischen Frieden über Monate heftig gestört hatten. Nur wenige Tage vor der sachlich formulierten Ankündigung war in der gleichen Zeitung noch vom „[kalten] Krieg um das Lütjenburger Krankenhaus“⁶²⁴ zu lesen gewesen, bei dem „selbst die nüchternen und so ruhigen Lütjenburger in Wallung gerieten“,⁶²⁵ wie ein Redakteur der Lokalzeitung formulierte und noch sechs Jahre später erinnerten die *Kieler Nachrichten* an „geharnischte Proteste der Bevölkerung und schwarze Fahnen“.⁶²⁶

Das seit 1889 bestehende Städtische Krankenhaus in der Pankerstraße verfügte zum Schluss über 25 Betten und wurde von den Lütjenburger Ärzten im so genannten Belegsystem betrieben. Die Krankenschwestern wohnten im Obergeschoss des Hauses und die Essensversorgung der Patienten wurde vom benachbarten Altenheim, dem Henricistift, mit organisiert.⁶²⁷ Hier konnten kleinere Operationen durchgeführt werden und die Patienten fühlten sich offenbar wohler, wenn sie in im vertrauten Umfeld bei ihrem persönlich bekannten Arzt bleiben konnten. Angesichts der damaligen Verkehrsverhältnisse stellte die ortsnahe Versorgung auch eine Erleichterung für die besuchenden Angehörigen dar.⁶²⁸ Deshalb war „[dieses] kleine Krankenhaus [...] sehr beliebt, alles verlief dort sehr persönlich“,⁶²⁹ wie sich auch die ehemalige Lütjenburger Hebamme Luise Wiese erinnert, die dort viele Entbindungen durchführte. Somit stellt das Krankenhaus für viele Lütjenburger auch den konkreten Ort der Geburt dar, der auch heute noch älteren Einwohnern als biografische Landmarke dient und häufig Erwähnung findet.⁶³⁰ Als realer Bezugspunkt erfährt das bis heute existierende

⁶²⁴ Art. „Der kalte Krieg um das Lütjenburger Krankenhaus“, *OHT* 3.1.1958.

⁶²⁵ Art. „Stadtverordnetenversammlung wegen Tumult abgebrochen“, *OHT* 6.1.1958.

⁶²⁶ Art. „Der Boom kam mit dem Bataillon“, *KN* 16.1.1964, S. 12. Die erwähnten schwarzen Fahnen waren Bestandteil der Demonstration gegen die bevorstehende Schließung des Krankenhauses im Januar 1958. Die symbolträchtigen schwarzen Fahnen gehören zum Protestrepertoire der unterschiedlichsten Gruppierungen und begleiteten sowohl die Aufmärsche der Landvolkbewegung in den 1920er Jahren, als auch die Demonstrationen der Bergleute im Ruhrgebiet während der Kohlenkrise 1958 bis 1968. Die Landvolkbewegung war eine um 1929 entstandene Protestbewegung in Schleswig-Holstein, deren Protagonisten zu den Hauptakteuren in Hans Falladas autobiografischem Roman *Bauern, Bonzen, Bomben* gehören. Die völkisch-bäuerliche Bewegung stand dem aufkommenden Nationalsozialismus teilweise nahe und wendete sich gegen die Verpfändung von Höfen überschuldeter Bauern. Die Teilnehmer führten bei ihren Demonstrationen schwarze Fahnen mit sich, auf denen ein weißer Pflug und ein rotes Schwert abgebildet waren. Vgl. Weissmann 1991, S. 110-124 sowie Lauschke 1984.

⁶²⁷ Vgl. Zillmann 2008, S. 178 f.

⁶²⁸ *Spurensuche XIV*, S. 19.

⁶²⁹ Wiese 1995, S. 20. Die frühere Hebamme Luise Wiese veröffentlichte 1995 aus ihrer langjährigen Praxis als Landhebamme im Raum Lütjenburg drei Bände mit *Erzählungen einer Landhebamme aus den 50er und 60er Jahren*.

⁶³⁰ Vgl. Interviews mit Frau L9, Frau L6, Frau BXX2 und Herrn L11. Die Erwähnung des Lütjenburger Krankenhauses als Geburtsort fand nicht nur in Interviews Erwähnung, sondern wurde auch mehrfach in Alltagssituationen thematisiert (vgl. Feldtagebuchnotizen).

Krankenhausgebäude eine persönliche Konnotation auf der Mental Map⁶³¹ der dort geborenen und dokumentiert jene „mentale und nostalgische Objektbeziehung“,⁶³² die mehr auf der Symbol- denn auf der Erfahrungsebene angesiedelt ist. Das Haus gehört in die Kategorie der Gebäude, denen Heinz Schilling zugleich Differenzierungs- und Segregationsmerkmale zuweist. Gehört es doch zu der Gruppe lokaler Objekte, deren Existenz nur für bestimmte Menschen Sinn und Bedeutung hat und denen andere emotionslos gegenüberstehen.⁶³³ Der Betrieb dieses kleinen Hospitals, das auch von den Bewohnern der umliegenden Dörfer frequentiert wurde, erwies sich im Laufe der 1950er Jahre zusehends als unwirtschaftlich. Auf die finanziell schwierige Situation war bereits 1950 eingegangen worden, als Stadtrat Albert Kusche darauf hinwies, dass „ein Städtisches Krankenhaus nach ökonomischen Grundsätzen und nicht nach den Ansichten einiger Gewerbetreibender und Handwerker“⁶³⁴ verwaltet werden müsse. Der Zuschuss, den die Stadt jährlich zu tragen hatte, war inzwischen von ursprünglich 25.000 auf 30.000 DM jährlich angestiegen und würde noch weiter steigen, da sich der Kreis Plön aus der Mitfinanzierung zurückziehen wollte, wie Bürgermeister Voges in einer Presseinformation erläuterte. Abgesehen davon stünden den Lütjenburger Einwohnern lediglich fünf Betten zur Verfügung, während die übrigen von Bewohnern der umliegenden Dörfer in Anspruch genommen würden, die sich aber nicht an der Finanzierung beteiligten.⁶³⁵

Der 33 Jahre alte parteilose Diplom-Kommunalbeamte Friedrich Wilhelm Voges aus Celle war am 23. März 1956 als Nachfolger von Dr. Hermann-Ernst Günther zum Lütjenburger Bürgermeister gewählt worden.⁶³⁶ Er trat gegen den amtierenden Bürgervorsteher Albert Kusche (SPD) und einen dritten Bewerber aus Ratzeburg an. Friedrich Wilhelm Voges wurde 1978 von der Stadtverordnetenversammlung abgewählt, weil „viele der 1974 und 1978 gewählten Stadtvertreter [...] eine andere Auffassung von der Zusammenarbeit zwischen Hauptverwaltung (Bürgermeister) und Selbstverwaltung (Stadtvertreter) als die bisherige CDU-Fraktion [hatten]“,⁶³⁷ wie der Chronist in der *Geschichte der Stadt Lütjenburg* anmerkt. Etwas deutlichere Worte fand

⁶³¹ Vgl. Schilling 1995b, S. 149 ff.

⁶³² Ebd., S. 222.

⁶³³ Vgl. ebd., S. 223.

⁶³⁴ Vorwort von Albert Kusche, Stadtrat und Vorsitzender des Krankenhausausschusses, in *Sonderausgabe der Krankenhauszeitung Lütjenburg* anlässlich des Betriebsfestes am 21.10.1950, S. 1-10, hier zitiert nach Zillmann 2006, S. 182.

⁶³⁵ Vgl. Art. „Die Stadtverordnetensitzung von anderer Seite gesehen“, persönlich verfasster Beitrag von Bürgermeister Voges, *OHT* vom 6.1.1958.

⁶³⁶ Vgl. Zillmann 2008, S. 232 ff..

⁶³⁷ Zillmann ebd., S. 349.

ein Interviewpartner, der beschied, dass „Herr Voges denen zu klug war und das konnten die auf Dauer nicht vertragen“.⁶³⁸ Insbesondere der Verkauf des Krankenhauses als Vorausleistung zur Garnisonswerdung wurde ihm persönlich übel genommen.

Ende April 1957 fand eine – wie der örtliche Redakteur es formulierte „[v]ertrauliche Stadtverordnetenversammlung“⁶³⁹ statt, wobei – so wurde in dem Artikel gemutmaßt, „[...] der in der letzten Kreistagstagung gefaßte Beschluß, die Belegkrankenhäuser Schönberg und Lütjenburg ab sofort nicht mehr zu unterstützen, das Thema der Versammlung [war]“.⁶⁴⁰ Im Protokoll dieser Sitzung ist unter anderem folgendes nachzulesen:

„In einer [...] etwa einstündigen Debatte wurde das Für und Wider eingehend erörtert. Eine Fortführung des Krankenhauses mit 25 Betten liesse sich dann nicht mehr rechtfertigen, wenn die Wehrmacht das Gebäude unbedingt benötigt. Die Absicht der Stadt, Garnison zu werden, stünde im Vordergrund und verdiene den Vorzug, noch dazu, weil alle beteiligten Stellen und Behörden nicht zur Fortführung des Hauses geraten haben und finanziell gesehen die Stadt derart ungünstig dasteht, daß sie sich keine Ausgaben leisten kann, zu denen keine zwingende Notwendigkeit mehr besteht“.⁶⁴¹

Drei Tage später konnte dann auch im *Ost-Holsteinischen Tageblatt* berichtet werden, dass „[das] Verteidigungsministerium [...] den Wunsch geäußert [hat], das Gebäude des Lütjenburger Krankenhauses käuflich zu erwerben, um es zum Gebäude für die Standortverwaltung der Garnison zu machen“.⁶⁴² Von nun an verging kaum ein Tag, an dem nicht ausführliche Berichte und Leserbriefe über die Notwendigkeit des Krankenhauserhalts in der Presse erschienen, wobei auch vor persönlichen Unterstellungen nicht Halt gemacht wurde, wie in diesem lediglich mit den Initialen F. W. unterzeichneten Leserbrief:

„[...] Vor Monaten erzählte der Stadtverordnete von Palubicki, der in der ganzen Frage wohl eine entscheidende Rolle spielt, allen, die es hören

⁶³⁸ Interview mit Herrn L17 am 16.5.2014.

⁶³⁹ Art. „Vertrauliche Stadtverordnetenversammlung“, *OHT* vom 3.5.1957.

⁶⁴⁰ Ebd.

⁶⁴¹ Protokoll „einer außerordentlichen nicht öffentlichen Sitzung der Stadtvertretung (Stadtverordneten-Versammlung“ vom 3. Mai 1957. Archiv der Stadt Lütjenburg, Protokolle der Stadtvertretung, Blatt 225.

⁶⁴² Art. „Neuer Plan zum Lütjenburger Krankenhaus“, *OHT* 6.5.1957.

wollten, daß er so gut wie sicher mit seiner Einberufung zur Bundeswehr rechne und in der Standortverwaltung Lütjenburg angestellt werden würde. Nun soll die Standortverwaltung ja doch in das Krankenhausgebäude einziehen. Wie läßt sich da noch bei einer Entscheidung über das Krankenhaus von Objektivität sprechen. [...] Er will sich mit der Beschaffung des günstigen Objekts für die Bundeswehr einen wichtigen Pluspunkt bei der Entscheidung über seine Anstellung verschaffen. [...] Im vorliegenden Fall ist v. P. nicht nur der Sprecher und Vorsitzende des Krankenhaus-Ausschusses, sondern ist mit seiner einzigen Stimme noch dazu das Zünglein an der Waage. [...].⁶⁴³

In den folgenden Tagen und Wochen erschienen weitere Artikel in der örtlichen Presse, und „[auf] der Straße, an den Stammtischen und in vielen Häusern war es das Gespräch des Tages“, wie das *Ostholsteinische Tageblatt* vermerkte, das zur Bekräftigung dieser Feststellung auch Stimmen aus der Bevölkerung zitierte: „Zwei heimatvertriebene Frauen [...] würden es außerordentlich bedauern, wenn das uns als Heimatvertriebene ans Herz gewachsene Krankenhaus geschlossen werden sollte“ und „[ein] alter Lütjenburger und Kaufmann am Markt“ wird mit den Worten zitiert: „[...] daß niemand doch wohl ernsthaft glaubt, daß das Verteidigungsministerium gesagt haben soll: Bekommen wir nicht das Krankenhausgebäude, kommt auch nicht die Garnison“.⁶⁴⁴

Tatsächlich hatte ein Schreiben des Verteidigungsministeriums allerdings bekräftigt, dass man ernsthaft beabsichtige, das Krankenhausgebäude käuflich zu erwerben, „da sich ein anderes brauchbares Objekt in Lütjenburg nicht anbietet. Die Einrichtung und Unterbringung der Standortverwaltung [sei] aber mit eine wesentliche Voraussetzung für die Einrichtung der Garnison Lütjenburg“.⁶⁴⁵ Mit den hier sehr deutlich zutage tretenden Lenkungsversuchen des Lokalredakteurs mittels der Instrumentalisierung der „heimatvertriebenen Frauen“ und des „alten Lütjenburger Kaufmanns“ wird der recht offensichtliche Versuch gemacht, beiden gesellschaftlichen Gruppen

⁶⁴³ Art. „Eingesandt. Lütjenburg: von Palubickis Unbefangenheit wird angezweifelt“, *OHT* 12.5.1957. Alfred von Palubicki war seit 1955 als Vertreter des GB/BHE (Gesamtdeutscher Block/Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten) Mitglied der Lütjenburger Stadtvertretung. Der BHE galt in den 1950er Jahren in der Lütjenburger Stadtvertretung als „Zünglein an der Waage“. Wie Sigurd Zillmann schreibt, „stellte die Partei der Heimatvertriebenen in Lütjenburg mit 16,1 % der Stimmen [...] noch immer einen beachtlichen Wählerblock dar, der bei vielen wichtigen Entscheidungen in der Stadt ausschlaggebend war“. Zillmann 2008, S. 179 f.

⁶⁴⁴ Art. „Nachlese zur Lütjenburger Stadtverordnetenversammlung“, *OHT* 20.5.1957.

⁶⁴⁵ Schreiben des Verteidigungsministers an die Stadt Lütjenburg vom 22.5.57, Archiv der Stadt Lütjenburg, Akte Garnison.

Argumentationsmuster anzubieten. Dies schien notwendig, da die Befürworter des Verkaufs eher bei Fremden, wie dem bereits diesbezüglich verdächtigten Heimatvertriebenen von Palubicki vermutet wurden. Hatte doch auch der ebenfalls dieser Gruppe angehörende Stadtrat Albert Kusche schon 1950 angemahnt, „dass ein städtisches Krankenhaus nach ökonomischen Grundsätzen und nicht nach den Ansichten einiger Gewerbetreibender und Handwerker“⁶⁴⁶ verwaltet werden müsse. Da auch dem Bürgermeister selbst – wengleich kein Heimatvertriebener, so doch ein Fremder – in dieser Angelegenheit misstraut wurde, konnten auch dessen öffentliche Appelle keine zielführende Wirkung haben. Eine ausführliche Darstellung hinsichtlich der Übereinstimmung mit der Landesregierung, die „keinerlei Interesse an der Erhaltung von Kleinkrankenhäusern habe“ und der Klarstellung, dass „nicht Lütjenburg das Krankenhaus angeboten“,⁶⁴⁷ sondern vielmehr das Bundesverteidigungsministerium an die Stadt herangetreten sei, änderte nichts an der aufgeheizten Stimmung in der Stadt. Ungeachtet der Kontroversen befasste sich die Stadtvertretung im Herbst des Jahres 1957 ausführlich mit dem Thema. Im entsprechenden Sitzungsprotokoll wird noch einmal ausdrücklich betont, dass „die Absicht der Stadt, Garnison zu werden“ absolut im Vordergrund stünde, zumal die Stadt „derart ungünstig dasteht, daß sie sich keine Aufgaben leisten kann, zu denen keine zwingende Notwendigkeit besteht“.⁶⁴⁸ Die im Zitat gebrauchte Formulierung von „der Absicht der Stadt Garnison zu werden“, verschleiert nicht nur die wahre Identität der hier in Rede stehenden Akteure, sie suggeriert zudem ein harmonisches Einverständnis aller Betroffenen mit den Begleiterscheinungen dieser Absicht.⁶⁴⁹ Dass die Stadtbevölkerung keineswegs eine einheitliche Auffassung vertrat und dies wiederholt deutlich machte, verweist auch auf den bis in die Gegenwart ungelösten Konflikt, der jeder repräsentativen Demokratie immanent ist und wie es der Frankfurter Stadtforscher Jürgen Hasse formuliert: „Akteure erleben Städte nicht, sie machen sie. [...] Was ‚handeln‘ heißt, ist dann in Diskursen durch Deklarationen und Konventionen machtvoll abgesteckt“.⁶⁵⁰

⁶⁴⁶ Zitiert nach Zillmann 2006, S. 182.

⁶⁴⁷ Art. „Der Kampf um das Lütjenburger Krankenhaus von der anderen Seite gesehen“, *OHT* 24.5.1957.

⁶⁴⁸ Protokoll der Sitzungen der Stadtvertretung vom 18.11.1957, Archiv der Stadt Lütjenburg, Sitzungsprotokolle, Blatt 239.

⁶⁴⁹ Der US-amerikanische Stadtforscher Peter Marcuse schreibt zur Frage nach der wahren Identität von Stadt, dass „[d]ie Idee der Stadt als Akteur ist im Grunde genommen die politischste aller Bedeutungsvarianten [ist], denn sie impliziert den harmonischen Interessenausgleich in ihr [...]“.
.Marcuse 2006, S. 203.

⁶⁵⁰ Hasse 2008, S. 316.

Am 4. Januar 1958 kam es in der Stadtverordnetenversammlung zur entscheidenden Abstimmung für den Verkauf des Krankenhauses, deren Ergebnis von acht zu sieben Stimmen bei einer Enthaltung bei den etwa 300 Zuhörern zu derart heftigen Reaktionen führte, dass die Versammlung „wegen Tumult abgebrochen“ werden musste, wie die ausführlichen Presseberichte anschaulich dokumentierten:

„Kaum war dieses Ergebnis bekanntgegeben, brach ein Tumult los und der Bürgervorsteher schloß die Sitzung, da die Zuschauer den Sitzungssaal überschwemmten. Einige Abgeordnete fühlten sich bedroht und teilten dies dem Bürgervorsteher mit. Er bat die Polizei, den Korridor zu räumen und draußen die Ordnung aufrecht zu erhalten. [...] Bürgermeister und etliche Abgeordnete meinten nicht ohne Gefahr das Haus verlassen zu können und fühlten sich eine Stunde im Sitzungssaal belagert. Dann wurden sie mit mehr od. weniger Deckung durch den Arm des Gesetzes aus dem Haus geschleust“.⁶⁵¹

Die Zeitung berichtet weiter von „tief enttäuschten Bürgern aller Altersstufen und aller Schichten“⁶⁵² und von weinenden, besonders älteren Menschen, „die derart ihre Erschütterung nicht verbergen konnten“.⁶⁵³ Nur wenige Tage nach diesem Ereignis kamen auf Einladung der örtlichen SPD, BHE und FDP, des Gewerkschaftsbundes und der Krankenhaus-Gesellschaft 900 Personen in allen Räumen des „Kaisersaals“ zusammen, um „einen inständigen Appell an die Vernunft aller Verantwortlichen“⁶⁵⁴ abzugeben, der in einer EntschlieÙung an den Ministerpräsidenten des Landes Schleswig-Holstein mündete. Diese wurde von dem in Lütjenburg wohnenden BHE-Landtagsabgeordneten Dr. Herbert Beer eingebracht.⁶⁵⁵ Im Gegensatz zu den Mitgliedern seiner Partei, die zusammen mit der CDU für den Verkauf des

⁶⁵¹ Art. „Stadtverordnetenversammlung wegen Tumult abgebrochen“, *OHT* 6.1.1958.

⁶⁵² Ebd.

⁶⁵³ Ebd.

⁶⁵⁴ Art. „Erneute Krankenhaus-Versammlung in Lütjenburg“, *OHT* 8.1.1958.

⁶⁵⁵ Art. „900 Lütjenburger stimmten für das Krankenhaus“, *OHT* 8.1.1958. Der als Heimatvertriebener nach Lütjenburg gekommene Fabrikant Dr. Herbert Beer war von 1956 bis 1960 stellvertretender Landesvorsitzender und anschließend bis 1961 Landesvorsitzender des GB/BHE (Gesamtdeutscher Block/Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten) in Schleswig-Holstein. Der BHE wurde nach der Aufhebung des Lizenzierungszwangs für die politischen Parteien am 8. Januar 1950 in Kiel als Interessenvertretung vor allem der Heimatvertriebenen gegründet und erzielte bei Landtagswahlen und bei der Bundestagswahl 1953 spektakuläre Wahlergebnisse. Art. „Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten in Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa. <http://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/55228.html>, Aufruf 2.3.20014, 13.35 Uhr.

Krankenhauses votiert hatten, machte Beer sich gemeinsam mit dem Arzt Dr. Janssen und Hermann Witt von der FDP zu einem der Hauptakteure in der Pro-Krankenhaus-Bewegung. Nach der Kommunalwahl 1959 wurde Beer in Lütjenburg zum Bürgervorsteher gewählt.

Wie der Einladung im *Ostholsteinischen Tageblatt* zu entnehmen, wurden die Redebeiträge „durch Lautsprecher in alle Nebenräume übertragen“.⁶⁵⁶ Diesem Ereignis waren bereits ähnliche Versammlungen mit 350 beziehungsweise 500 Teilnehmern vorausgegangen, was in der Presse entsprechend kommentiert und klassifiziert wurde: „Wenn man bedenkt, daß Lütjenburg etwa 2800 Wahlberechtigte hat, so stellen die Besucherzahlen einen ganz erheblichen Teil der Wahlberechtigten dar“, bei denen es sich „um Lütjenburger Bürger“ und nicht etwa den „Mob und die Straße“ gehandelt habe.⁶⁵⁷

Trotz all dieser Bemühungen und Kontroversen wurde der Kaufvertrag zwischen der Stadt und der Wehrbereichsverwaltung am 9. Januar 1958 besiegelt und der Bürgermeister versicherte der Militärbehörde zu diesem Anlass ausdrücklich in einem gesonderten Anschreiben, dass es im Zusammenhang mit der Transaktion keinerlei Probleme gegeben habe:

„Wir legen noch besonderen Wert auf die Feststellung, daß sich die Entscheidung über den Verkauf des Krankenhausgrundstückes nicht nachteilig auf die Herstellung eines guten Einvernehmens zwischen der Bundeswehr und der Bevölkerung der Stadt Lütjenburg auswirken kann. Bisher ist der Verkaufsbeschluß nicht durch Äußerungen in der Presse kritisiert worden. Es haben auch keine Veranstaltungen stattgefunden, um über die Entscheidung bezüglich des Verkaufs des Krankenhausgrundstückes zu diskutieren. Von keiner Seite sind bisher Zuschriften zugegangen, wonach die Auflösung des Krankenhauses nicht gebilligt wird“.⁶⁵⁸

⁶⁵⁶ Art. „Erneute Krankenhaus-Versammlung in Lütjenburg“, *OHT* vom 8.1.1958. Das Abstimmungs-ergebnis, bei dem die CDU gemeinsam mit BHE (Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten) und DP (Deutsche Partei) für den Verkauf votiert hatte, führte zu lang anhaltenden Verwerfungen innerhalb der Fraktionen, die sich auch bei den Kommunalwahlen im darauf folgenden Jahr auswirkten. Vgl. Zillmann 2007, S. 235 f.

⁶⁵⁷ Art. „Die Versammlung der 900 Lütjenburger“, *OHT* 8.1.1958.

⁶⁵⁸ Archiv der Stadt Lütjenburg, Akte Garnison, S. 165.

Angesichts der ausführlichen Berichterstattung im *Ostholsteinischen Tageblatt* ebenso wie entsprechender Berichterstattung in den überörtlich verbreiteten *Kieler Nachrichten* wirkt das obige Schreiben etwas irritierend, zumal davon auszugehen ist, dass man sich auch in der Bundeswehrverwaltung über die Lütjenburger Vorgänge und entsprechende Pressemeldungen informieren ließ. Des Bürgermeisters Hoffnung indes, dass sich „der Verkauf des Krankenhausgrundstückes nicht nachteilig auf die Herstellung eines guten Einvernehmens zwischen der Bundeswehr und der Bevölkerung der Stadt Lütjenburg auswirken“⁶⁵⁹ würde, dürfte sich bestätigt haben, wohingegen die Nachwehen der Ereignisse um den Verkauf des Krankenhauses ihn selbst noch Jahre später begleiteten, wie diese anonym in der Presse erschienenen Verse zeigen:

„Nun ist es schon ein paar Jahre her,
und übers Krankenhaus spricht keiner mehr.

Damals war es eine Sensation,
als man es opferte für die Garnison.

Manch Lütjenburger hatte sich erregt,
weil so ein Beschluß einen ja bewegt.
Ein Haus, das die Väter für die Kranken erdacht,
das wurde verkauft so über Nacht.

Inzwischen wuchs Gras über die Angelegenheit.
Auch in unsrer Stadt blieb sie nicht stehen die Zeit.
Herr Voges hat manches fertig gebracht,
an das vor zehn Jahren noch keiner gedacht“.⁶⁶⁰

Aber auch im Zusammenhang mit anderen innerstädtischen Entwicklungen wurde immer wieder auf den Krankenhausverkauf rekurriert, wie in diesem anonymen, mit „ein Grundbesitzer“ unterzeichneten Leserbrief, in welchem es um die Sanierung der Schultoiletten ging. Der Schreiber monierte darin die aus seiner Sicht zu hohen Kosten von 70.000 DM und beklagte:

⁶⁵⁹ Ebd.

⁶⁶⁰ Art. „Rathauskrise mit Humor. Aus dem Kreise unserer Leser erhalten wir folgendes Gedicht: Wir haben ihn wieder“ (insgesamt zwölf Strophen), *OHT* 22.10.1963.

„Das gute Krankenhausgebäude mit einem ganz erheblichen Grundstück wurde für 150.000 DM verkauft. Für die Hälfte dieser Summe baut man nun eine Toilette. Mir scheint doch, daß diese finanziellen Transaktionen nicht diejenigen eines weisen Hausvaters sind“.⁶⁶¹

An anderer Stelle wurde im Zusammenhang mit den zu erwartenden Kosten für die Kanalisation moniert, dass „in diesem Fall [...] wie auch in der Krankenhausfrage früherer Tage nicht immer der notwendige Einklang zwischen Stadtverwaltung und Stadtvertretung einerseits und Bevölkerung andererseits bestanden habe“.⁶⁶²

Auch wenn die in der Krankenhausaffäre nachträglich nicht mehr scharf zu trennenden Kräfteverhältnisse divergierende Interessen und Strategien erkennen lassen, die über das aktuelle Problem hinausweisen und zum Teil wohl auch populistisch-wahltaktischen Erwägungen geschuldet waren, wurde das Resultat von den Bürgern spürbar als prekäres Ereignis eingeordnet. Noch heute stellt das Krankenhaus für viele ältere Lütjenburger eine symbolische Markierung im Stadtraum dar, die in den Erinnerungstopographien des familiären Erzählkanons eingeschrieben als konkreter Geburtsort existent ist und dessen biografische Signifikanz bei jedem Spaziergang abrufbar ist.⁶⁶³ Ein 1941 in Lütjenburg geborener Interviewpartner, der später als Mitarbeiter der Standortverwaltung im ehemaligen Krankenhausgebäude tätig war, erzählte über die Ereignisse von 1958 folgendes:

„Ich kann mich nur erinnern, dass in der Zeitung stand, dass man dem damaligen Stadtverordneten Rektor Volk Schläge angedroht hat. Nachher gemerkt habe ich davon nichts. Ich habe dann ja in der Standortverwaltung gesessen, übrigens in dem gleichen Zimmer in dem ich auch geboren worden war, wie mir meine Mutter erzählt hat ... Das war ja damals als städtisches Krankenhaus mit Belegbetten der hiesigen Ärzte. Das war dann einfach zu teuer“.⁶⁶⁴

In den Ausführungen dieses Interviewpartners treten die widersprüchlichen Bewertungen des Vorganges deutlich hervor. Der 1958 noch jugendliche Akteur deutet den Verkauf des unrentablen Kleinstkrankenhauses als Fortschritt, zumal sich für ihn

⁶⁶¹ Unter der Überschrift „Eingesandt!“ *OHT* 19.10.1959.

⁶⁶² Art. „Lebhafte Bürgerversammlung im Kossautal“, *OHT* 15.9.1959.

⁶⁶³ Vgl. Interview mit Frau L6 am 14.5.2013.

⁶⁶⁴ Interview mit Herrn L11 am 13.6.2013.

mit dem Einzug der Bundeswehr eine berufliche Perspektive auftrat. Anderen Einwohnern wurde das Gebäude hingegen zum sichtbaren Zeichen eines besorgniserregenden Wandels. Als soziales Symbol stellt sich das Krankenhaus in eine Reihe mit anderen Artefakten, die durch soziale Definition verbunden mit dem Materiellen, gleichsam eine symbolisch-mythische Aufladung erfahren, die weit über die bloße Funktionalität hinausgeht und somit das Objekt zu einem Bedeutungsträger eigener Art machen. Der offensichtlich als bedrohlich empfundene rasche Wandel gewohnter Ordnungen, begleitet von materiell sichtbar gewordenen Umbrüchen, bei dem „selbst die nüchternen und so ruhigen Lütjenburger in Wallung gerieten“, kann als Teil einer Trennungskrise gedeutet werden, die eine schwierige Phase des städtischen Transformationsprozesses kennzeichnet.⁶⁶⁵

Die hier deutlich werdende Objekt-Subjekt-Interaktion ist keineswegs zu unterschätzen, blickt doch, „[wer] sich lediglich für den Materialwert interessiert, [...] an dem Symbolcharakter bebauter Umwelt völlig vorbei“, ⁶⁶⁶ wie Alois Hahn in seiner *Gemeindesoziologie* zu bedenken gibt, denn die Materialitäten einer Stadt sind, wie Martina Löw konkretisiert, „Elemente einer sozialen Praxis, die in die Deutungen von Städten genauso einfließen wie Erinnerungen, politische Konfigurationen [und] ökonomische Verhältnisse“.⁶⁶⁷ Es sind dies – besonders in der Kleinstadt – die allen Einwohnern gegenwärtigen und von allen genutzte Institutionen, an denen sich Emotionen und Affekte anlagern und die auf diesem Wege räumliche Bindungen produzieren. Marktplatz, Kirche, Schule, Apotheke, Post, Sparkasse, Gasthof und Tanzcafé – und manchmal eben auch ein Krankenhaus. Die kulturelle und symbolische Ordnung der materialen Stadtgestalt existierte in Lütjenburg reziprok zur sozialen Praxis der Stadtakteure, weshalb die als „forsch“ empfundene Art und Weise, mit der die physische Realität in funktionaler und symbolischer Weise bearbeitet wurde, von manchen der Alteingesessenen folgerichtig als Provokation und „Störung des Normallaufs“⁶⁶⁸ wahrgenommen wurde. „[Erscheint] doch der Raum als etwas Fixes, Unveränderliches, Immer-Schon-Dagewesenes, und daher als besonders geeignetes

⁶⁶⁵ Arnold van Gennep benennt in seiner Theorie drei Phasen, die im Ritual vollzogen werden (Trennung, Umwandlung und Rückkehr). Die identifikatorisch-transformative Rolle des Rituals wird hier als durchaus anschlussfähig an die prozesshaft wahrnehmbaren städtischen Transformationsphasen erkannt. Vgl. Wulf/Zirfas 2004, S.20.

⁶⁶⁶ Hahn 1979, S. 129.

⁶⁶⁷ Löw 2008, S. 50.

⁶⁶⁸ Vgl. Hörning 2001, S. 121.

Medium für die Anlagerung sozialer Identifikationen“,⁶⁶⁹ wie die Soziologin Regina Bormann betont. Räume sind also im Geertz'schen Sinne immer auch als „metasoziale Kommentare“⁶⁷⁰ über die jeweilige soziale Verfasstheit zu lesen, als „Materialisationen symbolischer Ordnungen, die durch ihre Lesbarkeit soziale Orientierung garantieren, zugleich aber Interpretation und Verhalten einer gewissen Lenkung unterziehen“.⁶⁷¹ Dabei weist jede dieser Ordnungen eine eigenständige Evolution von Konventionen, Traditionen, Strukturen, Codes und Wertvorstellungen auf, die den Akteuren spezifische Handlungs- und Denkweisen vorgeben, deren Eigensinn sich dem Außenstehenden nicht zwangsläufig erschließt, die aber dynamische Prozesse zu generieren in der Lage sein können.

5.4 Stadtraum im Spannungsfeld zwischen Transformation und Beharrung

Sabine Kienitz hat sich in einem 2013 erschienenen Aufsatz des Landauer Straßenpflasters als materialisiertem Teil der gebauten Stadt angenommen und dieses auf seine symbolische Bedeutung hin befragt.⁶⁷² Der Aufsatz *Landauer Pflaster-Geschichte(n). Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf eine urbane Oberfläche* beleuchtet neben dem Material und seiner speziellen Ästhetik vor allem die affektive Bedeutung des gepflasterten Erlebnis- und Handlungsraumes. Am Beispiel eines sich über Jahre hinziehenden Konfliktes, der sich um die Beschaffenheit dieses Bodenbelages dreht, nimmt die Autorin generell Raumkonflikte als Gegenstand der Kulturanalyse in den Blick. Die hier thematisierten Auseinandersetzungen lassen sich sehr gut auf die Kontroversen um das Lütjenburger Krankenhaus übertragen. Dabei erweist sich das „Gebaute“ in aller Regel als „funktional ausgerichtet“, es „gibt die Nutzung, ihre Modalitäten und Richtungen vor“, wie Johanna Rolshoven argumentiert. „Es spiegelt die Intentionen seiner Erbauer und Verwalter“,⁶⁷³ das aber, was lokale Akteure diesen Arealen und Kontaktzonen durch ihr Sein und Handeln einschreiben, erweist sich als äußerst individuell.

Sabine Kienitz interpretiert Konflikte als wertvolle Quelle empirischer Forschung, weil sich in ihnen kulturell vermittelte Ordnungen artikulierten und sie damit habitualisierte Regelsysteme erst untersuchbar machten: „Unter methodischen Gesichtspunkten stellen

⁶⁶⁹ Bormann 2001, S. 238.

⁶⁷⁰ Vgl. Geertz 1987, S. 252.

⁶⁷¹ Bormann 2001, S. 269.

⁶⁷² Kienitz 2013.

⁶⁷³ Rolshoven 2001, S. 22.

Konflikte ein produktives Medium der Kulturanalyse dar, da sie das scheinbar Selbstverständliche fremd und zugleich sichtbar machen [...]“.⁶⁷⁴ Kienitz betont insbesondere die räumliche Dimension von Konflikten, die auch Thomas Düllo in seiner programmatischen Arbeit zum Konzept der Transformation als ganz wesentlich erachtet. Wie Düllo feststellt, sind „Transformationsprozesse (nicht nur, aber doch wesentlich): räumliche Prozesse. Sie verschieben Räume. Sie stellen neu auf [...]“⁶⁷⁵ und bieten deshalb Konfliktpotential. Am Beispiel der folgenden Ereigniskette im Lütjenburger Transformationsprozess lässt sich ein Konflikt nachzeichnen, der nicht zuletzt die widersprüchliche Haltung der Gewerbetreibenden als ursprünglicher „pressure group“ beleuchtet. Kern des Fallbeispiels ist die radikale Transformation einer innerstädtischen Fläche, die nur den ersten Blick nichts mit der Etablierung der Bundeswehr zu tun hat.

Im Vorfeld der für die Militäransiedlung nötigen Landbeschaffungsverhandlungen wurde ein mitten im Stadtzentrum gelegener landwirtschaftlicher Betrieb quasi Teil der Verhandlungsmasse, da deren Besitzer zugleich Eigentümer des erwünschten Kasernenlandes waren. Mit dem Erlös aus dem Verkauf des Kasernenlandes sahen sich diese nun in der Lage, ihre innerstädtischen Stallgebäude abzureißen, um auf einer von der Stadt bereitgestellten Ersatzfläche an der Peripherie einen modernen Viehbetrieb aufzubauen. Die durch den Abriss entstandene Leerstelle im Weichbild der Stadt gewann in der Folgezeit eine Bedeutung, die nicht nur als symbolhaltiges Schwellenereignis interpretierbar ist. Es geht dabei nicht nur um die radikal das Stadtbild verändernde Verwandlung eines großen Viehhaltungsbetriebes in eine Einkaufspassage. Hier dokumentiert sich auch eine Ausprägung dessen, was Heinz Schilling anhand vergleichbarer Beispiele als „kleinbürgerliche Konflikt- und Abwehrkultur“⁶⁷⁶ definiert hat. Nicht zuletzt können die Ereignisse aber auch als Beleg für den parallel mit Lütjenburgs Garnisonswerdung einsetzenden Modernisierungsschub der 1960er Jahre gelesen werden, dessen transformierende Wirkung nicht nur für Handel und Gewerbe weitreichende Folgen hatte. Damit zeigt der zu analysierende Konflikt um die infrastrukturelle Entwicklung eines innerstädtischen Areals letztlich in geradezu paradigmatischer Weise, wie komplex unterschiedliche Bedeutungsebenen hier ineinander verwoben sind.

⁶⁷⁴ Kienitz, ebd., S. 185.

⁶⁷⁵ Düllo 2011, S. 28.

⁶⁷⁶ Schilling 2003, S. 115.

5.4.1 Räumliche Prozesse

Wie bereits erwähnt, hängt die Existenz der kleinen Fußgängerzone namens Markttwiete sehr eng mit der Realisierung des Kasernenbaues und der Umgestaltung Lütjenburgs zu einer Garnisonstadt zusammen. Neben den eigentlichen Bundeswehrbauten und Wohnraum für die Soldatenfamilien sollte den erwarteten Neubürgern zugleich ein breiteres Warenangebot und eine sowohl auto- als auch fußgängergerechte Innenstadt präsentiert werden.⁶⁷⁷ Es gab in Militärkreisen immer wieder Klagen über die infrastrukturellen Unzulänglichkeiten kleiner abgelegener Standorte, wo das Waren- und Freizeitangebot vor Ort als dürftig angesehen wurde. „Aufgrund der geringen Attraktivität solcher kleinen Standorte befürchtete man einen Einbruch bei der ohnehin schwierigen Freiwilligenanwerbung“,⁶⁷⁸ wie der Militärhistoriker Schmidt schreibt. Zumindest Teile der Lütjenburger Stadtvertretung waren sich der Tatsache bewusst, dass der Ort trotz „seiner landschaftlich herrlichen Umgebung“⁶⁷⁹ nicht viel zu bieten hatte. So wies das Lütjenburger Zentrum gegen Ende der 1950er Jahre noch immer die Merkmale einer Ackerbürgerstadt auf, die eher für Pferdefuhrwerke, denn für den Autoverkehr geeignet war.⁶⁸⁰ Ein in Lütjenburg aufgewachsener Interviewpartner erinnert sich an das

„[...] Bauerndorf, das Lütjenburg damals in den 50-er Jahren war. Es gab sogar noch eine Schmiede da am Markt wo jetzt die Touristeninformation ist. Da standen die Pferde davor wie im Wilden Westen. Und der große Bauernhof von Boll in der Markttwiete. Auch der Gildenplatz war ein großer Kuhstall. Da liefen die Kühe durch die Stadt und durch den Gieschenhagen auf die Weide“.⁶⁸¹

Das Bild der durch die Stadt laufenden Kühe wiederholt sich in etlichen Lebenserinnerungen und historischen Stadtbeschreibungen und wirkt wie eine nachträgliche Manifestation der Epoche vor der Garnisonwerdung, deren Ende durch „das Verschwinden der Kühe aus der Stadt“ eingeläutet wurde.⁶⁸² Auch wenn es von den Zeitzeugen selten ausgesprochen wird, scheint „das Verschwinden der Kühe aus der

⁶⁷⁷ Vgl. Interview mit Herrn L13 am 9.12.2013.

⁶⁷⁸ Schmidt 2006, S. 360.

⁶⁷⁹ Vgl. Schreiben des Bürgermeisters Dr. Günther vom 6.2.1956 an die Landesregierung, Archiv der Stadt Lütjenburg, Akte Garnison I, S. 8.

⁶⁸⁰ Vgl. Riis 2009, S. 267.

⁶⁸¹ Interview mit Herrn L13 ebd.

⁶⁸² Vgl. *Spurensuche XIV*, S. 24 f sowie Zillmann 2008, S. 336.

Stadt“ gleichsam ein Markstein für den Beginn der „Umstellung der Stadt Lütjenburg auf die moderne Zeit“⁶⁸³ zu sein, der als identisch mit dem Wandel zur Garnison gelesen werden kann. Auslösendes Moment für die Umgestaltung der Innenstadt war in der Tat die Bundeswehr, deren transformierende Wirkung einsetzte, lange bevor der erste Soldat die Stadt betreten hatte. Noch sieben Jahre nachdem „der große Bauernhof von Boll“⁶⁸⁴ aus dem Stadtbild verschwunden war und die *Kieler Nachrichten* im überregionalen Teil eine Serie namens „Der Soldat und seine Garnison“ veröffentlichten, die unter anderem auch den Standort Lütjenburg porträtierte, wurde auf diese Begebenheit rekurriert:

„Die neue Ära begann mit Bauten. [...] Ein größerer landwirtschaftlicher Betrieb, der sich bis vor kurzem symbolträchtig mitten zwischen den Neonfassaden der städtisch anmutenden Läden behauptete, wanderte endgültig und unwiderrufbar aus der Stadtmitte auf das zurückweichende flache Land“.⁶⁸⁵

Ein Jahr bevor der Öffentlichkeit die endgültige Entscheidung der Militärplanung für den Standort Lütjenburg bekannt gegeben wurde, hatten die zuständigen Mitarbeiter nach einer geeigneten Fläche in Stadtrandlage gesucht, die sich für den Bau einer Kaserne eignen würde. In einem Vermerk aus dem März 1955 heißt es dazu, „[...] dass der Standort, den die Dienststelle Blank sich angeblich für die zu errichtende Flaklehrabteilung [...] ausgesucht hat, für diesen Zweck denkbar ungeeignet ist“.⁶⁸⁶ Anstelle der von der Stadt als ungeeignet bewerteten Fläche zwischen dem ehemaligen Bahndamm und der Plöner Straße wurde daraufhin ein anderes Gelände zwischen der Kieler Straße und dem Darryer Weg in Vorschlag gebracht.⁶⁸⁷ Mehr als ein Jahr später konnte das *Ostholsteinische Tageblatt* über folgendes Ergebnis berichten:

„Für die Kasernenbauten ist zwischen Kieler Straße und der Panker Straße ein 18 ha großes Gelände geplant. Verhandlungen hierüber mit den Eigentümern sind eingeleitet. [...] Da den Eigentümern mit Geldablösung nicht in jedem Fall geholfen wäre, erhebt sich die Frage

⁶⁸³ Art. „Richtfest bei D.H. Boll. ‚Lütjenburger Hof‘ wird neu gebaut“, *OHT* 16.6.1959.

⁶⁸⁴ Interview mit Herrn L13 ebd.

⁶⁸⁵ Art. „Der Boom kam mit dem Bataillon“, *KN* 16.1.1964.

⁶⁸⁶ Aktenvermerk vom 17.3.1955. Archiv der Stadt Lütjenburg, Akte Garnison I, nicht paginiert.

⁶⁸⁷ Ebd.

der Beschaffung von Ersatzland, vor allem für die Siedler, die in Stadtnähe Boden erhalten müssen“.⁶⁸⁸

Bei den Eigentümern handelte es sich um die Besitzer der landwirtschaftlichen Kornbrennerei Boll, deren wirtschaftliche Existenz an die gesetzlich festgelegten Brennrechte gekoppelt war, die wiederum eine bestimmte Größe der landwirtschaftlichen Fläche zur Voraussetzung hatten.⁶⁸⁹ Auch der Geograph Knut Witt geht in seiner 1964 erschienenen Arbeit auf dieses Problem ein und erläutert:

„Untrennbar mit der Brennerei verbunden ist die 113 ha umfassende landwirtschaftliche Nutzfläche des Betriebes, da die Brenngerechtheite bei Verkleinerung bzw. Verlust der landwirtschaftlichen Fläche eingeschränkt bzw. aufgegeben werden muß. Für die Stadt Lütjenburg ergibt diese Situation vielfältige Probleme, auf der einen Seite soll dieser letzte Repräsentant der Lütjenburger Brenntradition erhalten bleiben, auf der anderen Seite jedoch dehnt sich die bebaute Fläche der Stadt immer weiter aus auf den ehemaligen landwirtschaftlichen Nutzflächen der Brennerei“.⁶⁹⁰

Die Firma Boll betrieb in Kombination mit der Brennerei einen großen Viehbetrieb, in dem die täglich anfallenden Brauereirückstände an die Rinder verfüttert wurden. Das eigentliche, heute nicht mehr genutzte, Fabrikgebäude liegt mitten in der Stadt linksseitig des Rathauses. Der dazugehörige große Viehbetrieb befand sich etwa einhundert Meter Luftlinie davon entfernt direkt neben dem Marktplatz. Da die Viehweiden am Stadtrand lagen, musste das Vieh durch die Stadt getrieben werden. Ein Anblick, der wie bereits erwähnt, im mentalen Speicher älterer Lütjenburger bis heute präsent ist und dessen Abrufbarkeit auch durch entsprechende mediale Fixierung gesichert ist.⁶⁹¹ Die Besitzer des Boll'schen Betriebes waren bereit, die erwünschte Fläche für den Kasernenbau abzugeben, wenn sie dafür entsprechendes Ersatzland erhielten. Die sich auf diese Weise ergebenden Möglichkeiten fielen mit den

⁶⁸⁸ Art. „Ein Flakbataillon und ein Regimentsstab für Lütjenburg“, *OHT* 19.11.1956.

⁶⁸⁹ Vgl. § 25 des Gesetzes über das Branntweinmonopol.

⁶⁹⁰ Witt 1964, S. 205.

⁶⁹¹ In der *Geschichte der Stadt Lütjenburg 1945-1978* zeigt eine historische Fotografie die durch die Stadt laufende Rinderherde mit der Bildunterschrift „Bolls Kühe werden vom Verwalter Georg Chemnitz und den Brüdern Günther und Jürgen Rau vom Amakermarkt durch die Neuwerk- und Teichtorstraße zur Weide getrieben“. Zillmann 2008, S. 336.

städtebaulichen Visionen des im März 1956 neu ins Amt gekommenen Bürgermeisters Voges zusammen, der zügig ein umfangreiches Flurbereinigungsverfahren in Angriff nahm.⁶⁹² Wie der Sohn der damaligen Brennereibesitzer im Interview erzählte, hätten sich in der Person seines Vaters und des Bürgermeisters „zwei getroffen, die zusammenpassten und die die Chancen erkannt haben. Es musste alles sehr schnell gehen, sonst hätte der Bund sich für einen anderen Standort entschieden“.⁶⁹³ Die beiden Akteure waren sich schnell einig und so wurden „zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen“.⁶⁹⁴ Einerseits konnte die Stadt das erwünschte Kasernenbauland erhalten und zugleich wurde der Viehbetrieb aus der Innenstadt an den nördlichen Stadtrand verlegt und grundlegend modernisiert. Der Vater des Interviewpartners war wie der Bürgermeister ein von außerhalb kommender, dem eventuelle Besorgnisse der alteingesessenen Lütjenburger fremd waren, denn die Umsiedlungsaktion sollte weitreichende Konsequenzen für die Stadt haben.

Die auf Betreiben des neuen Bürgermeisters „forsch beschlossenen und realisierten Veränderungen“⁶⁹⁵ – so die mediale Interpretation des Vorgangs durch die *Kieler Nachrichten* im Jahr 1964 – verfolgten das Ziel, die Stadtmitte zu modernisieren und für die zu erwartenden ca. 1000 Neubürger attraktivere Einkaufsmöglichkeiten zu schaffen.⁶⁹⁶ In der Regionalpresse wurde dem Ereignis entsprechend Rechnung getragen, indem das *Ost-Holsteinische Tageblatt* folgenden Kommentar abgab:

„Die Umstellung der Stadt Lütjenburg auf die moderne Zeit hat nun auch die Landwirtschaftsabteilung der ältesten Lütjenburger Industriefirma D. H. Boll erfaßt. Der landwirtschaftliche Betrieb dieser Firma mußte auf Anregung und Betreiben der Stadt Lütjenburg ausgesiedelt werden, die gleichzeitig mit der Beschaffung der notwendigen Baugrundstücke für die Bundeswehr damit eine umfangreiche Flurbereinigung betrieb“.⁶⁹⁷

⁶⁹² Vgl. Protokoll der Sitzung des Magistrats vom 9.4.1956. Archiv der Stadt Lütjenburg, Akte Garnison I, S. 18. Unter Flurbereinigung versteht man das gesetzlich geregelte Bodenordnungsverfahren, das die Neuordnung land- und forstwirtschaftlichen Grundbesitzes zum Ziel hat. Insbesondere die Zusammenlegung verstreut liegender Felder, aber auch ein durch Umwidmung in Bauland erforderlich gewordener Flächentausch, wie im Falle von Bundeswehransiedlungen in größerem Umfang geschehen, erfordert ein entsprechendes Verfahren, an dem nicht nur die Landeigentümer, sondern auch die Landgesellschaft als Sachwalter landwirtschaftlichen Grundbesitzes zu beteiligen ist. Vgl. Schmidt 2006, S. 257 f.

⁶⁹³ Interview mit Herrn L18 am 25.4.2015.

⁶⁹⁴ Ebd.

⁶⁹⁵ Art. „Der Boom kam mit dem Bataillon“, *KN* 16.1.1964.

⁶⁹⁶ Vgl. Interview mit Herrn L13 am 9.12.2013 sowie Zillmann 2008, S. 335.

⁶⁹⁷ Art. „Richtfest bei D.H. Boll. ‚Lütjenburger Hof‘ wird neu gebaut“, *OHT* 16.6.1959.

Wie auch in den *Kieler Nachrichten* zu lesen war, wurde diesem innerstädtischen Transformationsprozess eine nahezu symbolträchtige Bedeutung beizumessen:

„Der Auszug dieses letzten bäuerlichen Betriebes aus dem Weichbild der Stadt ist aber mehr als ein Tagesereignis, er ist auch ein historischer Wendepunkt in der Geschichte der Stadt. Aus einer Stadt der Landwirte und Handwerker wurde immer mehr eine Stadt der Handwerker und Kaufleute“.⁶⁹⁸

Nicht nur hinsichtlich der Wortwahl, die zwar einerseits zeittypisch, andererseits aber auch bezeichnend für die Bedeutung des städtischen Selbstverständnisses ist, geben diese Zitate Aufschluss über die zwischen Innovation und Beharrung agierenden Wirkmächte, die hier auch als Artikulationen spezifischer Vorstellungen von Moderne und Modernisierung gelesen werden können. Die einerseits erwünschte Bundeswehransiedlung brachte bereits im Frühstadium ihrer Realisierung sicht- und spürbare Veränderungen des Stadtbildes mit sich, deren Konsequenzen keineswegs von allen gut geheißen wurden. Im *Ost-Holsteinischen Tageblatt* widmete man der Umsiedlung des Boll'schen Betriebes einen längeren Artikel, in welchem der Verfasser erläutert, dass „die Stadt“ der Meinung wäre, „daß es nicht mehr angängig sei, einen landwirtschaftlichen Betrieb in der Größe des Boll'schen mitten in der Stadt liegen zu lassen,“ wo „jedes Fuder Mist über den Marktplatz gefahren werden [muss]“.⁶⁹⁹

In diesem Artikel kommt eine betonte Distanzierung des für den Bürger sprechenden Verfassers zu der „Stadt“ zum Ausdruck. „Die Stadt“ ist hier eindeutig „die Stadtverwaltung“ beziehungsweise „der Bürgermeister“ und keineswegs die „Stadt als ganzheitlich handelnde Entität“ oder „anthropomorphes Kollektivsubjekt“.⁷⁰⁰ Diese auch anlässlich der noch folgenden städtischen Umgestaltungsmaßnahmen immer wieder aufscheinende – mehr oder weniger direkt thematisierte – Dichotomie wird immer dann wirksam inszeniert, wenn den Gewerbetreibenden Konkurrenz droht, wie in der dem Boll'schen Aussiedlungsakt folgenden Entwicklung.

⁶⁹⁸ Art. „Auszug des letzten bäuerlichen Betriebes aus der Stadt“, *KN* 17.8.1957.

⁶⁹⁹ Vgl. Art. „Richtfest bei D. H. Boll. Lütjenburger Hof wird neu gebaut“, *OHT* 16.6.1959.

⁷⁰⁰ Höhne 2011, S. 66.

5.4.2 Die Abwehr der „Lokalisten“

Nachdem die Umsiedlung des landwirtschaftlichen Betriebes 1959 abgeschlossen war, plante die Stadtvertretung auf der nun frei gewordene Fläche zwischen Markt und Rathaus eine „Fußgängergeschäftsstraße“,⁷⁰¹ die im Frühstadium der Entstehung „Ladenstraße“ genannt wurde und später den Namen Markttwiete erhielt. Wie bereits erwähnt, sollte die Stadt mit der Garnisonsverlegung zugleich ein attraktiveres Einkaufszentrum erhalten und sich von dem bislang vorzugsweise auf „das Landvolk“ abgestimmte Warenangebot lösen, welches sich hauptsächlich zum Michaelismarkt „für den Winter eindeckte“.⁷⁰² Diese Bestrebungen wurden in der Lokalpresse entsprechend erläutert:

„[Die] lebhafteste Bewegung auf dem Bausektor ist in erster Linie der Entwicklung zur Garnison zuzuschreiben [...] denn mit der steigenden Bevölkerungszahl der 500 Bundeswehrangehörigen erweitern sich die Geschäftsmöglichkeiten und bringen neuen Zuwachs an Einwohner. Auch die Weiterentwicklung der angepackten Projekte, der Ladenstraße zum Beispiel, hängt von dieser Frage in ihrer Durchführungsmöglichkeit ab. Wenn das alte Kaufzentrum um den Markt herum eine sinnvolle Ergänzung durch die Ladenstraße finden könnte, was nur durch Steigerung des geschäftlichen Umfangs und Zunahme der Einwohnerzahl der Stadt möglich ist, würde eine städtische Entwicklung eingeleitet, an die vor Jahren noch keiner gedacht hat“.⁷⁰³

Die bis heute in ihrer Ursprungsform bestehende „Ladenstraße“⁷⁰⁴ namens Markttwiete umfasst auf jeder Seite sechs Ladenlokale, um deren Entstehung und mögliche Nutzung es während der Planungsphase erregte Diskussionen unter den Lütjenburger Gewerbetreibenden gab, die von der Sorge um mögliche Konkurrenten von außerhalb geprägt waren. So warf Schlachtermeister Dohrn als Vorsitzender des Gewerbevereins anlässlich einer „[l]ebhaften Bürgerversammlung [...] das Thema ‚Ladenstraße‘ auf“, woraufhin Bürgermeister Voges erklärte, „daß grundsätzlich keine außerstädtischen Betriebe angesiedelt werden sollten“,⁷⁰⁵ was die Gemüter jedoch nicht beruhigte, denn

⁷⁰¹ Voges 1975, S. 197.

⁷⁰² Vgl. Art. „Brauchen wir noch den Michaelismarkt?“ *OHT* 27.10.1962.

⁷⁰³ Art. „Zur Stadtverordnetenversammlung am 5. September“, *OHT* 30.8.1960.

⁷⁰⁴ Ebd.

⁷⁰⁵ Art. „Lebhafte Bürgerversammlung im ‚Kossautal‘“, *OHT* 15.9.1959.

zwei Monate später wurde das Thema erneut Gegenstand einer Debatte – diesmal im Einzelhandelsverband. Hier „wurde das Projekt für zu groß gehalten, als daß die Lütjenburger Geschäftswelt den Rahmen auszufüllen in der Lage wäre“, weshalb zu befürchten stünde, „daß zu einem späteren Zeitpunkt doch außerstädtische Großbetriebe hinzugezogen werden würden, um überhaupt das Projekt durchführen zu können“.⁷⁰⁶ Am 25. Januar 1960 erschien in der Regionalzeitung – unterzeichnet mit „Brichmann, Gewerbetreibender“ – folgender Leserbrief:

„Ladenstraße? Weshalb? Wer will sie denn eigentlich? Handel und Gewerbe sind die tragenden Säulen einer städtischen Wirtschaft. Oberste Pflicht einer verantwortungsbewußten Kommunalverwaltung muß es daher sein, diese Säulen zu stützen und nicht anzusägen. Die überwiegende Mehrheit der Lütjenburger Wirtschaft ist gegen diese sogenannte Ladenstraße. [...] Billigerweise kann man dem Gewerbesteuerzahler auch nicht zumuten, dass er sich zum Wegbereiter des Supermarktes machen soll“.⁷⁰⁷

Die hier geäußerte Abwehrhaltung weist neben dem aktuellen Lokalbezug, dem zweifelsohne die Sorge vor fremder Konkurrenz zugrunde lag, zugleich auf den zu Beginn der 1960er Jahre einsetzenden Verdrängungswettbewerb durch Supermärkte hin, deren erste Varianten in dieser Zeit auch die Kleinstädte erreichten. Der in diesem Zusammenhang deutlich werdende Konflikt erfährt eine Dynamik, die sowohl durch die frei gewordene Fläche im Stadtzentrum, als auch durch den erwarteten Einwohnerzuwachs beschleunigt wird und als konstitutiv für Lütjenburgs verspätete Moderne gedeutet werden kann.

Bei den in Aussicht gestellten ca. 1000 Neubürgern rechneten die Stadtvertreter damit, dass die Konsumerwartungen über das bisherige Angebot hinausgehen würden, zumal viele Bundeswehranhörige bisher in größeren Städten gelebt hatten „und ein anderes Niveau gewöhnt waren“.⁷⁰⁸ Entsprechende Erwartungen bestanden auch seitens des Verteidigungsministeriums, wo man von einem zukünftigen Standort erwartete, dass „sowohl für eine Deckung der kulturellen Bedürfnisse [...] wie für eine angemessene

⁷⁰⁶ Art. „Debatte um die Ladenstraße“, *OHT* 16.11.1959.

⁷⁰⁷ Art. „Eingesandt: Ladenstraße? Weshalb?“, *OHT* 25.1.1960.

⁷⁰⁸ Interview mit Herrn L13 am 9.12.2013.

Befriedigung des materiellen Bedarfs durch ausreichende Einkaufsmöglichkeiten“⁷⁰⁹ gesorgt wäre. Dass der durch die Bundeswehr erhoffte wirtschaftliche Aufschwung sich nicht ohne anderweitige Veränderungen vollziehen würde, war den sich maßgeblich aus der Gruppe der Gewerbetreibenden rekrutierenden „Lokalisten“⁷¹⁰ offensichtlich erst spät bewusst geworden. Als „Lokalisten“ bezeichnen Markus Wimmer und Carsten Müller „die Vertreter einer bürgerlichen, kleinstädtisch-idealisierten Lebenswelt“,⁷¹¹ die sie in ihrem Aufsatz *Fremd in Gelnhausen* skizzieren. Ein Mentalitätstypus der indes nicht endemisch für diesen hessischen Ort sein dürfte, sondern überregional beobachtet werden kann:

„Die ‚Lokalisten‘ geben sich den Anschein, für ‚die Bürgerschaft‘ zu sprechen. Kleinstädtisches Besitzbürgertum, Hausbesitzer, Handel- und Gewerbetreibende dominieren. [...] Die Gruppe der ‚Lokalisten‘ hat Einfluß auf die Entscheidungen über bestimmte Veränderungen. Materielle und ideelle Neuerungen, also Innovationen im wirtschaftlichen, sozialen, im kulturellen und politischen Bereich, werden von den ‚Lokalisten‘ zunächst skeptisch gesehen und nur dann begrüßt, wenn ihr Vorteil offensichtlich und für ihre spezifischen Interessen verwendbar ist“.⁷¹²

Auch im Pressebericht über eine Mitgliederversammlung des Gewerbevereins, bei welcher das Thema „Ladenstraße“ ebenfalls breiten Raum einnimmt, zeigen sich die oben analysierten Mechanismen. Dementsprechend zog der Redakteur des *Ostholsteinischen Tageblatts* den Schluss, dass „die Planung keinesfalls dem Wunsch der Allgemeinheit entspreche“⁷¹³ und ging in diesem Zusammenhang auch noch einmal auf den Konflikt um das Krankenhaus ein:

„Die Meinung des Bürgers kennt man nun. Auch die Frage der Ladenstraße hängt noch mit dem Großprojekt der Umsiedlung der Firma D.H. Boll zusammen, das endgültig zu verkraften gar nicht so einfach ist. Im ersten Abschnitt spielten das Krankenhaus als Einrichtung und dann

⁷⁰⁹ Erlass des Bundesministers für Verteidigung vom 6.2.1958, zitiert nach Schmidt 2006, S. 317.

⁷¹⁰ Wimmer/Müller 1995, S. 477 f.

⁷¹¹ Ebd.

⁷¹² Ebd.

⁷¹³ Art. „Mitgliederversammlung des Gewerbevereins und des Einzelhandelsverbandes“, *OHT* 27.1.1960.

das Krankenhausgebäude eine aufwühlende Rolle. [...] Hoffen wir, daß der zweite Abschnitt der großen Umsiedlungsaktion nicht neuen Zündstoff schafft“.⁷¹⁴

Auffallend an der zitierten Pressemeldung ist neben der Replik auf vorangegangenes Konfliktpotential, die wiederum in Richtung der offenbar nicht „verantwortungsbewussten Kommunalverwaltung“⁷¹⁵ zielt, die Gleichsetzung der Auffassung des Gewerbevereins mit der „Meinung des Bürgers“. Da die Ansichten der übrigen Einwohner nicht dokumentiert sind, bekommt die Stilisierung Lütjenburgs als „Handwerker- und Handelsstadt“ dank der Publikations- und Deutungshoheit des Verfassers erneute Legitimation. Wie sehr die hier formulierten Abwehrreaktionen den vormals geäußerten Bitten um die Ansiedlung einer Garnison zwecks Belebung der Wirtschaft entgegenstehen, wird beim Blick auf die früheren Bittbriefe deutlich, die auch an Abgeordnete von Land- und Bundestag gingen. Der Bürgermeister bat darin um Unterstützung in der noch fraglichen Ansiedlung einer Garnison, da

„[...] bei der peripheren Lage Lütjenburgs die Ansetzung von Industrie in wesentlichem Umfang kaum möglich ist. Eine Ankurbelung des Geschäftslebens kann also nur von anderer Seite her erfolgen. Bietet im Sommer der Fremdenverkehr, der sich von Jahr zu Jahr steigert, eine gewisse Möglichkeit zur Ausweitung des wirtschaftlichen Potentials der Stadt, so ist diese Ausweitung durch den geringen vorhandenen Wohnraum an sich bereits begrenzt. Es muss also ein wesentlicher Faktor zur Belebung des Wirtschaftslebens hinzutreten. Dieser kann aber naturgemäß nur in der Errichtung einer Garnison liegen“.⁷¹⁶

Offenbar hatten die alteingesessenen Gewerbetreibenden die Vorstellung der Garnisonswerdung lediglich mit der „Belebung des Wirtschaftslebens“ verbunden, aber nicht realisiert, welche weiteren Veränderungen in der Stadt eintreten würden. Der Philosoph Bernhard Waldenfels beschreibt die zwei Seiten der Erfahrung mit dem Fremden als „verlockend und bedrohlich zugleich [...] da das Fremde dem eigenen

⁷¹⁴ Ebd.

⁷¹⁵ Vgl. Art. „Eingesandt: Ladenstraße? Weshalb?“, *OHT* 25.1.1960.

⁷¹⁶ Schreiben des Bürgermeisters Dr. Günther an die für den Kreis Plön im Landtag vertretenen Abgeordneten Dr. Herbert Beer (BHE), Dr. Gerhard Gerlich (CDU) und Hermann Lüdemann (SPD) sowie den Bundestagsabgeordneten Heinrich Gerns (CDU) vom 3.2.1956, Archiv der Stadt Lütjenburg, Akte Garnison I, S. 11.

Konkurrenz macht, es zu überwältigen droht,“ es aber andererseits „Möglichkeiten wachruft, die durch die Ordnungen des eigenen Lebens mehr oder weniger ausgeschlossen sind“. ⁷¹⁷ Diese Ambivalenz wird im Verhalten der „tragenden Säulen einer städtischen Wirtschaft“ ⁷¹⁸ besonders deutlich und findet auch im Zusammenhang mit anderen der Garnisonwerdung geschuldeten Neuerungen immer wieder ihre Bestätigung. Allen Bedenken zum Trotz wurde die „Ladenstraße“ im Sommer 1960 angelegt und sollte nun als Realität akzeptiert werden, wie folgende Pressemeldung belegt:

„Zur Belebung der Ladenstraße soll zunächst einmal ab September der Wochenmarkt an die in ihrem Mittelstück fertige Fahrbahn verlegt werden. Man hofft, daß sich dadurch die Bürger an die Existenz dieser Straße gewöhnen und nun auch den Wunsch äußern, dort Grundstücke zu erwerben, um Geschäftshäuser zu errichten“. ⁷¹⁹

Auch hier wird wieder deutlich, dass mit den Bürgern nicht die potentiellen Kunden, sondern in erster Linie die Gewerbetreibenden gemeint sind. Dass es offenbar für die ortsansässigen Betriebe nicht unproblematisch war, sich in dieser mit Skepsis betrachteten „Fußgängergeschäftsstraße“ anzusiedeln, belegt noch mehr als zehn Jahre später die Diktion eines Firmenportraits. Dem Betriebsinhaber, der sich 1961 in der Markttwiete angesiedelt hatte, bescheinigt der Autor, dass es „ein wagemutiger Schritt [war], denn an die Markttwiete als neuem Geschäftszentrum mußte sich das Publikum ja erst allmählich gewöhnen“. ⁷²⁰ Insgesamt zog sich der Besiedelungsprozess der Markttwiete bis in das Jahr 1967 hin. Als letztes wurde dort ein Seifengeschäft eröffnet, in dem es sogar „eine Kosmetik-Abteilung [...] mit ständiger Beratung durch eine Kosmetikerin [gab]“. ⁷²¹ Die betont exklusive Wahrnehmung dieser kleinen, kaum 60 m langen Fußgängerzone, verweist nicht nur auf divergierende Interessenlagen aufgrund ökonomisch intendierter Besorgnisse, sie zeigt vielmehr nachdrücklich, dass „Straße im urbanen Raum [...] mehr als bloß Verkehrsweg und Bestandteil des persönlichen Wegenetzes“ ⁷²² ist, wie Thomas Hengartner anmerkt. Denn die Straße ist „[...] ebenso

⁷¹⁷ Vgl. Waldenfels 1997, S. 44.

⁷¹⁸ Vgl. Art. „Eingesandt: Ladenstraße? Weshalb?“, *OHT* 25.1.1960.

⁷¹⁹ Art. „Wochenmarkt in der Ladenstraße“, *OHT* 30.8.1960.

⁷²⁰ Witt 1975, S. 160.

⁷²¹ Rubrik „Nichtamtliche Nachrichten“, *LN* 9/67.

⁷²² Hengartner et al. 2000. S. 9.

Handlungsfeld und Ort, an dem konkurrierende Gruppierungen Auseinandersetzungen führen und um Vorherrschaft ringen“.⁷²³ Die neuen Fußgängerzonen wurden zum Sinnbild der Kleinstadtmoderne und besiegten das alte ländliche Zentrumssymbol, den Marktplatz. Dass es um vergleichbare Projekte auch in Großstädten Debatten mit Geschäftsinhabern gab, zeigt der Sozialhistoriker Jan Logemann in seiner Arbeit über Fußgängerzonen in westdeutschen Innenstädten der 1950er bis 1970er Jahre am Beispiel Kiel.⁷²⁴ Diachron betrachtet ist öffentlicher Raum zwar einem stetigen Transformationsprozess ausgesetzt, aber neben der funktionalen Bedeutung darf die den Plätzen und Straßen eigene Symbolqualität nicht unterschätzt werden. Ihre ideologische Aneignung durch bestimmte Akteure lässt sich im Lütjenburger Garnisonswerdungsprozess neben der Episode um die Markttwiete auch noch an anderen Beispielen nachzeichnen. So erinnert sich eine ältere Lütjenburgerin noch an andere Straßenführungskonflikte, die dem geplanten Einzug der Bundeswehr geschuldet waren:

„Bevor die Bundeswehr nach Lütjenburg kam, war die Oberstraße noch keine Einbahnstraße. Da gab es immer wieder Probleme, wenn sich zwei größere Fahrzeuge begegneten. Und die Bundeswehr hatte ja viele große Fahrzeuge. Als die Oberstraße deshalb in Richtung Markt zur Einbahnstraße ernannt wurde, gab es sehr viel Widerstand von einer Geschäftsfrau, deren Betrieb nun vom Durchgangsverkehr ‚abgeschnitten‘ wurde, wie sie meinte. Sie war auch im Stadtrat und hat da sehr für ihre Sache gekämpft. [...] Und als die Umgehungsstraße gebaut wurde, die auch wegen der Bundeswehrfahrzeuge nötig war, die immer alle durch die Stadt mussten, da haben sich die Kaufleute am Markt beschwert, weil sie Angst hatten, nun käme niemand mehr von auswärts in die Stadt, weil alle auf der Umgehungsstraße daran vorbeifahren würden“.⁷²⁵

⁷²³ Ebd., S. 10. Grundlegend sei dazu auf Michel de Certeau (*Gehen in der Stadt*) verwiesen. Certeau 1988, S. 179-208.

⁷²⁴ Der Kieler Stadtplaner Herbert Jensen hatte schon 1946 mit Unterstützung der Industrie- und Handelskammer und gegen die Bedenken einiger Anlieger einen Plan zur Sperrung der Holstenstraße vorgelegt, die dann allerdings erst im Dezember 1953 umgesetzt wurden. Vgl. Logemann 2006, S. 105. Auch Sabine Kienitz nimmt in ihren *Landauer Pflaster-Geschichte(n)* Bezug auf das von ihr als „Forschungslücke [...] in der volkskundlich-ethnografischen Stadtforschung“ erkannte Phänomen der Fußgängerzonen, die in den 1960er Jahren auch immer mehr die Kleinstädte eroberten. Kienitz 2013, S. 182.

⁷²⁵ Interview Frau L16 am 10.4.2014.

Vergleichbares beschreibt Heinz Schilling anhand einer Reihe von Beispielen in seinem Aufsatz *Angst vor dem Fremden, Destruktivität der Nähe*⁷²⁶ als häufig anzutreffende Mechanismen kleinstädtischer Akteure: „Kennzeichnend scheinen territorialer Rigorismus, private Verfügungsbegierde auf den öffentlichen Raum [und] Abwehr von Veränderung. [...] Enge macht zwar gemütlich, verschärft aber auch die Nutzungskonkurrenz um ein und denselben Raum“.⁷²⁷

Gewöhnen mussten sich die Lütjenburger in dieser Phase auch an die Umgestaltung des Marktplatzes, der nicht nur seinen Brunnen einbüßte, sondern außerdem mit einer Asphaltdecke versehen, fortan zum Parken für die zahlreicher werdenden Autos genutzt werden sollte und „jetzt also auch ‚modern‘ [war]“,⁷²⁸ wie der Chronist anmerkt. Sabine Kienitz beschreibt im Zusammenhang mit der damals überall einsetzenden Bodenversiegelung, in welchem Maße „Vorstellungen von und Erwartungen an Urbanität über die Wahrnehmung und Deutung der Materialität von Oberflächen geformt und ausgehandelt wurden“.⁷²⁹ Asphalt entwickelte sich gleichsam zum „Topos für Urbanität“,⁷³⁰ der in den Modernisierungsdiskursen der 1950er und 1960er Jahre eine bedeutende Rolle spielte.

Städtebauliche Modernisierungsmaßnahmen der 1950er Jahre, anderenorts oft kriegsbedingter Zerstörung geschuldet, betrafen Kleinstädte weitaus seltener, sodass sich diese oft noch die Optik der Kaiserzeit bewahrt hatten. So hatte auch Lütjenburgs Bevölkerung keine Bombardierung erleben müssen und war dementsprechend an ein relativ statisches Erscheinungsbild von Markt und Straßen im Zentrum gewöhnt. Abgesehen von kleinen, sporadisch auftretenden Umbaumaßnahmen aus Gründen eines Besitzer- oder Gewerbewechsels, hatte die Innenstadt ihr Gesicht seit der Wende zum 20. Jahrhundert kaum verändert und sich auch flächenmäßig nur geringfügig ausgedehnt.⁷³¹ Zwar wurden nach dem Zweiten Weltkrieg für die aus den zerstörten Großstädten evakuierten oder heimatvertriebenen Neubürger im Nordosten, Osten und Süden der Stadt neue Wohnsiedlungen geschaffen, doch bewirkten diese wegen ihrer Randlage keine optische Veränderung des inneren Stadtbildes.⁷³² Insofern stellten die jetzigen Modernisierungsschübe durchaus eine Herausforderung für die alteingesessene

⁷²⁶ Schilling 2003, S. 115-133.

⁷²⁷ Ebd. S. 115.

⁷²⁸ Zillmann 2008, S. 337.

⁷²⁹ Kienitz 2013, S. 180.

⁷³⁰ Ebd., S. 181.

⁷³¹ Vgl. Aude 1987, S. 152 f sowie *Spurensuche XIV* passim.

⁷³² Vgl. Aude ebd., S. 141.

Stadtbevölkerung dar und manchem Verschwundenen wurde nachgetrauert, wie entsprechende Erinnerungsnarrative bestätigen:

„Die Linden auf der Ostseite gehörten zum Bild des Marktes. Zu dieser Zeit reichte das Kopfsteinpflaster bis an die Häuser. Weiße Bänke vor dem Haus unterstrichen die gemütliche Atmosphäre. Sicher nahm der große Baum dem Haus viel Licht, und im Herbst gab es viel Arbeit mit dem Laub. Darum mußte der Baum weichen. Viele Lütjenburger waren sehr traurig“.⁷³³

Anders liest sich hingegen der Rückblick auf die städtischen Fortschritte in Richtung Moderne in einem Firmenportrait anlässlich des zehnjährigen Bestehens eines Ingenieurbüros aus dem Jahr 1968, dessen Zuschreibung sich deutlich um eine Inwertsetzung des Erreichten in Abgrenzung zum Überholten bemüht.

„Vergegenwärtigen wir uns einmal, wie die Stadt Lütjenburg noch in den ersten 50er Jahren aussah! Das Kopfsteinpflaster ‚verschönte‘ noch den Verkehr, [...] die Straßen waren dunkel, Viehherden trotteten noch geruhsam durch die Straßen und manchmal durch die Vorgärten und das Kling-Klang der Schmiede am Markt – dort der beschauliche Brunnen – prägte der Stadt noch den Stempel einer beschaulichen Kleinstadt auf! Die seitherige Umstellung der Stadt ist tatsächlich ein Wechsel von einer ländlich-ruhigen Kleinstadt zu einem Gemeinwesen mit pulsierendem städtischen Leben geworden; es ist kaum übertrieben, wenn man dabei, auf die Stadt bezogen, das Wort epochal verwendet“.⁷³⁴

Auffällig ist, dass auch hier die immer gleichen Bilder von den „Viehherden, die durch die Stadt trotteten“, der Schmiede und dem Kopfsteinpflaster rezipiert werden und auch der zum wiederholten Male beschworene Topos von der „beschaulichen Kleinstadt“ sich bis in gegenwärtige Stadtbilder Lütjenburgs bewährt hat.⁷³⁵ Zugleich verweist die zwischen Modernisierungsbegeisterung und wehmütiger Rückschau changierende – und für die 1960er Jahre durchaus zeittypische Rhetorik dieser Texte – auf einen

⁷³³ *Spurensuche XIV*, S. 24 f.

⁷³⁴ Art. „10 Jahre Ingenieurbüro Erich Warninck im Zuge der Entwicklung im Raume Lütjenburg“, *LN* 1968/3. Zur Modernisierung des „Geschäftszentrums Kleinstadt“ in der Bundesrepublik der 1960er - 1970er Jahre generell vgl. PRO-REGIO-ONLINE 2/2004, S. 30 f.

⁷³⁵ Vgl. Ketelsen 1999.

wesentlichen Faktor genereller Fremdheitserfahrung hin, der in vielen vergleichbaren Prozessen eine bedeutende Rolle spielt. Ob nämlich die Erfahrung von Fremdheit durch Transformation beziehungsweise Innovation als vorteilhafter Mehrwert der Möglichkeiten oder als Bedrohung wahrgenommen wird, hängt maßgeblich von Mentalität und Herkunftsmilieu des jeweiligen Akteurs beziehungsweise dessen Rolle in der sozialen Grammatik des Ortes ab. Der oben erwähnte Begründer eines neuen Ingenieurbüros kam als Fremder in die Stadt, erkannte die Zeichen der Zeit und etablierte sich aufgrund der garnisonsbedingt zunehmenden Bautätigkeit in Lütjenburg. Anhand dieses Beispiels erweist sich die Zusammenführung des Konzeptes „Fremdheit und Kontingenz“ der Berliner Wirtschaftsgeographen Peter Dirksmeier als anschlussfähig, der auf die Funktion des Fremden als Katalysator für Innovationen verweist.⁷³⁶ Im Gegensatz dazu äußerten die „Lokalisten“ des städtischen Gewerbevereins vorrangig ihre Besorgnis hinsichtlich möglicher Konkurrenz in der „Ladenstraße“ oder der Umsteuerung von Kundenströmen durch eine andere Straßenführung. Dieselben Akteure hatten einige Jahre zuvor mit der Entwicklung zur Garnison lediglich „einen wirtschaftlichen Auftrieb“⁷³⁷ verbunden, ohne jedoch zu realisieren, dass die Garnisonwerdung ein erhebliches Transformationspotential jenseits der Kasernenmauern im Gefolge haben würde.

Den nach 1962 in die Stadt gezogenen Bundeswehrangehörigen war der vormalige Zustand ihrer Stadt unbekannt, sodass sie weder die damit einhergehenden Bilder abrufen können, noch sich an die Irritationen erinnern, die mit dem Verkauf des Krankenhauses oder der Schaffung der Markttwiete einhergingen. Selbst die in der Stadt heimisch gewordenen ehemaligen Soldaten, deren Familien hier teilweise seit über vierzig Jahren ihren Lebensmittelpunkt haben, evozieren andere Motive ihres mentalen Speichers, wenn von ‚früher‘ die Rede ist. Deshalb – und diese Erkenntnis betrifft keineswegs nur Lütjenburg – haben Menschen aus ihren jeweiligen lokalen und historischen Kontexten heraus höchst unterschiedlich wirk- und bedeutsame Zugänge zur Materialität. Für Beate Binder, die in ihrer Arbeit *Die Anderen der Stadt*⁷³⁸ anhand von drei Berliner Beispielen danach fragt, wie Menschen sich zu ihrer Stadt aber auch zu den als anders wahrgenommenen Akteuren in ihrer Stadt in Beziehung setzen, sind deren Selbstverortungs- und Beheimatungsstrategien höchst individuell. Dem

⁷³⁶ Vgl. Dirksmeier 2011.

⁷³⁷ Vgl. Schreiben des Bürgermeisters vom 6.2.1956 an die Landesregierung in Kiel. Archiv der Stadt Lütjenburg, Akte Garnison I, S. 8.

⁷³⁸ Binder 2009a.

entsprechend „kann die gedeutete Textur der Stadt auch nur als momentanes Ergebnis machtvoll strukturierter Ver- und Aushandlungen verstanden werden“,⁷³⁹ weil diese nicht nur vom Alter der Akteure, sondern auch von Geschlecht, Beruf und gesellschaftlicher Positionierung bedingt wird. Weshalb, so Binder, „[die] Identität von Lokalitäten [...] eine eben nicht absichtsvoll hergestellte kollektive Errungenschaft [ist]“,⁷⁴⁰ wie Selbstdarstellungsmedien dies gerne propagieren.

5.5 Störungen des kommunalpolitischen „Normallaufs“

Michi Knecht beschreibt das Lokale als eine „relationale, heterogene und häufig konflikthafte Kategorie“,⁷⁴¹ deren systemische Beziehungsgewebe oft erst bei der Anwendung sowohl synchroner als auch diachroner Analysemethoden offenbar werden. Es lohnt sich deshalb, danach zu fragen, welche nachhaltig wirksamen Dynamiken sich aus den im Prozess der Garnisonsvorbereitung sicht- und spürbar gewordenen Transformationen ergeben würden. Die „forsch beschlossenen und ebenso rasch realisierten Veränderungen ihrer Stadt“,⁷⁴² wie die *Kieler Nachrichten* es ausdrückten, erschütterten nicht nur die Persistenz der materiellen „kleinen Lebenswelt“,⁷⁴³ sondern modellierten auch nachhaltig die kommunalpolitischen Strukturen Lütjenburgs. Die Irritationen durch das Fremde und die Problematisierung des Bekannten durch Fremde brachten anlässlich der im Herbst 1959 stattfindenden Kommunalwahlen erhebliche personelle Veränderungen mit sich. Ein Interviewpartner erinnert sich noch jetzt, „dass es bei der Kommunalwahl noch großes Geschrei um das Krankenhaus gab, obwohl es schon lange beschlossene Sache war“.⁷⁴⁴

Karl Heinz Hörnings Feststellung, dass sich in Krisen Handlungsmöglichkeiten für neue Akteure eröffnen können, präsentiert sich hier in nahezu lehrbuchhafter Anschaulichkeit.⁷⁴⁵ Auslöser des Krankenhausverkaufs, verstanden als Problematisierung des Bekannten, waren den Verlautbarungen der Presse zufolge „Lütjenburgs junger Bürgermeister Friedrich Wilhelm Voges“⁷⁴⁶ und Akteure wie „der negierende Abgeordnete“ Alfred von Palubicki, der aufgrund seiner Einstellung „eine Heraus-

⁷³⁹ Ebd., S. 244.

⁷⁴⁰ Ebd.

⁷⁴¹ Knecht 2010, S. 27.

⁷⁴² Art. „Der Boom kam mit dem Bataillon“, *KN* 16.1.1964.

⁷⁴³ Vgl. Luckmann 1970.

⁷⁴⁴ Interview mit Herrn LX1 am 21.5.2013.

⁷⁴⁵ Vgl. Hörning 2001, S. 124.

⁷⁴⁶ Vgl. Art. „Der Boom kam mit dem Bataillon“, *KN* 16.1.1964. Art. „Nachlese zur Lütjenburger Stadtverordnetenversammlung“, *OHT* 20.5.1957.

forderung der Lütjenburger einheimischen Bevölkerung [sei]“,⁷⁴⁷ wie ein Redner zitiert wurde, womit herausgestellt wird, dass der Gemeinde nicht als Mitglied der „einheimischen Bevölkerung“, sondern als Fremder wahrgenommen werden sollte. Vor diesem Hintergrund geht es zum einen darum, nachzuzeichnen, wie bestimmte Akteure die konflikthaft inszenierten Momente des Transformationsprozesses nutzen, um ihre Interessen auszuagieren und wer die Profiteure dieser Machtkämpfe waren. Zum anderen widmet sich der Text der Frage, ob Ereignissen, wie dem hier zu analysierenden, auch eine beschleunigende Funktion hinsichtlich der Neujustierung kommunalpolitischer Strukturen zugeschrieben werden kann. Wenn Transformationsereignisse bisherige Ordnungsvorstellungen in Frage stellen und gewohnte Hierarchien sich auflösen, entwickeln sich Kräfte, deren Dynamiken weit in die Zukunft reichen können. Nicht zuletzt bietet die Analyse dieser medialen wie auch alltagspraktischen Auseinandersetzungen die Möglichkeit, in diesem Zusammenhang über das Paradigma der Befremdung zu reflektieren.

Befremdung,⁷⁴⁸ so Wolfgang Kaschuba in seinem Text *Wie man Fremde macht*, verläuft nach dem Prinzip der Ausgrenzung durch Benennung. Die Praxis der Befremdung korrespondiert auch mit dem „Othering“-Begriff Gayatari C. Spivaks⁷⁴⁹ und der Butler'schen Anrufung.⁷⁵⁰ Die jeweils Benennungsmächtigen bestimmen die Position der betreffenden Person in der gesellschaftlichen Ordnung. Dem entsprechend darf diese Dinge tun und sagen – oder eben nicht. Funktioniert die Befremdungsstrategie, wird dem zum Fremden gemachten die Berechtigung abgesprochen, in der jeweiligen symbolischen Gemeinschaft Entscheidungen zu treffen, die Einfluss auf deren System haben könnten. Bürgermeister Voges war zum Zeitpunkt der hier geschilderten Ereignisse fünfunddreißig Jahre alt und wurde von den Medien als jung

⁷⁴⁷ Ebd. Hier zitiert der Redakteur Hermann Witt sich selbst: „Als weiterer Redner der Krankenhaus-Gesellschaft sprach Witt. Er setzte sich mit der Kritik des Abgeordneten v. Palubicki über den Finanzierungsplan der Krankenhaus-Gesellschaft auseinander“.

⁷⁴⁸ Der Begriff der Befremdung geht zurück auf den Titel von Klaus Amanns und Stefan Hirschauers Buch *Die Befremdung der eigenen Kultur*. Hirschauer/Amann 1997. Wolfgang Kaschuba geht in seinem am 2.2. 2009 gehaltenen Vortrag „Wie man Fremde macht!“ auf die Frage ein, ob es eine spezifisch deutsche Tradition der "Fabrikation des Fremden" gibt, die auch die gegenwärtigen Politiken und Überlegungen zu einer deutschen "Einwanderungsgesellschaft" behindern. Im Zusammenhang mit der von ihm selbst erlebten Ausgrenzung der Heimatvertriebenen im Nachkriegsdeutschland stellt er fest: „Diese deutsche ‚Befremdung‘ der späten 1940er und der 1950er Jahre ist bis heute noch wenig aufgearbeitet. Ich war damals selbst ‚Flüchtlingskind‘: zwar in Süddeutschland geboren, aber dort deutlich ‚nicht zugehörig‘, ‚fremd‘. Jedenfalls so lange, bis die ersten italienischen ‚Gastarbeiter‘ Anfang der 1960er Jahre in meine Kleinstadt kamen. Der Text ist online verfügbar: http://gyv.org.tr/content/userfiles/pdf/makaleing_wolfgang_kaschuba.pdf, Aufruf 5.5.2014, 13.50 Uhr.

⁷⁴⁹ Spivak 1985.

⁷⁵⁰ Judith Butlers bezieht sich in ihrem Werk *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts* auf Louis Althusser's Modell der Anrufung (interpellation). Vgl. Butler 1995, S. 29.

und dynamisch wahrgenommen.⁷⁵¹ Dass viele Lütjenburger ihn persönlich für den Verkauf des Krankenhauses verantwortlich machten, wird in den Presseartikeln immer wieder in den Vordergrund gestellt.⁷⁵² Der als ortsfremd gedeutete Bürgermeister nahm das Krankenhausgebäude mit dem unsentimentalen und kalkulierenden Blick eines vorausschauenden Gestalters wahr, dessen rationale Erläuterungen wie: „Das Krankenhaus stammt doch aus einer Zeit, in der Pferd und Wagen dominierten. Diese Zeit ist aber dahingegangen“,⁷⁵³ nicht zur Neutralisierung des Konfliktes beitragen, sondern vielmehr dokumentieren, dass sein Wahrnehmungshorizont ein völlig anderer als der seiner Kritiker war.

Benita Luckmann, die von 1963 bis 1965 den politischen Mikrokosmos in der Badischen Kleinstadt Bretten in den Fokus nahm und dessen politische Denk- und Handlungsweisen analysierte, machte vergleichbare Beobachtungen, indem sie feststellte: „Die jüngere, politisch aktive Generation sah [...] die Möglichkeit, politisch etwas Neues, Eigenes zu schaffen. [...] Das ‚politisch Neue‘ sollte dem ‚politisch Alten‘ so wenig als möglich ähnlich sein. All das ‚Emotionale‘, ‚Sentimentale‘, ‚Irrationale‘ [...]“⁷⁵⁴ sollte abgelöst werden von sachgemäßer, moderner und zukunftssicherer, wenn möglich wissenschaftlich bekräftigter Planung. „Die jungen politischen Manager“,⁷⁵⁵ charakterisiert Luckmann als „Demokraten ohne Leidenschaft“,⁷⁵⁶ während die „skeptische Generation der Alten“⁷⁵⁷ von zukunftsweisender Planung nichts wissen wolle. Vergleichbare Beobachtungen hätten zu dieser Zeit wohl auch in Lütjenburg gemacht werden können.

Einen weiteren – den oben genannten keineswegs ausschließenden – analytischen Ansatz zur Erklärung der differenten Handlungsansätze der städtischen Akteure bietet Simmel in seinem *Exkurs über den Fremden*, indem er dem von außen dazugekommenen wesentlich mehr Freiheit in seinen Entscheidungen attestiert, da er „mit keinem einzelnen durch die verwandtschaftlichen, lokalen, beruflichen Fixiertheiten organisch verbunden [ist]“ und daher nicht

⁷⁵¹ Vgl. Art. „Der Boom kam mit dem Bataillon“, *KN* 16.1.1964.

⁷⁵² Art. „Nachlese zur Lütjenburger Stadtverordnetenversammlung“, *OHT* 20.5.1957.

⁷⁵³ Art. „Die Stadtverordnetenversammlung von der anderen Seite gesehen. Bürgermeister Voges sendet uns zur letzten Stadtverordnetenversammlung den folgenden Bericht“. *OHT* 6.1.1958.

⁷⁵⁴ Luckmann 1970, S. 123 f.

⁷⁵⁵ Ebd.

⁷⁵⁶ Ebd.

⁷⁵⁷ Ebd.

„von der Wurzel her für die singulären Bestandteile oder die einseitigen Tendenzen der Gruppe festgelegt ist, steht er allen diesen mit der besonderen Attitüde des ‚Objektiven‘ gegenüber. [...] Er ist der Freiere, praktisch und theoretisch, er übersieht die Verhältnisse vorurteilsloser, misst sie an allgemeineren, objektiveren Idealen und ist in seiner Aktion nicht durch Gewöhnung, Pietät, Antezedenzen gebunden“.⁷⁵⁸

Ähnlich analysiert Zygmunt Bauman, wenn er dem Fremden „einen äußeren, unparteiischen und autonomen Standpunkt“⁷⁵⁹ attestiert, der die begründungslose Selbstverständlichkeit der vertrauten Kreise stört. Ein Blick auf Namen und Berufe der damaligen Lütjenburger Stadtvertreter spricht dafür, dass sich das vormals aus alteingesessenen Familien rekrutierende, vorzugsweise dem Milieu der Handwerksmeister entstammende Stadtparlament, sukzessive zu verändern begann.⁷⁶⁰ Etliche der bereits erwähnten Neubürger, die sich infolge der Nachkriegsereignisse in Lütjenburg angesiedelt hatten, waren in relativ kurzer Zeit politisch aktiv geworden und verhielten sich aufgrund der oben dargelegten Merkmale „fremd“ im Vergleich zu den dem Althergebrachten verpflichteten „Lokalisten“.⁷⁶¹ Entsprechende Hinweise auf einen subjektiv differenzierteren Blick der kommunalpolitischen Erfordernisse jener Jahre sind beispielsweise in der Äußerung des Stadtrates Albert Kusche enthalten, der sich im Vorwort einer Lütjenburger *Krankenhauszeitung* bereits 1950 kritisch und weitsichtig dahingehend geäußert hatte, „dass ein städtisches Krankenhaus nach ökonomischen Grundsätzen und nicht nach den Ansichten einiger Gewerbetreibender und Handwerker“⁷⁶² verwaltet werden müsse.

Markus Wimmers und Carsten Müllers Charakterisierung der „Lokalisten“ geht auf die in vergleichbaren Kontexten zu beobachtenden Machtspiele und Strategien ein, die sich bevorzugt in Transformationsprozessen behaupten. Die von Wimmer und Müller skizzierte Gruppe der „Lokalisten“ bewertet demnach „[materielle] und ideelle Neuerungen, also Innovationen im wirtschaftlichen, sozialen, [...] kulturellen und sozialen Bereich [...] zunächst skeptisch“.⁷⁶³ Zugleich bietet die „Abwehr von ungewollten und nicht beeinflussbaren ‚Zwangsinnovationen‘ [...] eine gute

⁷⁵⁸ Simmel 1908, S. 510.

⁷⁵⁹ Bauman 1992, S. 103. Vgl. dazu auch Dirksmeier 2011 und Makropoulos 2004, die sich mit der Thematik „Fremdheit und Kontingenz“ und „Fremde als Katalysatoren für Innovationen“ befassen.

⁷⁶⁰ Vgl. Zillman 2008, S. 360 f.

⁷⁶¹ Vgl. Schilling 2003, S. 96.

⁷⁶² Zitiert nach Zillmann 2006, S. 182.

⁷⁶³ Wimmer/Müller 1995, S. 477.

Möglichkeit, die Rollen innerhalb des Milieus zu festigen“, während der „mögliche Einfluß auf eine Innovation die Herstellung von Macht und Status [bedeutet]“. ⁷⁶⁴

Der Umstand, dass die große Zahl von Heimatvertriebenen in Schleswig-Holstein von vielen Alteingesessenen zunächst keineswegs als bereicherndes Element, sondern eher als Zumutung wahrgenommen wurde, ist inzwischen gut erforscht und dokumentiert, auch wenn es der offiziellen Rhetorik der Nachkriegsjahre an Umdeutungs- und Verklärungsbemühungen nicht mangelte. ⁷⁶⁵ Viele dieser Neubürger waren großstädtisch geprägt, hatten zum Teil einen akademischen Hintergrund und agierten äußerst kreativ und innovativ – auch im etablierten Feld der Kommunalpolitik, das mit ihnen umstrukturiert wurde. Vielfach „wirkten die Neuankömmlinge in der bis dahin weitgehend homogenen ländlichen Gesellschaft wie ein Ferment“. Sie „brachten alteingesessene Milieus durcheinander“ und sorgten für eine „Entprovinzialisierung“, ⁷⁶⁶ wie der Historiker Andreas Kossert schreibt. So auch in Lütjenburg, wo die Partei der Heimatvertriebenen bei vielen politischen Entscheidungen ausschlaggebend war. ⁷⁶⁷

Dass die zügige Umgestaltung der Stadt zugunsten der „Garnisonwerdung“, deren konkrete Vorzüge noch nicht konkret absehbar waren, von manchen Lütjenburger „Lokalisten“ mit Skepsis betrachtet wurde, dürfte im Zusammenhang mit dem Krankenhausverkauf und dem Konflikt um die Markttwiete deutlich geworden sein. Unverkennbar ist aber auch die Instrumentalisierung des Konfliktes aus parteitaktischen Erwägungen, wobei der Lokalpresse ein aktiver Part zukam, indem die Angst vor fremden Einflüssen befeuert wurde. Obwohl es an keiner Stelle explizit als Problem benannt wird, lässt sich die unterschwellig den Neuen und Fremden zugeschriebene „Störung des Normallaufs“ ⁷⁶⁸ in Lütjenburg wiederholt zwischen den Zeilen der medialen Berichterstattung herauslesen. Dass Bürgermeister Voges von Teilen der

⁷⁶⁴ Ebd.

⁷⁶⁵ Vgl. dazu auch Zillmann 2008, S. 169 ff (Kap. 7. Heimatvertriebene – neue Unternehmer). Auf diese im Nachhinein häufig tabuisierten Probleme weist der Historiker Andreas Kossert in seinem Buch *Kalte Heimat* hin, das 2008 erschien: „Die Angst vor einer ‚Überfremdung‘ ging um, und zwar besonders in Ländern wie Schleswig-Holstein, wo sehr viele der Heimatlosen Zuflucht suchten. Vor allem in ländlichen Regionen, wo siebzig Prozent der Vertriebenen untergebracht wurden, führte das Zusammentreffen von Menschen unterschiedlicher Herkunft, Konfession und Bildung zu heftigen Spannungen. [...] Darin sieht Kossert einen wichtigen Beitrag zur Modernisierung der Bundesrepublik. Ohne die Mobilität der Vertriebenen, ohne ihren sprichwörtlichen Fleiß und ihre hohe Anpassungsbereitschaft, so die These, wäre das ‚Wirtschaftswunder‘ nicht denkbar gewesen“. Art. „Keine Landsleute, sondern Fremde. Andreas Kossert zerstört den Mythos von der erfolgreichen Integration der Vertriebenen im Nachkriegsdeutschland“, *Die Zeit* vom 2. Juni 2008. <http://www.zeit.de/2008/23/P-Kossert>. Aufruf 28.2.20014, 12.30 Uhr.

⁷⁶⁶ Ebd.

⁷⁶⁷ Vgl. Zillmann 2008, S. 180.

⁷⁶⁸ Hörning 2001, S. 121.

Bevölkerung befremdet wurde, offenbart sich in dem von der Regionalzeitung zitierten Ausspruch „warum wählt Ihr keinen Lütjenburger aus Euren eigenen Reihen zum Bürgermeister“, der „mit lang anhaltendem Beifall bekräftigt wurde“.⁷⁶⁹ In die gleiche Richtung tendiert die Bemerkung über den Stadtvertreter von Palubicki, der – so ein zitierter Redner – „eine Herausforderung der Lütjenburger einheimischen Bevölkerung“ darstelle. Dieser Hinweis war auf dessen Zugehörigkeit zur Partei der Heimatvertriebenen gemünzt, die mehrheitlich für den Krankenhausverkauf votiert hatte.

Auch wenn die Artikel des *Ostholsteinischen Tageblattes* nicht immer ganz objektiv wirken, da der Redakteur zugleich als FDP-Funktionär und Sprecher der Krankenhausesellschaft zu den Aktivisten auf Seiten der Verkaufsgegner gehörte, kann wohl unterstellt werden, dass die in seinen Texten evozierte Emphase vieler Lütjenburger durchaus real war.⁷⁷⁰ Die im kollektiven Gedächtnis gespeicherte Kränkung führte nicht nur zu personellen Konsequenzen innerhalb der kommunalen Gremien, sondern auch zu anhaltenden Zerwürfnissen zwischen einzelnen Akteuren der städtischen Öffentlichkeit, wie sie bereits in einem offenen Brief der Belegärzte angekündigt worden waren, in dem es abschließend heißt:

„Wir verkennen nicht, daß Lütjenburg bestrebt sein muß, eine Garnison zu bekommen, und dafür auch gewisse Opfer zu bringen hat. Wir sehen aber nicht ein, daß es ausgerechnet das Krankenhaus sein soll, das in den Opfertopf geworfen wird. Die ganze Bevölkerung aus Stadt und Land würde trauernd an der Bahre dieses Hauses stehen und den Verantwortlichen für ewige Zeiten gram sein“.⁷⁷¹

Nach den im Herbst 1959 stattgefundenen Kommunalwahlen kam es zu einer deutlichen Zäsur im politischen Gefüge Lütjenburgs, denn es zogen acht neue Stadtvertreter ins Parlament ein.⁷⁷² Als auslösendes Moment dieser „parteipolitischen ‚Verschiebungen‘ innerhalb der Rathausparteien“⁷⁷³ kann die Debatte um das Krankenhaus gesehen werden. Anhand dieser Vorgänge wird deutlich, welche unvorhersehbaren Nebenwirkungen die Entscheidung, Garnison zu werden, unter anderem hatte.

⁷⁶⁹ Art. „900 Lütjenburger stimmten für das Krankenhaus“, *OHT* 8.1.1958.

⁷⁷⁰ Zu Hermann Witt, von dem alle hier zitierten Artikel aus dem *OHT* stammen, vgl. Zillmann 2008, S. 273 ff.

⁷⁷¹ Art. „Offener Brief der Belegärzte des Lütjenburger Krankenhauses an den Herrn Bürgermeister der Stadt Lütjenburg“, *OHT* 24.5.1957.

⁷⁷² Vgl. Art. „Ein Wahlkampf außerordentlicher Heftigkeit ist vorüber“, *OHT* 26.1.1959.

⁷⁷³ Zillmann 2008, S. 235.

5.6 Zwischenfazit

Kapitel 5 hat gezeigt, dass städtische Wandlungsprozesse, die von einem zunächst als singulär wahrgenommenen Ereignis angestoßen werden, regelrechte Dominoeffekte auslösen können. Das Verhalten der Akteure während der Werbungsphase um eine Garnisonsansiedlung und die letztendlich daraus resultierenden Konfliktfelder erweisen sich im Nachhinein auch als soziales Deutungsinstrument kleinstädtischer Lebenswelt in den 1950er und 1960er Jahren. Resümierend lässt sich an dieser Stelle zusammenfassen, dass Transformationsprozesse nicht nur diverse Verschiebungen, sondern im Sinne palimpsestartiger Überschreibungen auch Umdeutungen generieren können. Die kulturelle Technik des Überschreibens von Stadträumen vermittelt eines „urbane[n] Wunderblock[s]“,⁷⁷⁴ wie Thomas Düllo seinen diesbezüglichen Aufsatz in Anlehnung an Sigmund Freud betitelt hat, lässt sich hier sowohl realiter als auch im metaphorischen Sinne konstatieren. Düllo definiert die Technik der Überschreibung in seinem 2012 erschienenen Aufsatz *Der urbane Wunderblock* als kulturelle Praktiken, „die mal den Stadtbewohnern, mal den kommerziellen Anbietern im städtischen Raum, mal den Konsumenten, mal den Feldern geschuldet sind, ergänzt von Diskursfäden, die vor allem dem Transformations-Diskurs [...] zuzurechnen sind“.⁷⁷⁵

Je nach Motivlage und antizipiertem Adressaten wird im hier vorliegenden Beispiel die Stadt wechselweise als bedürftige Kleinstadt, traditionsbewusste Handwerkerstadt oder moderne Garnisonstadt deklariert, indem die anderen Etikettierungen kurzfristig überschrieben werden. Wie bei einem Palimpsest oder dem Freud'schen „Wunderblock“ bleiben indes die darunterliegenden Spuren erhalten, um bis in die Gegenwart bei Bedarf evoziert werden zu können.⁷⁷⁶ Die vor allem von den „Lokalisten“ aus einem restaurativen Interesse heraus benutzten Sprachbilder der „Handwerker- und Handelsstadt“⁷⁷⁷ sollen den Anschein beruhigender Kontinuität erwecken und entfalten gleichzeitig eine abgrenzende Wirkung. Wie sich herausstellte, drohten die in erster Linie von merkantilen Prosperitätshoffnungen gespeisten Garnisonswünsche von unerwarteten Novitäten und Konkurrenten überschrieben zu

⁷⁷⁴ Der Titel von Thomas Düllos Aufsatz *Der urbane Wunderblock* bezieht sich auf Sigmund Freuds *Notiz über den ‚Wunderblock‘* (vgl. Freud 1924), in welchem er die menschliche Fähigkeit des Aufnehmens, Speicherns und Überlagerns von Informationen im menschlichen Gehirn anhand ebendieses ‚Wunderblocks‘ erläutert. Es handelt sich um eine Notiztafel, die ähnlich den heute noch bekannten ‚Zaubertafeln‘ gelöscht werden können, aber dennoch alle Spuren des einmal aufgenommenen behalten. Düllo 2012.

⁷⁷⁵ Ebd., S. 98.

⁷⁷⁶ Beispiele für diese Feststellung finden sich unter anderem in den Stadtbeschreibungen, die in der Einleitung dieser Arbeit zitiert werden.

⁷⁷⁷ *Goldenes Buch* der Stadt Lütjenburg, Eintrag vom 11.5.1962.

werden. Vor diesem Hintergrund traten Mechanismen zutage, die sich der Strategie der Befremdung bedienten. Der Versuch, störende Akteure durch Befremdung zu entmächtigen, bedient den Autostereotyp einer postulierten Abstammungsgemeinschaft,⁷⁷⁸ deren Mitgliedern allein das Recht zusteht, Entscheidungen für das Kollektiv zu treffen. Akteuren, die nicht als Angehörige des räumlich-geographischen und sozio-mentalenen Identitätsraumes identifiziert werden, gelingt es indes gerade aufgrund ihrer Objektivität und Autonomie, zum Katalysator fortschrittlicher Projekte zu werden.

Hier findet auch der Begriff von der „Fremdheit als Ressource“⁷⁷⁹ Anschluss, die durch die Möglichkeit des Fremden bedingt wird, sich unparteiisch und objektiv zu verhalten, da er keinen sozial und familiär verpflichteten Rücksichten und Denkverboten unterliegt. Somit formatierte der Zusammenfall von Kontingenz und Agency⁷⁸⁰ im Kontext der Garnisonswerdung Möglichkeitsräume, die nur von bestimmten Akteuren als solche wahrgenommen wurden. „Whatever happened would not have happened if that individual had not intervened“ – so definiert Anthony Giddens seinen Agency-Begriff. „Action is a continuous process, a flow, in which the reflexive monitoring which the individual maintains is fundamental to the control of the body that actors ordinarily sustain throughout their day-to-day lives“.⁷⁸¹ Handeln beinhaltet demnach die Fähigkeit, den Lauf der Ereignisse und somit die Transformationsfähigkeit zu beeinflussen. Auch wenn sich jenseits der offiziellen und medial inszenierten Verlautbarungen nur wenige Belege über die Einstellung der Bevölkerungsmehrheit zur Garnisonswerdung finden lassen, zeigen doch die Reaktionen auf die von der Stadtvertretung ins Werk gesetzten Erneuerungsprozesse, dass sich die meisten Lütjenburger keineswegs dessen bewusst waren, welche Überschreibungen und Verschiebungen der materialen, sozialen und mentalen Stadtgestalt auf sie zukamen.

⁷⁷⁸ Vgl. Weber 1972, S. 237 sowie Anderson 1988 passim.

⁷⁷⁹ Hahn 1997, S. 150-154.

⁷⁸⁰ Zum Begriff Agency vgl. Giddens 1984.

⁷⁸¹ Giddens 1984, S. 9.

6 Rituale und Symbole

Die städtischen Wandlungsprozesse sollten ihren optisch-symbolischen Höhepunkt am 12. Mai 1962 erreichen, wenn die Garnison offiziell die Kaserne beziehen und sich der Bevölkerung mit einer Parade und anderen Militärrientalen präsentierten würde. Auch wenn der Anblick von Militär den Einwohnern der Stadt nicht fremd war, hatte es doch bislang keine direkte Einbindung der Stadt und ihrer offiziellen Vertreter in militärische Zeremonien gegeben. Würde es möglich sein, neben der faktischen Wirkmächtigkeit des Militärischen die städtische Deutungsmacht zu behalten? Würde das Militärische künftig alles überschreiben und die öffentliche Wahrnehmung Lütjenburgs als „Handwerkerstadt“ zugunsten des Labels „Garnisonstadt“ auslöschen? Mit welchen Mitteln würden die der kleinstädtischen Handwerkertradition verpflichteten Akteure ihre Repräsentation von Wirklichkeit durchsetzen? Welche symbolhaltigen Botschaften in den auf medialer Diskursebene wahrzunehmenden Aushandlungsprozessen zu finden sind, ist im Folgenden beschrieben. Vor diesem Hintergrund kommt auch der Funktion von Ritualen eine nicht zu unterschätzende Bedeutung zu. Geht es doch auch darum, unbekannte Situationen mithilfe ritueller Handlungen handhabbar zu machen. Wird hier auf bekanntes Material zurückgegriffen oder entwickeln sich neue Formen von Ritualen, die das Militärische mit dem Städtischen zu vereinigen in der Lage sind? Nicht zuletzt wird mit einem Blick auf die Inszenierung von Antiritualen nach den eigensinnigen Überschreibungen staatlich-hoheitlicher Repräsentationsrituale gefragt, die als Ausdruck einer neuen Form des Protests Ende der 1960er Jahre auch den ländlichen Raum erreicht haben.

6.1 Die Stiftung der Amtskette

Beate Binder schreibt in ihrem 2009 erschienenen Aufsatz *Kultur-Forschung polyphon*, dass es „Aufgabe einer engagierten Kulturforschung [sei], das unsichtbar gemachte, die Selbstverständlichkeiten und Ordnungen, die eingelagerten Leerstellen, Grenzziehungen und Hierarchisierungen sichtbar zu machen“.⁷⁸² Was mit derart umschriebenen Ansprüchen gemeint ist, lässt sich anhand der Entstehungsgeschichte eines symbolträchtigen Gegenstandes städtischer Repräsentation nachzeichnen, der im Referenzrahmen der Garnisonswerdung eine ganz eigensinnige Zuschreibung erfährt.

⁷⁸² Binder 2009b, S. 16.

Zum Bestand lokaler Symbolrequisiten gehört in vielen Städten – so auch in Lütjenburg – die Amtskette des Bürgermeisters. Dieses Wahrzeichen amtlicher Würde, das in einer gläsernen Vitrine im Ratssaal aufbewahrt wird, lässt indes nicht erahnen, dass sein Ursprung eng mit der Garnisonswerdung der Stadt verknüpft ist. Wie so manches andere in Lütjenburg hätte es auch diese Amtskette ohne die Bundeswehr zu Beginn der 1960er Jahre nicht gegeben. Rituale und Symbole städtischen Selbstbewusstseins sind in vielen Fällen an sicht- und greifbare Gegenstände gekoppelt, die die Aufgabe haben, generationsübergreifend den Anschein von Dauerhaftigkeit zu vermitteln. Auch wenn Personen und politische Zusammensetzungen wechseln, bleiben die Symbolqualitäten von Dingen erhalten, denen Gottfried Korff generell „situative, funktionale, analogische [und] ideologische“⁷⁸³ Qualitäten zuschreibt. Die folgende Darstellung geht der Frage nach, inwiefern die Lütjenburger Amtskette einerseits diesen Zuschreibungen gerecht wird und zugleich als soziales Deutungsinstrument eigenlogische Muster repräsentiert. Am 9. Mai 1962 unterrichtete der damalige Lütjenburger Bürgermeister Friedrich Wilhelm Voges den in Preetz wohnenden Journalisten Friedel Zscharschuch über zwei Ereignisse in der Stadt, die in den Medien entsprechende Würdigung finden sollten:

„Über zwei Ereignisse am Freitag und Sonnabend dieser Woche konnte ich Sie telefonisch unterrichten. Eine Delegation des Gewerbevereins wird am kommenden Sonnabend (11. Mai) um 20.00 Uhr im Ratssaal des Rathauses von der Stadtvertretung empfangen. Die gestiftete Amtskette soll übergeben werden. Mit den Emblemen zwischen den einzelnen Kettengliedern will man hervorheben, daß Lütjenburg (Ostholstein) eine Handwerkerstadt und Handelsstadt ist. Der Stiftungsakt wird ins Goldene Buch eingetragen. Das Programm für die Veranstaltung am kommenden Sonnabend (12. Mai) aus Anlaß des Einzugs der Truppe füge ich als Anlage bei“.⁷⁸⁴

Wäre dieses Schreiben das einzig erhaltene Zeugnis aus dieser Ära, würde ein Chronist dem zweiten der hier antizipierten Ereignisse eine äußerst marginale Bedeutung beizumessen, wird doch der „Stiftungsakt“ deutlich prominenter platziert. Dass aus

⁷⁸³ Korff 2013a, S. 267.

⁷⁸⁴ Archiv der Stadt Lütjenburg, Akte Garnison, nicht paginierte Seite. Grundlegend zur Identitätskonstruktion des deutschen Handwerks vgl. Foit 2003.

letzterem im Vergleich zum „Einzug der Truppe“ in der Realität kein mediales Großereignis generiert werden würde, legt die Vermutung nahe, dass Inhalt und Duktus dieses Bürgermeisterbriefes eher auf eine erwünschte Binnenwirkung zielten, stand doch zu erwarten, dass wesentliche Textelemente von der Presse wörtlich übernommen werden würden.⁷⁸⁵ Galt es doch, der Handwerker- und Kaufmannschaft ihres identitätsstiftenden Ranges zu bestätigen, der anlässlich des bevorstehenden Imagewandels der Stadt in den Hintergrund zu geraten drohte. Die schwere silberne Amtskette, die seither vom jeweiligen Bürgermeister zu feierlichen Anlässen getragen wird, umfasst neben dem mittig über dem Stadtwappen eingefügten allgemeinen Handwerkssymbol vier weitere Medaillons mit den Zunftemblemen des Bauhandwerks, der Damenschneider, der Bäcker und der Brenner- und Brauer, die zwischen schlichten spangenähnlichen Verbindungsgliedern eingelassen sind.⁷⁸⁶ Gefertigt worden war das symbolträchtige Schmuckstück vom Lütjenburger Uhrmachermeister Gerhard Pundt, der 1961 als erster ein Geschäft in der neu geschaffenen Markttwiete eröffnet hatte – eben jener vom Gewerbeverein bekämpften „Ladenstraße“.⁷⁸⁷ Der Stiftungsakt, der am Vorabend des Truppeneinmarsches im Rathaus zelebriert wurde, ist im so genannten „Goldenen Buch“ der Stadt mit folgenden Worten dokumentiert:

„Der Gewerbeverein als Vertreter des Gewerbes unserer Stadt hat seine stete Verbundenheit mit der Stadtvertretung, dem Magistrat und der Verwaltung mit der Stiftung einer Amtskette bekundet. Eine Abordnung des Gewerbevereins wurde heute von der Stadtvertretung im Ratssaal empfangen, um die Amtskette entgegen zu nehmen, die mit ihren Emblemen hervorhebt, daß Lütjenburg eine Handwerker- und Handelsstadt ist. Möge der Geist nie verlorengelassen, der der Stiftung zugrunde liegt“.⁷⁸⁸

⁷⁸⁵ Vgl. Art. „Mitgliederversammlung des Gewerbevereins. Amtskette für den Bürgermeister“. *OHT* 4.5.1962.

⁷⁸⁶ Das allgemeine Handwerkszeichen zeigt einen aufrecht stehenden Hammer über dessen Stil sich ein Eichenblatt und eine Eichel kreuzen. Die anderen Symbole weisen sowohl auf die anwesenden Stifter hin, wie die Kreisinnungsmeisterin des Damenschneiderhandwerks Sophie Herbold, als auch auf die in Lütjenburg traditionell stark vertretenen Handwerkszweige der Brenner und Brauer, ein Gewerbe, welches zumeist in Kombination mit dem Bäckerhandwerk betrieben wurde. Das Bauhandwerk umfasst Maurer, Zimmerleute, Tischler, Glaser und Maler. Letztere hatten von der umfangreichen Neubautätigkeit in Lütjenburg besonders profitiert.

⁷⁸⁷ Vgl. Interview mit Herrn L17 am 16.5.2014. Vgl. auch Witt 1975, S. 158. Zur Debatte um die Markttwiete vgl. Kap. 5.4.2 dieser Arbeit.

⁷⁸⁸ *Goldenes Buch* der Stadt Lütjenburg, Eintrag vom 11.5.1962.

Die Unterzeichner dieses Textes entstammten zum überwiegenden Teil alteingesessenen Lütjenburger Familien, deren Namen seit Generationen – sowohl in den städtischen Gremien, als auch in der Liste der Könige der Schützen-Totengilde von 1719 – immer wieder erscheinen.⁷⁸⁹ In der Liste der auf der Rückseite des Blattes befindlichen Unterschriften der übrigen Stadtvertreterinnen und Stadtvertreter fehlen die Autogramme der vehementesten Kritiker aus der Zeit des Krankenhausstreites.⁷⁹⁰

Betrachtet man die Portraits der Amtsvorgänger von Bürgermeister Voges im Lütjenburger Ratssaal, zeigt sich, dass vordem keine Amtskette existierte. Sie wird auch nirgendwo in Chroniken oder Stadtbeschreibungen erwähnt.⁷⁹¹ Der Historiker Gunter Stemmler hat sich in seiner 2001 vorgelegten Dissertation mit Geschichte und Bedeutung dieser Insignie auseinandergesetzt, deren Verleihung als typisches Übergangs- und Einsetzungsritual in Rathäusern wie Universitäten⁷⁹² als sichtbares Zeichen der Würde und historisch begründeter Kontinuität gepflegt wird und deren Wurzeln nach landläufiger Auffassung viele Jahrhunderte zurückzureichen scheinen. Stemmler kommt allerdings zu der Erkenntnis, dass sich für mittelalterliche Vorbilder dieser Amts- und Würdenzeichen keinerlei Belege finden lassen.⁷⁹³ Er stellt vielmehr fest, dass Implementierung und Ausbreitung dieser repräsentativen Schmuckstücke vor allem Ausdruck eines im 19. Jahrhundert erstarkten bürgerlichen-städtischen Selbstbewusstseins waren, womit „ein dem jeweiligen Amte entsprechendes Ehrgefühl [...] sichtbar gemacht werden“⁷⁹⁴ sollte. Umzüge, Aufmärsche und öffentlichkeitswirksame Zeremonien unter freiem Himmel, die sich nach der Reichsgründung zunehmender Beliebtheit erfreuten, erforderten auch entsprechende Erkennungsmerkmale für die jeweils bedeutsamen Akteure. Da Bürgermeister zumeist

⁷⁸⁹ Unterzeichner des Eintrages waren (Berufs- und Funktionsbezeichnungen von der Verfasserin hinzugefügt): Albert Dohrn (Schlachtermeister und Vorsitzender des Gewerbevereins), Paul Wauter (Kupferschmiedemeister, zugleich Stadtvertreter), Sophie Herbold (Schneidermeisterin und Kreisinnungsmeisterin), Heinrich Riemenschneider (Gastwirt), Hans Lafrenz (Kaufmann), Wilhelm Brüchmann (Gastwirt), Heinrich Stein (Rechtsanwalt und Notar, zugleich Bürgervorsteher), Wilhelm Petersen (Kunstmaler, zugleich Stadtvertreter), Hugo Steffens (Meiereidirektor, zugleich Stadtvertreter) und Friedrich-Wilhelm Voges (Bürgermeister).

⁷⁹⁰ Auf der Rückseite des Blattes befinden sich die Unterschriften der Stadtvertreter/innen (Berufsbezeichnungen von der Verfasserin hinzugefügt): Arthur Volk (Rektor der Mittelschule), Hertha Pickerodt (Konrektorin der Volksschule), Frida Scheithauer (Sozialarbeiterin), Paul Schaefer (Lehrer), Bruno Wohlert (Platzmeister), Hermann Witt (Kapitän zur See a. D.), Albert Beyschlag (Dipl. Ingenieur), Gerhard Steffen (Malermeister), Karl Oden (kaufm. Angestellter), Hinrich Kühl (Klempner) und Karla Dittmer (Geschäftsfrau). Es fehlen die Stadtvertreter Dr. Herbert Beer und Dr. Gerhard Janssen.

⁷⁹¹ Vgl. Witt 1975, Engling 2003 und Zillmann 2008.

⁷⁹² Brigitta Schmidt-Lauber beschreibt in ihrem Aufsatz *Ethnographie der Sponson an der Universität Wien* die Rituale der Promotionsfeierlichkeiten. Auf einem der Fotos ist auch der Dekan der Wiener Universität in seinem historischen Talar nebst Amtskette abgebildet. Vgl. Schmidt-Lauber 2013, S. 156.

⁷⁹³ Vgl. Stemmler 2002, S. 140.

⁷⁹⁴ Ebd., S. 79.

keine Amtskleidung hatten, „sondern in ihrer bürgerlichen schwarz-weißen Festkleidung erschienen – im Gegensatz zu den staatlichen, vor allem militärischen Uniformen, dem ‚bunten Rock‘ –, stellte die Amtskette eine praktische, sichtbare und angemessene Insignie [...] dar“,⁷⁹⁵ wie Stemmler feststellt.

Die zeitgleich um sich greifende Mittelalterbegeisterung, die im Verbund mit der Bildung der Nationalstaaten, nicht nur in Deutschland etliche Traditionserfindungen beförderte, führte letztendlich dazu, dass Amtsketten auf Historiengemälden und als Teil entsprechender Bühnenkostüme erschienen und somit – vergleichbar den gehörnten Wikingerhelmen der Wagneroperen – den Eindruck verfestigten, es handele sich dabei um eine historisch fundierte Realität. Ein Phänomen, welches der britische Historiker Eric Hobsbawm in seinem Standardwerk *The Invention of Tradition*⁷⁹⁶ so definiert:

„The term ‘invented traditions‘ is used in a broad, but not imprecise sense. It includes both ‘traditions‘ actually invented, constructed and formally instituted and those emerging in a less easily traceable manner within a brief and dateable period - a matter of a few years perhaps - and establishing themselves within a great rapidity“.⁷⁹⁷

Im Laufe der Jahre verfestigte sich die unzutreffende Vorstellung, es habe im Mittelalter in Deutschland Amtsketten gegeben, immer mehr zum unhinterfragten Allgemeingut. Die Ausbreitung dieses Repräsentationsattributes unterlag zunächst keiner staatlichen Reglementierung, wurde dann jedoch 1935 unter der Diktatur des Nationalsozialismus zum Gegenstand der *Deutschen Gemeindeordnung*, in welcher geregelt wurde, dass die Hauptsatzung der Stadt bestimmen könne, „daß der Bürgermeister, die Beigeordneten und Gemeinderäte bei feierlichen Anlässen eine Amtstracht oder ein Amtszeichen tragen“.⁷⁹⁸ Viele der in dieser Zeit gefertigten neuen Amtsketten, in die nun auch immer häufiger das Hakenkreuzsymbol integriert wurde, verschwanden am Ende des Zweiten Weltkrieges wieder.⁷⁹⁹ In den frühen Jahren der Bundesrepublik lebte die Praxis der Amtskettenverleihung wieder auf und nicht nur Großstädte machten von dieser Tradition stiftenden Ehrbezeugung Gebrauch. Die Gründe für das Aufleben dieses

⁷⁹⁵ Ebd., S. 81.

⁷⁹⁶ Hobsbawm 1983.

⁷⁹⁷ Ebd., S. 1.

⁷⁹⁸ Stemmler ebd., S. 130.

⁷⁹⁹ Ebd. S.132.

Brauches dürften ähnlicher Natur gewesen sein, wie bei den Generationen zuvor. Als sichtbares Zeichen der Legitimierung, im Rückgriff auf eine vermeintlich alte Tradition, konnte die Amtskette nicht nur schmuckloser Herrenkleidung Glanz verleihen, sie konnte auch im Sinne eines Binderituals Beziehungen definieren und den Beginn einer neuen Ära markieren.⁸⁰⁰ Ihr ist gewissermaßen ein symbolmächtiger Überschuss eingeschrieben.⁸⁰¹

Die Annahme, dass der Zeitpunkt des Lütjenburger Stiftungsaktes nicht zufällig gewählt wurde, sondern einer neuen Ära materiell sichtbare Bedeutung und repräsentative Symbolik verleihen sollte, bestätigt ein Presstext über die Amtskettenverleihung. In diesem erklärte der Vorsitzende des Gewerbevereins, „[...] der Tag sei mit Absicht auf den Vorabend der Feier zum Einzug der Garnison gelegt, weil der Gewerbeverein dieses Ereignis für einen Markstein in der Geschichte der Stadt hält“.⁸⁰² Dass derartigen performativen Handlungen sowohl eine Innen- als auch eine Außenwirkung zukommt, unterstreicht deren nachhaltige Wirkung als traditionsstiftendes Element. „Rituale“, so Christoph Wulf „sind kulturelle Aufführungen und dienen der Selbstdarstellung von Gemeinschaften und Individuen“,⁸⁰³ sie sind hilfreich, um „Differenzen zu erzeugen und zu bearbeiten, Krisen zu bewältigen und Übergänge zu strukturieren“.⁸⁰⁴ Auch den Gegenständen, denen als Bedeutungsträger und Teil von Ritualen eine symbolische Aufladung wiederfährt, kann ein nahezu sakraler Überschuss verliehen werden. Gottfried Korff, der Dingen generell Symbolqualitäten zuschreibt, sieht diese auch als Teil kommunikativer Prozesse, deren inhärente Bedeutung konstitutiv mit menschlichen Ordnungsvorstellungen korrespondiert.⁸⁰⁵

Ein Pressefoto, welches am folgenden Tag während der Feierlichkeiten anlässlich des Einmarsches der Bundeswehr aufgenommen wurde, ist mit folgenden Worten untertitelt: „Die Markttribüne – Brigadegeneral Haag, Bürgervorsteher Stein und Bürgermeister Voges mit neuer Amtskette, Landrat Galette, Dr. Beer“.⁸⁰⁶ Dem symbolträchtigen Stiftungsakt mit der Übergabe der Amtskette, deren Embleme zudem eine deutlich sichtbare Konnotation zum Handwerk beinhalten, können allerdings verschiedene Bedeutungsebenen zugewiesen werden: Die bereits erwähnte

⁸⁰⁰ Zum Begriff des Binderituals vgl. Gennep 2005, S. 138.

⁸⁰¹ Vgl. Stemmler ebd., S. 180.

⁸⁰² Art. „Amtskettenübernahme durch den Magistrat“, *OHT* 12.5.62.

⁸⁰³ Wulf 2004, S. 50.

⁸⁰⁴ Ebd..

⁸⁰⁵ Vgl. Korff 2013a, S. 267.

⁸⁰⁶ Art. „Einzug des Fla.-Batl. 6 in die neue Garnisonstadt Lütjenburg. Einweihung der Schill-Kaserne“, *OHT* 14.5.1962.

Bekräftigung der eigenen Wertigkeit, welche die Stifter ihrer eigenen Gruppe im städtischen Gefüge beimaßen, dürfte zwar an erster Stelle gestanden haben, gleichzeitig sollte vermutlich auch der Bürgermeister eine optische Aufwertung erfahren, wenn er sich am nächsten Tag neben den ordensgeschmückten Repräsentanten des Militärs einer breiten überregionalen Öffentlichkeit zeigen würde. Diese Vermutung bestätigte sich im Interview mit einem seit 1950 in Lütjenburg lebenden ehemaligen Kreishandwerkermeister:

„Also ich weiß, dass damals [...] der Ortshandwerksmeister dafür geworben hat, dass unser Bürgermeister Voges auch fürs Auge ausgestellt wurde. Und da hat sich dann das Handwerk bemüht gefühlt, ihm die Amtskette zu schenken – alte Handwerkerstadt, so die Verbindung. Und weil man ja wusste, dass jetzt mit der Bundeswehr auch viele offizielle Möglichkeiten gegeben waren, hat man sich also für diese Amtskette – wo ja auch die Handwerkselemente alle dran sind – entschieden“.⁸⁰⁷

Die hier zum Ausdruck kommenden Beweggründe für den Schenkungsakt weisen neben dem erwähnten schmückenden Repräsentationselement eine zusätzliche Bedeutungsebene auf. Es war allen Beteiligten klar, dass in Zukunft „viele offizielle Möglichkeiten gegeben waren“,⁸⁰⁸ um die Symbole der Amtskette öffentlich zur Schau zu stellen. Im Hinblick auf die zu erwartenden gesellschaftlichen Anlässe, die sich aus dem bekannt formell gestalteten militärischen Zeremonienrepertoire ergeben würden, war somit ein Sichtbarwerden und –bleiben der alten Handwerkssymbole gewährleistet. Im subjektiven Deutungsrahmen der alteingesessenen Handwerksmeister würde Lütjenburg auch weiterhin die „Handwerkerstadt“ bleiben, dauerhaft sichtbar an den Emblemen der Amtskette. Sind doch symbolische Handlungen auch „die Antworten auf Paradox, Widersprüchlichkeit und Grenzerfahrung, ein Rezept gegen breakdowns“,⁸⁰⁹ wie Hans-Georg Soeffner es formuliert.

Die Hoffnungen des Gewerbevereins, dass „der Geist nie verlorengehen [möge], der der Stiftung zugrunde liegt“, scheinen sich dahingehend bestätigt zu haben, dass Lütjenburg in den Folgejahren sowohl in der Presse als auch in offiziellen Verlautbarungen eher mit

⁸⁰⁷ Interview mit Herrn L17 am 16.5.2014.

⁸⁰⁸ Ebd.

⁸⁰⁹ Soeffner1992, S. 156.

der Handwerkstradition als mit der Bundeswehr konnotiert wurde. Als ein Jahr nach dem Einmarsch der Bundeswehr ein Artikel über „[die] Struktur der Stadt Lütjenburg“⁸¹⁰ erschien, wurde die Garnison mit keinem Wort erwähnt. Stattdessen hob der Autor die engen „Beziehungen zur umgebenden Landbevölkerung“ zur „heutigen Handwerker- und Handelsstadt“⁸¹¹ hervor und auch noch fünfzehn Jahre später heißt es im gleichen Medium, dass „[aus] einer ‚verträumten ländlichen Kleinstadt‘ im ländlichen Raum [...] ein Handelsstädtchen mit vielen Versorgungsaufgaben für den ländlichen Raum geworden [ist]“.⁸¹² Die hier deutlich werdende Herstellung eines Bewertungs- und Handlungsmusters, dem in erster Linie marktstrategische Überlegungen zugrunde liegen, verweisen auf den intendierten Adressaten des Textes. Angesprochen werden sollte „die Geschäftswelt“,⁸¹³ deren Akteuren die beruhigende Botschaft ‚Tradition trotz Transformation‘ vermittelt werden sollte. Für den Ritualforscher Jan Platvoet können Rituale wie die Übergabe der Amtskette auch als typisches Beispiel für indirekte Botschaften in Konkurrenzsituationen gelesen werden. Ihnen wird „viel mehr Gewicht, Platz, Ausdruckskraft, Mediendeckung und Aufmerksamkeit von Seiten der unmittelbaren und indirekten Empfänger geschenkt [...], als den offenkundigen Botschaften des Rituals“.⁸¹⁴

Als Schlusspunkt unter die vormals konfliktreich inszenierten Aushandlungsprozesse um die Hegemonie im Stadtraum kann die Stiftung der Amtskette aber auch mit Thomas Düllo als Rückkehr in einen Zustand gelesen werden, „der zwar wieder als normalisiert sich darstellt, aber als lessons learned, etwas bewahrend von der Ausgangsform [...] verschoben und umgedeutet [wird]“.⁸¹⁵ Wenn die „Wiedereingliederung nach Turbulenzen“⁸¹⁶ eine Stärkung der gesellschaftlichen Struktur bedeutet, kann die formative Phase vor dem Einzug der Garnison als beendet und mit der Übergabe der Amtskette ein hochsymbolisches Schwellenereignis markiert werden.

⁸¹⁰ Art. „Struktur der Stadt Lütjenburg“, *LN* 1963/ 4.

⁸¹¹ Ebd.

⁸¹² Art. „Neue Entwicklung in der Teichtorstraße“, *LN* 1976/ 7.

⁸¹³ Vgl. Art. „Debatte um die Ladenstraße“, *OHT* 16.11.1959.

⁸¹⁴ Platvoet 2003, S. 185.

⁸¹⁵ Düllo 2011, S. 57.

⁸¹⁶ Schilling 2003, S. 197.

6.2 Der feierliche Einmarsch der Garnison

In der sowohl funktionalen wie auch symbolischen Bearbeitung der sie umgebenden Materialität beweisen sich einmal mehr die „Relationierungen zwischen Menschen und bebautem Raum, zwischen sozial prägenden und geprägten Stadträumen“.⁸¹⁷ Das Aushandeln der Deutungshoheit, welches unter anderem dem Amtsketten-Stiftungsakt zugrunde lag, zeigt, dass im Prozess der Transformation gewohnte Hierarchien und kommunalpolitische Mechanismen brüchig zu werden drohten. Die bisher behauptete städtische Identität und „geglaubte Gemeinschaft“ würde mit der Garnisonswerdung Lütjenburgs und dem sich damit vergrößernden Möglichkeitshorizont zwangsläufig uminterpretiert werden. Vor diesem Hintergrund erweist es sich als hilfreich, die hier stattfindenden Prozesse als Teil eines Schwellenereignisses im van Gennep'schen Sinne einzuordnen und die ihnen innewohnende Symbolik in diesem Kontext zu interpretieren. Der französische Ethnologe Arnold van Gennep hat in seinem 1909 erschienenen Hauptwerk *Les rites de passage*⁸¹⁸ nachweisen können, dass Rituale in einer bestimmten Struktur angeordnet sind. Am Beispiel der von ihm definierten Kategorie der Übergangsriten, die den Übergang von einem Zustand in einen anderen begleiten, zeigt er die verschiedenen Abläufe oder Stufen dieser Prozesse auf. Man darf van Gennep so verstehen, dass die Bewältigung bestimmter Situationen besonderer symbolischer Formen – der Übergangsriten – bedarf, weil diese dabei helfen, den als problematisch zu verstehenden Übergang leichter zu verkraften. Übergangsriten erfolgen, so van Gennep, in drei Schritten, die von jeweils unterschiedlicher Symbolik und rituellen Handlungen begleitet werden.⁸¹⁹ Als kennzeichnend für die Inkorporations- beziehungsweise Integrationsphase nennt van Gennep die Angliederungsriten.⁸²⁰ Sie erleichtern den Übertritt in eine fremde Gemeinschaft und können aus festgelegten Handlungsabläufen, formelhaften Sprechakten und Gesten bestehen, häufig verbunden mit symbolhaltiger Kleidung oder entsprechenden Gegenständen. Angliederungsriten rahmen nicht nur individuelle Zeremonien, wie Hochzeiten oder Initiationsfeiern beruflicher Art, sie lassen sich auch bei

⁸¹⁷ Eggmann 2009, S. 127.

⁸¹⁸ Vgl. Gennep 2005.

⁸¹⁹ Auch Thomas Düllo weist in seinem Werk über Kultur als Transformation ausdrücklich auf dieses Strukturschema hin, das jeden Transformationsprozess unterteilt und das es in seinen Segmenten zu unterscheiden gilt: Trennungsphase, Schwellen- bzw. Transformationsphase und Inkorporationsphase. Vgl. Düllo 2011, S. 546.

⁸²⁰ Ebd.

Statusveränderungen größerer Kollektiven nachweisen.⁸²¹ Auch die Umwidmung einer ländlichen Kleinstadt in eine Garnisonstadt stellt ein solches Schwellenereignis dar, das mittels eines umfangreichen Angliederungsrituals inszeniert wurde. Um die Bedeutung dieses Transformationsaktes angemessen zu vermitteln, bedurfte es eines Zeremoniells, das sich spürbar von anderen bislang in der Stadt veranstalteten Festakten unterscheiden würde, da nicht mehr die Stadt allein als Akteur auftrat.

Zur sichtbaren Markierung und zum unbestreitbaren Höhepunkt dieses Schwellenereignisses wurde der feierliche Einmarsch der Bundeswehr im Mai 1962, der zwar nicht als Schlusspunkt des Transformationsprozesses, wohl aber als wichtiges Instrument der Selbstvergewisserung wie der Differenzbearbeitung interpretiert werden kann.⁸²² Gerade weil die Bundeswehr mit ihrem offiziellen Eintritt in den städtischen Wahrnehmungsfokus nun deutlich als neue Prägeinstanz sichtbar wurde, war es wichtig, Zeichen zu setzen. Zum einen Zeichen der Selbstvergewisserung im Sinne einer Sichtbarmachung der „Handwerkerstadt“,⁸²³ ausgewiesen mittels der Symbole auf der Amtskette, zum anderen durch ein präsentables Erscheinungsbild der Stadt selbst. Die Handwerkersymbole der Amtskette würden zum ersten Mal öffentlichkeitswirksam, weil „Bürgermeister Voges [jetzt] auch fürs Auge rausgestellt wurde“⁸²⁴ und das Stadtbild selbst konnte sich ebenfalls sehen lassen, wie die Lokalzeitung berichtete. Denn, so das *Ost-Holsteinische Tageblatt*, die „gepflegten Teerstraßen werden akkurat aussehen“ und nichts mehr an die Zeit vor wenigen Jahren erinnern, „als die Stadt wegen ihres wagenzerstörenden Kopfsteinpflasters berüchtigt war“.⁸²⁵ Schließlich waren alle „Verkehrsstreifen auf den Straßendecken [...] neu gestrichen“ und für „den zu erwartenden großen Verkehr“⁸²⁶ alles getan worden. Die Betonung dieser Maßnahmen zeigt deutlich, dass man nicht als „großes Dorf“⁸²⁷ wahrgenommen werden wollte, sondern dass die „Umstellung der Stadt Lütjenburg auf die moderne Zeit“⁸²⁸ gelungen war.

⁸²¹ Die Historikerin Barbara Stollberg-Rilinger erinnert in diesem Zusammenhang an die von rituellen Handlungen begleiteten Revolutionen, mittels derer Staaten transformiert werden und sich eine andere Regierungsform geben. Auch die deutsche Wiedervereinigung von 1989 war von diversen symbolischen Aktionen begleitet. Vgl. Stollberg-Rilinger 2013, S.123 ff.

⁸²² Vgl. Wulf/Zirfas 2004, S. 22 f.

⁸²³ Interview mit Herrn L 17 am 16.5.2014.

⁸²⁴ Ebd.

⁸²⁵ Art. „Vorbereitungen für den großen Tag“, *OHT* 10.5.1962.

⁸²⁶ Ebd.

⁸²⁷ Interview mit Herrn BXL2 am 20.3.2013.

⁸²⁸ Art. „Richtfest bei D.H. Boll. ‚Lütjenburger Hof‘ wird neu gebaut“, *OHT* 16.6.1959.

Zugleich schafft die dem Ritual inhärente Möglichkeit der Differenzbearbeitung eine alle Beteiligten verbindende Wirkung. Einheimische und Fremde, uniformierte und nicht uniformierte, Darsteller und Zuschauer – alle sind an der Inszenierung in irgendeiner Weise beteiligt. Trotz unterschiedlicher Befindlichkeit, differenter Deutungen und grundlegender Unterschiede erzeugt die rituelle Handlung eine performative Gemeinschaft. Der Begriff der performativen Gemeinschaft verweist nicht auf eine historisch gewachsene Einheit, emotionale Zusammengehörigkeit oder einen kollektiven Wertekonsens mit ähnlichen Verhaltensstilen und Mentalitäten, sondern auf die rituellen Muster der Interaktion. Dabei stellt sich allerdings auch die Frage, welche Bedeutungszuschreibungen die Akteure selbst diesem Ereignis beimaßen und wie es in langfristig wirksamen medialen Diskursen interpretiert wird.

„Großer Tag einer kleinen Stadt“⁸²⁹ titelte die *Schleswig-Holsteinische Volkszeitung* am 15. Mai 1962, nachdem die *Kieler Nachrichten* am Tag zuvor unter der Schlagzeile „Lütjenburg begrüßte seine jüngsten Bürger herzlich“⁸³⁰ über das Ereignis berichtet hatten, wohingegen das dem lokalen Ereignis am nächsten stehende *Ost-Holsteinische Tageblatt* sich bereits etliche Tage zuvor mit Planung und Ablauf des Zeremoniells auseinandergesetzt hatte.⁸³¹ Eine Woche vor dem großen Tag veröffentlichte die Lokalzeitung das genaue Ablaufprogramm mit dem abschließenden Aufruf, „die Stadt am 12. Mai reichlich zu beflagen und anderweitig zu schmücken“.⁸³²

Auf mehreren zusätzlich in das übliche Format der Zeitung eingefügten Extraseiten begrüßten Geschäftsleute, Geldinstitute, Hotels und Gaststätten die zu erwartenden Neubürger, wobei noch nicht alle Inserenten den Namenswechsel des seit nunmehr sechs Jahren etablierten bundesrepublikanischen Militärs verinnerlicht hatten, indem nämlich in einer Anzeige „unserer Wehrmacht“ ein „herzlicher Willkommensgruß“⁸³³ entboten wurde. Der Fremdenverkehrsverein offerierte „Besuchs- und Sommerunterkünfte“⁸³⁴ für die Angehörigen der Soldaten, während die Raiffeisenbank wissen ließ, dass sie „Lohn- und Gehaltskonten“⁸³⁵ führe. Die Gaststätte „Zum Nordpol – Der beliebte Aufenthalt für Soldaten“⁸³⁶ warb mit täglichem „Tanz bis 1 Uhr,

⁸²⁹ Art. „Großer Tag einer kleinen Stadt“, VZ 15.5.1962, S. 5.

⁸³⁰ Art. „Lütjenburg begrüßte seine jüngsten Bürger herzlich“, KN vom 14.5.1962, S. 4.

⁸³¹ Art. „Die Garnison marschiert“, OHT 22.3.1962.

⁸³² Art. „Zeitprogramm zur Feier der Kasernenübergabe“, OHT 7.5.1962.

⁸³³ Anzeige des Café Riemenschneider, OHT 11.5.1962.

⁸³⁴ Ebd.

⁸³⁵ Ebd.

⁸³⁶ Ebd.

sonnabends und sonntags bis 2 Uhr“,⁸³⁷ Schlachtermeister Horstmann, „Lieferant der Bundeswehr in Lütjenburg und Todendorf“, empfahl „seine Fleisch- und Wurstwaren in bekannter Qualität“⁸³⁸ und ein Textilfachgeschäft warb mit „Qualität zu günstigen Preisen“ für „Damen-, Herren-, Kinderbekleidung [und] Wäsche aller Art“.⁸³⁹

Die Anzeigen verstärken den Eindruck, dass die Neubürger in erster Linie unter dem Aspekt des ökonomischen Zugewinns wahrgenommen wurden. Ob es darüber hinaus – neben den bereits erwähnten Sorgen von Eltern halbwüchsiger Töchter – Befürchtungen oder Erwartungen gab, ist nicht bekannt. So gesehen zeigt sich die Stadt auf der medial überlieferten Interpretationsfolie als die „Handwerker- und Handelsstadt“,⁸⁴⁰ entsprechend der schriftlichen Fixierung im ‚Goldenen Buch‘. In der Rückschau erinnert sich ein zum damaligen Zeitpunkt zwölf Jahre alter Lütjenburger denn auch eher an ein anderes Ereignis, welches im gleichen Jahr stattfand und in vielen schleswig-holsteinischen Individualretrospektiven fest verankert ist: „Ich erinnere mich an die Sturmflut 1962 in Hamburg, aber der Bau der Kaserne und alles hat einen als Kind natürlich nicht so interessiert“.⁸⁴¹ In diesen Erinnerungen dokumentiert sich erneut die immer wieder zu beobachtende Differenz zwischen tatsächlich erlebter und in offizieller oder medialer Aufbereitung fixierter Ereignisqualität. Die von Jan Assmann wiederholt bekräftigte These, dass „[k]ein Gedächtnis [...] eine Vergangenheit als solche zu bewahren vermag“,⁸⁴² findet sich im Zusammenhang mit kollektiv geteilten Ereignissen immer wieder bestätigt. Größtenteils wird später nur das, was verschriftlicht und immer wieder zitiert wird, als das eigentlich überlieferte wahrgenommen, um erneut zitiert zu werden, wie das folgende Beispiel anschaulich belegt. Die Chronik der Schillkaserne schildert den Einmarsch der Garnison – wenn auch ohne Angabe der Quelle – mit einem wörtlich aus der Lokalzeitung übernommenen Text, der folgendermaßen beginnt:

„Vor einer Bevölkerung, die seit über 20 Jahren keine friedensmäßige Parade mehr gesehen hat, und vor den kritischen Augen zahlreicher Vorgesetzter bis zum Wehrbereichsbefehlshaber bestehen zu müssen, ist

⁸³⁷ Ebd.

⁸³⁸ Ebd.

⁸³⁹ Ebd.

⁸⁴⁰ *Goldenes Buch* der Stadt Lütjenburg, Eintrag vom 11.5.1962.

⁸⁴¹ Interview mit Herrn L14 am 18.12.2013.

⁸⁴² Assmann 1988, S. 13.

für eine Truppe in völlig neuer Umgebung und mit zahlreichen erst kürzlich eingestellten Rekruten nicht einfach“.⁸⁴³

Abgesehen davon, dass die einheimische Bevölkerung Lütjenburgs mit aller Wahrscheinlichkeit nie zuvor eine „friedensmäßige Parade“⁸⁴⁴ in ihrer Stadt gesehen hatte, wird dieser Text in etlichen retrospektiven Darstellungen des Einmarsches wiederbelebt. Dieses Beispiel kann als ein Beleg für die Vorgänge gelten, „wie, mit welchen Intentionen, mit welchen Folgen Geschichte in die Gegenwart eingelagert wird“,⁸⁴⁵ wie Beate Binder es in ihren Ausführungen zum Konzept des „Kollektiven Gedächtnisses“⁸⁴⁶ ausdrückt. Teile des oben zitierten – im Original recht langen Beitrages – finden sich heute unter Angabe der Zweit-Quelle „FLA-Archiv“⁸⁴⁷ in einer historischen Darstellung Lütjenburgs. Diesen Narrativen, die man mit Jan Assmann als „Wiedergebrauchstexte“⁸⁴⁸ begreifen kann, mit denen eine Gesellschaft „ihr Selbstbild stabilisiert und vermittelt“,⁸⁴⁹ ist des ursächlichen Autors intendierter Deutungsrahmen bereits inhärent. Der den Presseartikel von 1962 durchziehende Duktus zeigt deutlich, dass es sich bei dem Verfasser um jemanden handelte, der selbst einmal Soldat war. Seine Zielgruppe waren die Zeitungsleser, deren Interpretationsmodus er zu kennen glaubte, da zum damaligen Zeitpunkt nahezu jeder Mann, der älter als dreiunddreißig Jahre war, selbst Soldat gewesen war. Hier sollte eine militärische Identität der Stadt konstruiert werden, bevor es eine geben konnte. Hier sollte auch Differenz bearbeitet werden, indem den Neubürgern signalisiert wurde, dass Lütjenburg sich mit militärischen Zusammenhängen auskannte. Die Wiederaufnahme entsprechender Chiffren und Interpretationsmodi in spätere Texte findet ihren Kulminationspunkt in der fünfzig Jahre nach dem Ereignis hergestellten Selbstdeutung als „Garnisonstadt mit Herz“.

„Die Parade sprach für den guten Ausbildungsstand des Bataillons. Kein Paradeteufel störte mit neckischen Einlagen, wie etwa heruntergefallenen Mützen, bockenden

⁸⁴³ Chronik Fla 6 Bd.I 1956-1977, S. 133 sowie Art. „Einzug des Fla.-Batl. 6 in die neue Garnisonstadt Lütjenburg“, *OHT* 14.5.1962.

⁸⁴⁴ Ebd.

⁸⁴⁵ Binder 2009c, S. 71.

⁸⁴⁶ Vgl. Assmann 1988.

⁸⁴⁷ Zillmann 2008, S. 263 und 270.

⁸⁴⁸ Assmann 1988, S. 15.

⁸⁴⁹ Ebd.

Motoren, kläffenden Hunden oder sonstigen Zufälligkeiten“.⁸⁵⁰ Hinter Sätzen wie diesen steht die Person des zum damaligen Zeitpunkt fünfundsiebzigjährigen Lütjenburger Lokalredakteurs Hermann Witt,⁸⁵¹ dessen Beiträge auch bemüht waren, Stadt und Militär in einen historischen Kontext zu stellen. Am 11. Mai, also einen Tag vor dem Einmarsch der Garnison brachte das *Ost-Holsteinische Tageblatt* eine Sonderbeilage mit Artikeln wie „Frühere Garnisonen in Lütjenburg“,⁸⁵² „Die Geschichte des 6. Fla-Bataillons“⁸⁵³ und „Lütjenburgs Weg zur Garnisonstadt“.⁸⁵⁴ Die Texte gehen nun nicht mehr auf die im Vorfeld der Garnisonswerdung erodierten Konfliktfelder ein, als in der Stadtvertretung geklagt wurde, „[die] Garnison habe der Stadt schwere Lasten auferlegt, die doch wohl zu wenig von der Bundeswehrverwaltung berücksichtigt wurden“.⁸⁵⁵ Im Gegensatz dazu betonen die Artikel jetzt das „Band der Gemeinschaft“, das sich „um Bevölkerung und Truppe schlingen werde“.⁸⁵⁶ Im Gegensatz zu der im gleichen Medium sonst stets bevorzugten Stilisierung Lütjenburgs als „Handwerker- und Handelsstadt“,⁸⁵⁷ ist jetzt eine Akzentuierung des Militärischen mit einer deutlichen Rückkoppelung an entsprechende Traditionslinien erkennbar.

Der Tag des Einmarsches und der Kaserneneinweihung zeigt in seinen lange vorher festgelegten Abläufen rituelle Handlungen und Symbolik in allen erdenklichen Facetten, sowohl von Seiten des darin geübteren Militärs, als auch auf städtischem Terrain. Die Choreografie des Tages umfasst neben den bei Arnold van Gennep genannten Angliederungs- oder Binderiten des gemeinsamen Mahles und des Gabentausches⁸⁵⁸ auch ausgesprochen performative Elemente. Van Gennep zeigt an etlichen Beispielen, wie insbesondere die Annäherung an Fremde bzw. deren Einführung in eine Gruppe von Ritualen begleitet wird. Auch wenn sich seine Beispiele häufig auf archaische Formationen oder indigene Gemeinschaften beziehen, lassen diese sich in komplexen Gesellschaftsformen ebenso nachweisen. Riten sollen ambivalenten Situationen Struktur verleihen und sie somit handhabbar machen, ohne die Beteiligten

⁸⁵⁰ Art. „Einzug des Fla.-Batl. 6 in die neue Garnisonstadt Lütjenburg“, *OHT* 14.5.1962.

⁸⁵¹ Die Identität des Verfassers belegt sein den Texten angefügtes Kürzel „wl“ für „Witt Lütjenburg“.

⁸⁵² Art. „Frühere Garnisonen in Lütjenburg“, *OHT* vom 11.5.1962. Tatsächlich waren während des schleswig-holsteinischen Krieges (1848-1850) gegen Dänemark das 4. Jägerkorps und das 10. schleswig-holsteinische Infanteriebataillon für einige Zeit in Lütjenburg untergebracht, doch gibt es darüber kaum konkretere Informationen. Vgl. *LN* 1973/12.

⁸⁵³ Art. „Die Geschichte des 6. Fla-Bataillons“, *OHT* 11.5.1962.

⁸⁵⁴ Art. „Lütjenburgs Weg zur Garnisonstadt“, *OHT* 11.5.1962.

⁸⁵⁵ Art. Sitzung der Stadtverordneten“, *OHT* 16.2.1960.

⁸⁵⁶ Art. „Einzug des Fla.-Batl. 6 in die neue Garnisonstadt Lütjenburg“, *OHT* 14.5.1962.

⁸⁵⁷ Art. „Amtskette des Bürgermeisters wird morgen überreicht“, *OHT* 10.5.1962.

⁸⁵⁸ Vgl. Gennep 2005, S. 37 ff.

zu irritieren. Neben dem Gabentausch und dem gemeinsamen Essen und Trinken bilden oftmals direkte, kontagiöse Riten den Kern der Zeremonie, wie beispielsweise einander die Hände schütteln oder sich umarmen.⁸⁵⁹ Man vereinigt sich mit anderen, „indem man gemeinsam isst und trinkt oder bestimmte Riten vor den Hausgottheiten ausführt. Kurz, man identifiziert sich auf die eine oder andere Art mit denen, die man trifft“.⁸⁶⁰ Anstelle der „Riten vor den Hausgottheiten“ könnte im hier zu interpretierenden Kontext möglicherweise die Integration der nichtmilitärischen Ehrengäste in militärisches Zeremoniell als adäquates Beispiel angenommen werden. Gedacht sei hier an das Defilee der Soldaten vorbei an den auf einer Tribüne stehenden kommunalen Spitzenvertretern, Landrat, Bürgervorsteher und Bürgermeister.⁸⁶¹ Letzterer wies an dieser Stelle darauf hin, dass „dieser Tag für Lütjenburg eine neue geschichtliche Entwicklung einleite“,⁸⁶² wie die Kieler Nachrichten zitierten. Die „[f]eierliche Kasernenübergabe innerhalb des Kasernenbereichs“⁸⁶³ und das daran anschließende „[g]emeinsame Mittagessen der Ehrengäste“⁸⁶⁴ sprechen für sich. Auch wenn es sich hier um eine Schlüsselübergabe an Stelle eines Gabentausches handelte, fand der gesamte Vorgang in einer äußerst symbolhaltigen Form statt, über den die Presse anschließend detailliert berichtete:

„[...] Regierungsdirektor Wittig übergab den Schlüssel [...] dem Befehlshaber im Wehrbereich I, Flottillenadmiral Rösing, der den Schlüssel an den Kommandeur der 6. Panzergrenadier-Division, Brigadegeneral Haag, weiterreichte. Haag teilte mit, daß die Kaserne [...] den Namen Schill-Kaserne erhalten habe. Er übergab sie an den Kommandeur des Flugabwehr-Bataillons 6, Oberstleutnant Nebel“.⁸⁶⁵

⁸⁵⁹ Vgl. ebd., S. 138.

⁸⁶⁰ Ebd., S. 41.

⁸⁶¹ Vgl. Fotografie im Art. „Einzug des Fla.-Batl. 6 in die neue Garnisonstadt Lütjenburg“. Die Bildunterschrift lautet: „Die Markttribüne. Brigadegeneral Haag, Bürgervorsteher Stein und Bürgermeister Voges mit neuer Amtskette, Landrat Galette, Dr. Beer“, *OHT* 14.5.1962.

⁸⁶² Art. „Lütjenburg begrüßte seine jüngsten Bürger herzlich“, *KN* 14.5.1962, S. 4.

⁸⁶³ Einladungskarte an die Stadtverordneten der Stadt Lütjenburg. Archiv der Stadt Lütjenburg, Akte Garnison.

⁸⁶⁴ Ebd.

⁸⁶⁵ *KN* ebd.

Wie der Ritualforscher Christoph Wulf betont, üben Rituale nicht nur verschiedene Funktionen aus, sie sind gekennzeichnet durch mimetische Prozesse und beinhalten sowohl symbolische als auch expressive Komponenten. „Dies geschieht nicht nur sprachlich-kommunikativ, sondern auch körperlich-materiell. Menschen inszenieren sich, ihre Beziehungen zueinander und schaffen das Soziale, indem sie es aufführen“,⁸⁶⁶ so Wulf. Ritualen ist es eigen, dass sie nicht aus einer spontanen Geste entstehen, sondern nach vorgegebenen Regularien ablaufen. Diese Handlungsmuster sind entweder in internalisierte normative Alltagsgesten inkorporiert worden oder werden bei komplexeren Abläufen nach tradierten Vorlagen neu zusammengestellt. In seiner Arbeit *Das Ritual in pluralistischen Gesellschaften* weist Jan Platvoet darauf hin, dass Rituale auch für einen besonderen Anlass aus Versatzstücken früherer Rituale konstruiert sein können. Dies ist insbesondere dann der Fall, wenn es sich bei dem Anlass um ein einmaliges Ereignis handelt, wie im vorliegenden Fall an den Zeremonien anlässlich des Einmarsches der Bundeswehr deutlich wird.⁸⁶⁷ Wie der Schriftwechsel zwischen Rathaus und Kaserne dokumentiert, hatten die organisatorischen Vorbereitungen auf den großen Tag bereits im März 1962 ihren Anfang genommen, als sich Bürgermeister und Kommandeur beispielsweise über die einzuladenden Ehrengäste verständigten.⁸⁶⁸ Neben den Mitgliedern des Stadtrates schlug der Bürgermeister zudem vor, den Landrat, dessen Stellvertreter, den Kreispräsidenten sowie den örtlichen Vertreter des Soldatenbundes und den Bürgermeister der Nachbargemeinde Panker einzuladen. Die daraufhin seitens der Bundeswehr verschickten Karten, die „[i]m Auftrage des Bundesministers der Verteidigung Dr. h. c. Franz-Josef Strauß“ zur „feierlichen Übergabe an das Flugabwehrbataillon 6 der 6. Panzergrenadierdivision“⁸⁶⁹ einluden, beinhalteten auch den Terminplan des Festtages. Die feierlichen Zeremonien wurden um 9.30 Uhr mit einer Feldparade auf der Umgehungsstraße eröffnet und sollten um 22.00 Uhr mit dem „Großen Zapfenstreich auf dem Marktplatz“⁸⁷⁰ enden. Rathausintern

⁸⁶⁶ Wulf 2007b, S. 182.

⁸⁶⁷ Vgl. Platvoet 2003, S. 184.

⁸⁶⁸ Schreiben des Lütjenburger Bürgermeisters an den Kommandeur des Fla. Btl. 6, Herrn Oberstleutnant Nebel vom 29.3.1962 und 10.4.1962. Archiv der Stadt Lütjenburg, Akte Garnison, nicht paginiert.

⁸⁶⁹ Einladungskarte an die Stadtverordneten der Stadt Lütjenburg. Archiv der Stadt Lütjenburg, Akte Garnison.

⁸⁷⁰ Ebd. Anders als es die *Welt am Sonntag* in einem 2011 erschienenen Artikel über den bevorstehenden Abzug der Bundeswehr aus Lütjenburg darstellt, fand der erste Große Zapfenstreich in Lütjenburg nicht anlässlich der Verabschiedung der Truppe, sondern zu deren Einmarsch statt. Zitat Art. „Zapfenstreich!“ *Welt am Sonntag* vom 16.10.2011: „Wie auch immer die Sache am Ende ausgeht: Am 12. März 2012, exakt 50 Jahre nachdem die Bundeswehr eingezogen ist in diese Holstein-Idylle, findet hier im Ort zum ersten Mal ein Großer Zapfenstreich statt. Man will die Heeresluftabwehr gebührend verabschieden. Es

wurde den Stadtvertretern durch den Bürgervorsteher schriftlich mitgeteilt, wie der in städtischer Verantwortung liegende Teil der Veranstaltung organisiert war. Die Eingeladenen erfuhren damit auch, wann und wo sie an diesem Tage zu erscheinen hatten und welche Kleiderordnung erwartet wurde:

- „15.15 Uhr Versammlung der Stadtverordneten im Rathaus
 (dunkler Anzug, helle Krawatte und Zylinder)
 Geschlossener Gang zum Marktplatz
 Einnahme der Plätze auf der Tribüne
 Musik des Musikchors
 Lütjenburg-Lied gesungen von Schülern
- 15.30 Uhr Begrüßung der Truppe durch den Bürgervorsteher
 Ansprache des Bürgermeisters
 Ansprache des Kommandeurs des Bataillons
 Lied: Schleswig-Holstein-Lied
 Unter Mitwirkung des Spielmannszuges der
 Städt. Mittelschule
- 16.10 Uhr Abmarsch der Truppe
 Pause
- 18.00 Uhr Empfang im Ratssaal des Rathauses
 Eintragung in das Goldene Buch
 Überreichung des Stadtwappens“.⁸⁷¹

wird ein großer Tag für das kleine Lütjenburg, für die ‚Garnisonsstadt mit Herz‘. Vielleicht auch ein ganz trauriger“.

⁸⁷¹ „Programm der Stadt zum Einzug der Truppe“ vom 8.5.1962. Archiv der Stadt Lütjenburg, Akte Garnison, nicht paginiert. Bei dem erwähnten „Lütjenburg-Lied“ handelt es sich um den nachstehenden Text. Wie Sigurd Zillmann in seiner *Geschichte der Stadt Lütjenburg 1945-1978* schreibt, „stammt [es] von einem ostpreußischen Franziskanermönch, der nach dem Krieg seine Mutter und Schwester in Lütjenburg wiederfand und diese Liedverse aus Dankbarkeit dichtete“. Zillmann 2008, S. 120. Vertont wurde es vom damaligen Lütjenburger Chorleiter, Mittelschulrektor und Stadtrat Arthur Volk.

„Lausche, Herz, vertrauten Klängen!
Über dir im Äther blau
Tanzen in des Sturmes Fängen
Jubelnd Möwen silbergrau.
Enten steigen aus dem Schilfwald.

In diesem Ablaufprogramm sind wieder wesentliche Ritualelemente versammelt: Geglaubte Einheit und Gruppenkohäsion wird durch die verordnete Uniformität der Kleidung demonstriert und der musikalischen Darbietung des „Trommler- und Pfeiferkorps der Mittelschule unter Stabführung von Rektor Volk“⁸⁷² verlieh die Presse die weihevollere Bedeutung eines „Willkommensgruß der Jugend an die Soldaten“.⁸⁷³

Beim Empfang im Rathaus nahmen Stadtvertreter und Offiziere gemeinsam ein Getränk ein und verewigten den Akt der Angliederung symbolhaltig im Goldenen Buch, bevor der Bürgermeister dem Kommandeur eine Gabe in Form des Stadtwappens überreichte. Diese Ereignisse sind in der Chronik der Bundeswehr fotografisch dokumentiert. Zu sehen sind Männer in dunklen Anzügen und Uniformen, die mit ernstem Gesichtsausdruck und einem Glas in der Hand entweder einem Sprecher zuhören oder dabei zusehen, wie der Kommandeur seine Unterschrift in das Goldene Buch setzt und das Stadtwappen empfängt. Einzig der Bürgermeister ist deutlich an seiner neuen Amtskette zu erkennen.⁸⁷⁴

Aufgrund des von Anfang bis Ende festgelegten Ablaufes der Vorgänge sind Irritationen ausgeschlossen, denn „Rituale liefern standardisierte Umgangsweisen zwischen Menschen, die sich nicht persönlich kennen“,⁸⁷⁵ wie der Soziologe Markus Euskirchen betont. Für die Hauptakteure dieses Tages, die Bundeswehrangehörigen, bot der Tagesplan im Gegensatz zu den Stadtvertretern ein wesentlich detaillierteres Programm, das insgesamt sieben Seiten umfasste und nicht nur auflistete, wer wann und wo zu sein hatte, sondern auch in welcher Reihenfolge und Geschwindigkeit („10 miles/17 km/h“) sich die Fahrzeuge während der Feldparade zu bewegen hatten.⁸⁷⁶ Neben den Bekleidungs Vorschriften, die deutlich differenzierter ausfielen, als für die Stadtvertretung („Kampfanzug (Jacke in Hose), Unteroffiziere: zusätzlich Handschuhe“),⁸⁷⁷ gab es Verhaltensregeln für die unterschiedlichen Dienstgrade und Funktionsträger. Den Offizieren, die am abendlichen Empfang im Rathaus

Nebel brauen Fluß und See.
Bunte Rinderherden weiden
Unverdrossen Gras und Klee.
Ruhig über Stadt und Feld
Grüßt der Bismarckturm die Welt“.

⁸⁷² Art. „Einzug des Fla.-Batl. 6 in die neue Garnisonstadt Lütjenburg“, *OHT* 14.5.1962.

⁸⁷³ Ebd.

⁸⁷⁴ Chronik Fla 6 Bd.I 1956-1977, S. 165-168.

⁸⁷⁵ Euskirchen 2006, S. 187.

⁸⁷⁶ „Befehl für den feierlichen Einzug des Bataillons in Lütjenburg am 12. Mai 1962“, Chronik Fla 6 Bd.I 1956-1977, S. 134.

⁸⁷⁷ Ebd., S. 135.

teilzunehmen hatten, wurde auch ein Uniformwechsel befohlen. „Ablauf: Teilnehmer FlaBtl 6 versammeln sich bis 17.55 Uhr vor dem Rathaus und erwarten Ankunft Kdr. Anzug: Ausgehanzug, weißes Hemd, Anthrazitbinder, Beamte dunkler Anzug“. ⁸⁷⁸ Unter der Überschrift „Allgemeine Bestimmungen“ wurde für die Soldaten unter anderem ein Alkoholverbot von 7.00 bis 23.30 Uhr angeordnet. ⁸⁷⁹

In der Chronik der Schillkaserne sind dem Ereignis vierzig Seiten gewidmet, die größtenteils mit den damals üblichen Schwarzweißfotografien illustriert sind. Der handschriftliche Begleittext ist, abgesehen von einzelnen Bildunterschriften, komplett identisch mit dem bereits erwähnten Presseartikel aus dem *Ost-Holsteinischen Tageblatt*. ⁸⁸⁰ Die Fotografien zeigen überwiegend größere Gruppen von Männern, die je nach Status und Profession unter Zylindern, Hüten oder militärischen Kopfbedeckungen, den verschiedenen Stationen des Zeremoniells beiwohnen. Frauen und Kinder sind lediglich auf den Fotos zu erkennen, welche die Veranstaltung auf dem Marktplatz dokumentieren, wo „Bürgermeister Voges [...] sich zum ersten Male der Öffentlichkeit im Schmuck der ihm am Vortage verliehenen Amtskette zeigte [...]“. ⁸⁸¹ Auf einigen Abbildungen sind im Hintergrund noch unfertige Kasernengebäude zu erkennen, hinter deren Fenstern sich Männer mit Arbeitermützen auf den Köpfen zusammendrängen, die auf diese Weise an dem feierlichen Akt teilnahmen. „Für die Lütjenburger Bevölkerung war dieser Tag trotz des wolkenverhangenen Himmels und des immer wieder einsetzenden Nieselregens ein Festtag“, ⁸⁸² resümierten auch die *Kieler Nachrichten* am Tag nach dieser Begebenheit

Im Goldenen Buch der Stadt Lütjenburg befindet sich direkt auf der Seite nach dem Eintrag über die Amtskettenverleihung ein Text folgenden Inhalts:

„Lütjenburg erlebte am 12. Mai 1962 ihre [sic] Erklärung zur Garnisonstadt. Der Einzug des Flugabwehrbataillons 6 der 6. Panzergrenadierdivision wurde mit einer Feldparade auf der Umgehungsstraße eingeleitet. Nachmittags begrüßte die Stadt die

⁸⁷⁸ Ebd., S.138. Die Abkürzung Kdr. bedeutet Kommandeur. Mit den Beamten sind die zivilen Bediensteten der Truppen- und Standortverwaltung gemeint.

⁸⁷⁹ Ebd., S. 139. Die Bundeswehr unterscheidet sprachlich Soldaten von Offizieren. Letzteren war während des gemeinsamen Essens und des Empfanges im Rathaus durchaus der Genuss von Alkohol erlaubt, wie auch die Fotografien der betreffenden Ereignisse belegen.

⁸⁸⁰ Chronik Fla 6 Bd.I 1956-1977, S. 133-173.

⁸⁸¹ Art. „Großer Tag einer kleinen Stadt“, VZ 15.5.1962, S. 5.

⁸⁸² Art. „Lütjenburg wurde Garnisonstadt, KN 13.5.1962.

Soldaten auf dem Marktplatz. Abends fand dort der Große Zapfenstreich statt. Die Bevölkerung nahm großen Anteil an diesem Ereignis!“⁸⁸³

Die den Großen Zapfenstreich dokumentierenden Schwarzweißfotografien, welche drei Seiten in die Kasernenchronik illustrieren, zeigen Soldaten unter Stahlhelmen, die im Fackelschein auf dem dunklen Marktplatz stehen.⁸⁸⁴ Welche Wirkung das Schauspiel auf die Mehrheit der Zuschauer hatte, ist nicht überliefert. Es ist jedoch anzunehmen, dass die jeweils wachgerufenen Assoziationen nicht alle in dieselbe Richtung gingen, wie die Erinnerungen dieses Interviewpartners belegen, der sich als Jugendlicher unter den Zuschauern befand.

„Beim ersten Zapfenstreich waren wir oben im Café am Markt und haben uns das von oben angeguckt. [...] Mein Vater ist im Krieg gefallen. Bei uns zu Hause hieß es: Nie wieder Krieg, nie wieder Soldat. Ich wollte deshalb auch nie Soldat werden. Aber es war deshalb keineswegs verpönt, wenn Freunde Soldat wurden“.⁸⁸⁵

Der Große Zapfenstreich gehört zu den seit Anbeginn der Existenz der Bundeswehr kontrovers diskutierten Traditionselementen.⁸⁸⁶ Das heute übliche Zeremoniell geht auf die Zeit der Freiheitskriege (1813-1815) zurück und wird seit 1922 mit der Nationalhymne beendet.⁸⁸⁷ In den immer noch gültigen Richtlinien über das Traditionsverständnis der Bundeswehr aus dem Jahr 1982 werden Rituale und Zeremonien als „militärisches Brauchtum“⁸⁸⁸ bezeichnet, dessen Wurzeln sich zumeist aus unterschiedlichen Motivsträngen speisen.⁸⁸⁹ Im Großen Zapfenstreich treffen

⁸⁸³ *Goldenes Buch* der Stadt Lütjenburg, Eintrag vom 12.5.1962. Unter dem Text folgen die Unterschriften des Kommandeurs, des Bürgermeisters und der Ehrengäste, sowie auf der Rückseite diejenigen von vierzehn Stadtvertretern und dreiundzwanzig Offizieren.

⁸⁸⁴ Chronik Fla 6 Bd.I 1956-1977, S. 170-173.

⁸⁸⁵ Interview mit Herrn L12 am 23.9.2013.

⁸⁸⁶ Vgl. Libero 2006, S. 227, Biehl/Leonhard 2005, S. 216 ff sowie Euskirchen 2005, S. 91 f und Euskirchen 2006, S. 188 f.

⁸⁸⁷ Vgl. Epkenhans 2009, S. 314 f. Aufgeführt wird der Große Zapfenstreich von einem Spielmannszug und einem Musikkorps, das von Fackelträgern begleitet wird. Der Ablauf erfolgt nach folgender festgelegter Abfolge: Locken zum Zapfenstreich, Zapfenstreichmarsch, Retraite, Zeichen zum Gebet, Gebet, Abschlagen nach dem Gebet, Ruf nach dem Gebet. Beim anschließenden Gebet wird der Helm auf Kommando abgenommen. Gegen Ende des Zapfenstreichs erklingt die Nationalhymne, der Große Zapfenstreich wird abgemeldet und die Formation marschiert mit dem Zapfenstreichmarsch ab.

⁸⁸⁸ Libero ebd., S. 220.

⁸⁸⁹ Der Soziologe Ulrich Steuten erläutert die Herkunft des Begriffes in seiner Arbeit *Der Große Zapfenstreich. Die soziologische Analyse eines umstrittenen Rituals* wie folgt: „Um am Abend das Ende eines Trinkgelages beziehungsweise des Aufenthaltes in einem Wirtshaus zu verkünden, schlug der

mehrere Elemente des Militärzeremoniells aufeinander und werden mit geradezu sakraler Ästhetik öffentlichkeitswirksam inszeniert. Der Große Zapfenstreich vereint den musikalisch-feierlichen Eindruck mit religiösem Bezug und einer historischen Dimension.⁸⁹⁰ Während der dezidiert militärkritisch argumentierende Markus Euskirchen in Militärritualen nichts anderes repräsentiert sieht, als einen „Verweis auf die so genannte Ultima Ratio staatlich-politischer Logik [sowie] Akzeptanz für die Existenz von Militär und die Anwendung militärisch organisierter Gewalt“,⁸⁹¹ interpretieren die Militärhistoriker Ralf Pröve und Carmen Winkel diese als „wichtige[n] Bestandteil der Kommunikation des Militärs mit der zivilen Umwelt“.⁸⁹² Unbesehen jeder ideologischen Einordnung lässt sich der Große Zapfenstreich auch mittels der Ritualtheorie fassen, deren Vertreter Christoph Wulf die Einverleibung von Machtstrukturen generell an den Charakter performativer Prozesse gekoppelt sieht. Auf diese Weise wird der Körper zum „Gedächtnis des Sozialen“.⁸⁹³

Die der Aufführung inhärente Botschaft impliziert sowohl eine Rückbindung an militärische Traditionslinien als auch eine Art von Einweihung der Verbindung zwischen Stadt und Militär. Welche mehrdimensionalen Bedeutungsebenen dem Ereignis noch zugeschrieben werden können, belegt die spezielle historische Aufladung die der Bericht des *Ost-Holsteinischen Tageblattes* enthält:

„Die immer wieder eindrucksvolle militärisch-musikalische Veranstaltung eines Großen Zapfenstreichs verfehlte unter diesen besonderen Umständen in Lütjenburg nicht ihre Wirkung. [...] Bevölkerung und die vielen alten Soldaten mögen zurückgedacht haben an die feierlichen Stunden eines Zapfenstreichs, die sie und ihre vielen fürs Vaterland gefallenen Kameraden im Laufe ihres Lebens mitgemacht

Profos mit einem Stock auf den Zapfen eines Fasses. Quellen aus dem 17. Jahrhundert zufolge bedeutete diese Amtshandlung das Verbot des weiteren Getränkeauschanks an die Soldaten an diesem Abend. Für die anwesenden Soldaten bedeutete es weiterhin die sofortige Einstellung jedweden weiteren Amusements, also zum Beispiel zu zechen oder zu würfeln. [...] Bei seinem Kontrollgang durch die Schänken und Marketenderzelte wurde der Profos [vorgesetzter Militärpolizist; Anm. d. Verf.] häufig von Musikanten, Trommlern und Pfeifern begleitet. Nachdem der Zapfen gestrichen oder geschlagen worden war [...], hatte der Rückmarsch der Truppe ins Heerlager unter Begleitung der Musiker ‚in gehöriger Ordnung‘ zu erfolgen; Zuwiderhandeln sollte ‚exemplariter abgestraffet werden‘. Diese symbolische Verkündung der Sperrstunde wurde 1726 von dem sächsischen Major Hans von Fleming in seinem Buch ‚Der vollkommene deutsche Soldat‘ als Brauch des ‚Zapfenstreichs‘ bezeichnet“. Steuten 1999, S. 11 f.

⁸⁹⁰ Vgl. Steuten ebd., S. 12.

⁸⁹¹ Euskirchen 2006, S. 189

⁸⁹² Pröve/Winkel 2012, S. 11.

⁸⁹³ Wulf 2004, S. 59–60.

haben. [...] Daß dieser Abend ein Abend der Besinnung war, wurde später in den Gaststätten der Stadt [...] bestätigt. Es herrschte kein Trubel, sondern besinnliche Befriedigung über den Lauf der Ereignisse“.⁸⁹⁴

Das emotional-historisierende Pathos dieser Beschreibung, die das aktuelle Geschehen in individuell Erlebtes rahmt, ist einerseits typisch für die Rhetorik der Nachkriegsjahre, zeigt aber auch die dezidierte Vermeidung öffentlich zur Schau getragener Militärbegeisterung. Die dem Text innewohnende Botschaft trägt viel von der zwischen Trauma und narzisstischer Kränkung changierenden Gefühlswelt der Kriegsgeneration in sich, deren Vertreter wohl als die eigentlichen Adressaten dieser Worte gedacht waren.⁸⁹⁵ Vor diesem Hintergrund betrachtet, beinhaltet das historische Moment der Garnisonswerdung Lütjenburgs auch ein zusätzliches liminales Element, indem selbstadressierend signalisiert wird, „daß das deutsche Volk [...] ein wertvolles und wehrbereites Mitglied der westlichen Völkergemeinschaft geworden ist“,⁸⁹⁶ wie der bereits zitierte Autor es formulierte.

Wenn Christoph Wulf „Rituale [als] institutionelle Muster“ charakterisiert, „in denen kollektiv geteilte Handlungspraxen inszeniert und aufgeführt werden und in denen eine Selbstdarstellung und Selbstinterpretation der gemeinschaftlichen Ordnung bestätigt wird“,⁸⁹⁷ kann dies durchaus als mögliche Deutung des zuvor beschriebenen gelesen werden. Hier wurden Traditionen umgedeutet und Praxen der Neuinterpretation und Selbstvergewisserung als Teil eines Transformationsprozesses in kollektiv geordnete Zeremonien und Rituale integriert und inkorporiert. Der Tag, der Lütjenburgs Garnisonswerdung medial so überdeutlich markierte, wurde zugleich dazu benutzt, „Erinnerungsfiguren“⁸⁹⁸ zu installieren, aus denen sich das kulturelle Gedächtnis einer Gruppe bilden kann. Die immer wieder rezipierten Texte des *Ost-Holsteinischen Tageblattes*, deren Verfasser bemüht war, mittels analogisierender Übertragung eine kollektive Identität zu konstruieren, sind ein deutlicher Beleg für das Funktionieren dieses Mechanismus. Der Tag, an dem „Bürgermeister Voges [...] sich zum ersten Male der Öffentlichkeit im Schmuck der ihm am Vortage verliehenen Amtskette zeigte

⁸⁹⁴ Art. „Einzug des Fla.-Batl. 6 in die neue Garnisonstadt Lütjenburg“, *OHT* 14.5.1962.

⁸⁹⁵ Vgl. Mank 2011, S. 214.

⁸⁹⁶ *OHT* ebd.

⁸⁹⁷ Wulf 2007a, S. 22.

⁸⁹⁸ Binder 2009c, S. 72.

[...]“⁸⁹⁹ und verkündete, dass „dieser Tag für Lütjenburg eine neue geschichtliche Entwicklung einleite“,⁹⁰⁰ konnte aus Sicht seiner Veranstalter als gelungen betrachtet werden. Die sowohl militärischen als auch bürgerlich geprägten rituellen Elemente hatten dazu beigetragen, dass performativ ein symmetrisches Verhältnis zwischen Stadt und Bundeswehr demonstriert wurde. Sowohl mit Praxen der Selbstvergewisserung als auch der Differenzbearbeitung hatten die städtischen Akteure gezeigt, dass die Bundeswehr willkommen war, ihr aber keineswegs die künftige Deutungshoheit zugesprochen wurde. In den Zeremonien im Rathaus und auf dem Marktplatz hatten die Lütjenburger gezeigt, dass nicht nur die Straßen „akkurat aussehen“,⁹⁰¹ sondern insgesamt sehr viel getan wurde, um „standesgemäß die Garnison aufzunehmen“.⁹⁰²

6.3 Die Schill-Kaserne in Lütjenburg

Die am 12. Mai 1962 eingeweihte Lütjenburger Schill-Kaserne reiht sich ein in die Gruppe der 135 Bundeswehnniederlassungen, die bis Mitte der 1960er Jahre in Orten mit weniger als 5000 Einwohnern angesiedelt worden waren. Bereits 1953 war seitens der ministeriellen Planungsgremien die Absicht geäußert worden, bei der Neuaufstellung einer Armee „die Truppenunterkünfte zu zwei Dritteln in Anlehnung an die kleinen Städte zu errichten“.⁹⁰³ Die mit diesem Verteilerschlüssel verbundenen Pläne folgten nicht nur den militärischen Vorgaben der NATO und deren verteidigungsstrategischer Positionierung entlang der Demarkationslinie des „Kalten Krieges“, sie dienten auch der politisch erwünschten Förderung strukturschwacher Regionen – vorrangig im so genannten Zonenrandgebiet. Da man zudem die industriell stark durchorganisierten Gebiete, wie das Ruhrgebiet oder den Frankfurter und Stuttgarter Raum von Militäransiedlungen möglichst frei halten wollte, befanden sich die meisten Bundeswehnniederlassungen in den bevölkerungsärmsten Regionen der Bundesrepublik.⁹⁰⁴ Ein weiterer Grund für den Bau von Kasernen in Kleinstadtnähe betraf das Vorhandensein von geeigneten stadtnahen Flächen sowie die in aller Regel

⁸⁹⁹ Art. „Großer Tag einer kleinen Stadt“, VZ 15.5.1962, S. 5.

⁹⁰⁰ Art. „Lütjenburg begrüßte seine jüngsten Bürger herzlich“, KN 14.5.1962, S. 4.

⁹⁰¹ Art. „Vorbereitungen für den großen Tag“, OHT 10.5.1962.

⁹⁰² Art. „Vom Fremdenverkehrsverein Lütjenburg“, OHT 27.9.1960.

⁹⁰³ Schmidt 2006, S. 54. Wie der Militärhistoriker Wolfgang Schmidt anführt, gab es Mitte der 1960er Jahre insgesamt 357 Bundeswehrstandorte, von denen sich die Mehrheit in Klein- und Mittelstädten mit bis 50.000 Einwohnern befand. Lediglich 55 Garnisonen lagen in Städten über dieser Grenze. Vgl. ebd., S. 8 f.

⁹⁰⁴ Vgl. ebd., S. 66.

bundeswehrfreundlichere Grundstimmung in der Bevölkerung.⁹⁰⁵ Auch die verkehrstechnische Anbindung und die Möglichkeit erreichbarer Freizeitgestaltungsangebote spielte bei den Planungen durchaus eine Rolle, denn man wollte dem Leitbild des „Staatsbürgers in Uniform“ auch dadurch Rechnung tragen, dass die Bundeswehrangehörigen als Teil der lokalen Gemeinschaft und nicht als separat existierender „Staat im Staate“ wahrgenommen wurden.⁹⁰⁶ In dieser Hinsicht erfüllte die Lütjenburger Bundeswehrierniederlassung alle oben genannten Ansprüche. Die Stadt hatte zu Beginn des Jahres 1960er Jahre weniger als 5.000 Einwohner,⁹⁰⁷ verfügte über stadtnahe Freiflächen und lag inmitten einer strukturschwachen Region im Zonenrandgebiet.⁹⁰⁸ Die Bevölkerung hatte im Vorfeld der Bundeswehrierniederlassung keinerlei Abwehrhaltung erkennen lassen und auch der Fußweg von der Kaserne zum Stadtzentrum mit Einkaufsmöglichkeiten, Bank, Post, Kino und etlichen Gaststätten ließ sich in wenigen Gehminuten zurücklegen.

Wie sah nun dieses Gebilde namens Schill-Kaserne aus und welche Hinweise lassen sich aus den Quellen hinsichtlich dessen Wahrnehmung durch die Lütjenburger Bevölkerung generieren? Gab es kontroverse Perspektiven auf das Geschehen am Stadtrand oder wurde das Emporwachsen eines neuen Stadtteils lediglich als willkommener Katalysator für die Bauwirtschaft gesehen?

6.3.1 Materialität, Alterität und Symbolik

Zu den Gebäuden, deren bloße Erwähnung bei einer Mehrzahl von Menschen umgehend zum Auslöser narrativer biografischer Retrospektiven wird, wurde für Generationen von Männern die Kaserne. In der Altersgruppe derer, die noch mehrheitlich zum Wehrdienst eingezogen wurden, dürften sich die Erinnerungen an diese, in der Regel eher mit negativen Assoziationen verbundenen, Bauten ähneln. Stehen sie doch auch symbolisch für eine wenig selbstbestimmte Lebensphase und eine

⁹⁰⁵ Vgl. ebd., 70.

⁹⁰⁶ Vgl. ebd., S. 369.

⁹⁰⁷ Laut Einwohnermeldeamt wurden zu Beginn des Jahres 1962 in Lütjenburg 4597 Einwohner registriert, wie das Ostholsteinische Tageblatt in einem Jahresrückblick mitteilte. Die Überschrift des Artikels bezog sich auf (geringfügig) rückläufige Zahlen bei Eheschließungen, Geburten und Sterbefällen. Vgl. Art. „Rückläufige Zahlen beim Standesamt“, *OHT* 4.1.1963.

⁹⁰⁸ Das Zonenrandgebiet war ein etwa 40 km breiter Streifen am Ostrand des alten Bundesgebiets von der Ostsee bis zur Donau entlang der Grenze zur ehemaligen DDR, der bestimmte Stadt- und Landkreise in den Ländern Schleswig-Holstein, Niedersachsen, Hessen und Bayern umfasste. Das Zonenrandgebiet wurde durch regionale Wirtschaftsförderung, Sonderabschreibungen und weitere Maßnahmen gefördert, um die Nachteile des Zonenrandgebiets aus der Grenzlage zur ehemaligen DDR auszugleichen. Auch der Kreis Plön, in dem die Stadt Lütjenburg liegt, gehörte zu diesem besonders förderungswürdigen Gebiet.

damit verbundene „Sonderwelt“,⁹⁰⁹ die sich sowohl durch Soziolekt und Kleidernorm, als auch wegen ihrer spezifischen Hierarchien und Rituale von der Alltagswelt unterscheidet. Somit hat sich die Kaserne als Projektionsfläche für diverse Affekte manifestiert und wird gleichsam zum Symbol für ein ganzes Bündel mentaler Manifestationen. Wie unter anderem die ihr abgeleitete Wortschöpfung des Kasernenhoftons nahelegt, kann die Kaserne in ihrer reinen Materialität kaum objektiv wahrgenommen werden. Vor diesem Hintergrund ist nun zu fragen, wie sich die Lütjenburger Kaserne einerseits im Medium der Repräsentation und andererseits im Deutungsrahmen der Stadtbevölkerung widerspiegelt. Welche Attitüden und Meinungen lassen sich rückwirkend erschließen? Wie lassen sich ideologisch überformte Botschaften und narrative Ordnungen aus Zeitzeugenberichten interpretieren und wer erinnert sich wie an was?

Das heute von Schul- und Sportgelände, Wohnsiedlungen und Wirtschaftsbetrieben umgebene Kasernengelände lag während seiner Bauzeit noch inmitten landwirtschaftlich genutzter Flächen am äußeren westlichen Rand der Stadt an der Landstraße Richtung Kiel. In der Kieler Straße, in welcher die Kaserne später mit der Hausnummer fünfundzwanzig versehen wurde, endete die Bebauung zu der Zeit bei dem letzten Wohnhaus mit der Nummer acht.⁹¹⁰ Die heute an der Kieler Straße auf dem Weg zum inzwischen verlassenen Bundeswehrgelände liegenden Wohngebäude und Gewerbebeansiedlungen entstanden erst im Gefolge der Garnisonsentwicklung. Auf die abseitige Randlage dieses damals noch weitgehend unerschlossenen Geländes Richtung Kaserne verweist eine Zeitungsmeldung aus dem Herbst 1962, in der es heißt:

„Der sandige Bürgersteig liegt völlig im Dunkeln, so daß die Passanten gerne auf der Straße gehen. Ein schwerer Unfall, bei dem ein Soldat verletzt wurde, ist schon geschehen. [...] Im Interesse der Sicherheit der die Stadt besuchenden Soldaten wäre eine baldige Änderung der Wegeverhältnisse mit Fliesen und Beleuchtung sehr zu begrüßen.“⁹¹¹

Hinsichtlich der Namensgebung war das Bundesverteidigungsministerium 1962 noch nicht der Versuchung erlegen, die Kaserne mit einem durch seine problematische Rolle im NS-Staat belasteten Traditionsträger in Verbindung zu bringen. Dergleichen sorgte

⁹⁰⁹ Vogt 1986, S. 22.

⁹¹⁰ Vgl. Historisches Adressbuch Lütjenburg 1958. <http://adressbuecher.genealogy.net/entry/place/LUTURGJO54HH?offset=375&max=25&sort=lastname&order=asc>. Aufruf: 12.10.2013, 13.18 Uhr.

⁹¹¹ Art. „Sandiger Bürgersteig macht Sorgen“, *OHT* 15.11.1962.

später an anderen Standorten für erhebliche Kritik und führte insbesondere in den 1990er Jahren zu diversen Umbenennungen.⁹¹² Wie der Militärgeschichtler Wilfried Heinemann nachweist, stand die Vergabepaxis von Kasernennamen in direktem Zusammenhang mit den wechselnden Verteidigungsministern: Während beispielsweise Franz-Josef Strauß, Amtsinhaber von 1956 bis 1962, „eine Benennung von Kasernen nach Angehörigen der Wehrmacht durchgängig verhindert“ habe, kam „eine breite Aktion zur Vergabe solcher Namen erst in der Amtszeit seines Nachfolgers Kai-Uwe von Hassel zu Stande“.⁹¹³

An den Lütjenburger Namenspatron Ferdinand Baptista von Schill erinnerte der zur Kaserneneinweihung erschienene Brigadegeneral Haag, indem er gemahnte „daß sich die hier stationierte Truppe jederzeit der Verpflichtung bewußt sei, die ihr mit dem Namen des Majors von Schill, nach dem die Kaserne benannt wurde, auferlegt ist“.⁹¹⁴ Über die Entscheidung, den Namen des Freikorps-Führers aus den Befreiungskriegen zu wählen, wundert sich indes die Militärgeschichtlerin Loretana de Libero in ihren 2006 erschienenen Ausführungen zum Traditionsverständnis der Bundeswehr, indem sie diagnostiziert:

„Um den Namensgeber ihrer Kaserne in Lütjenburg, Ferdinand Freiherr von Schill (1776-1809), wird [...] erklärt, er stehe 'als Symbol für die Freiheitsliebe, den Kampf gegen Unterdrückung und vor allem für soldatische Ordnung'. Unklar ist allerdings angesichts eigenmächtiger Taten dieses freiherzigen Freikorps-Führers aus den Befreiungskriegen, was Schill denn ausgezeichnet haben soll, um heute als besonderes Vorbild für soldatische Ordnung hingestellt zu werden“.⁹¹⁵

Um die Lütjenburger Bevölkerung mit Person und Wirken ihres Kasernenpatrons vertraut zu machen, erschien im *Ostholsteinischen Tageblatt* kurz nach dem Einzug der Garnison ein „[kurzer] Überblick über die geschichtliche Persönlichkeit des preußischen Majors v. Schill“⁹¹⁶ der zu einer Zeit Soldat war, als es noch kaum kaserniertes Militär gab. Die fünf Jahre nach Schills Tod eingeführte Wehrpflicht in Preußen war das auslösende Moment für die zunehmende Unterbringung der Soldaten in den

⁹¹² Vgl. Heinemann 2012, S. 167.

⁹¹³ Ebd., S. 165. Vgl. hierzu auch Libero 2006, S. 70 und 169.

⁹¹⁴ Art. „Großer Tag für eine kleine Stadt“, VZ 15.5.1962, S. 3.

⁹¹⁵ Ebd.

⁹¹⁶ Art. „Major v. Schill als Namensgeber der Kaserne in Lütjenburg“, OHT, 18.5.1962.

gefängnisähnlichen „Zwangsanstalten“,⁹¹⁷ die insbesondere nach der Reichseinigung beschleunigt fertiggestellt wurden. Berichte über die schlechte Behandlung durch Vorgesetzte, „sinn- und geistlosen Drill, das endlose Appellstehen, die ewigen Kleider- und Waffenrevisionen [und] das unausgesetzte Parademarsch- und Richtungsübungen“⁹¹⁸ sind eng mit dem Begriff des preußischen Kasernenhofes verbunden und Bestandteil etlicher Lebenserinnerungen.

Das am Lütjenburger Stadtrand erbaute Bundeswehrareal unterschied sich indes deutlich von den militärischen Bauten des 19. Jahrhunderts und auch von den zur Zeit der Wehrmacht erstellten Anlagen.⁹¹⁹ Nahezu allen vor 1928 geborenen Männern waren die früheren Kasernen aus ihrer eigenen Dienstzeit vertraut und nicht ohne Grund avancierte die Kasernenhofsatire *08/15* von Alexander Kerst zu einem der erfolgreichsten Bücher der 1950er Jahre, wie der Historiker Alf Lüdtker in seinen Betrachtungen über *Die Kaserne* als einen der *Orte des Alltags* anmerkt.⁹²⁰ Neu erbaute Bundeswehrunterkünfte hatten mit diesen düsteren Massenquartieren, in denen sich die Rekruten noch „selbst den Strohsack stopfen mussten“,⁹²¹ nichts mehr gemein. Die positive Beurteilung dieser vergleichsweise komfortablen Art der Unterbringung schwingt auch im Tenor etlicher Zeitungsartikel mit, die anlässlich der Kaserneneinweihung am 12. Mai 1962 erschienen.

So erinnerte auch Flottillenadmiral Rösing in seiner Ansprache an die Dürftigkeit früherer Kasernenbauten, in denen er selbst einmal seine Laufbahn begann.⁹²² Ähnlich lautende Urteile hinsichtlich dieser „sehr schönen, durch viele Grün- und Blumenanlagen aufgelockerten“,⁹²³ „nach den modernsten Gesichtspunkten gebauten Kasernenanlage“⁹²⁴ mit den „geräumigen, hellen und sanitär hervorragend eingerichteten Wohngelegenheiten unserer Soldaten“,⁹²⁵ „die sich wohltuend von dem Kasernenhausstil vergangener Jahrhunderte unterscheiden“,⁹²⁶ sind auch den Presseberichten anlässlich des „Tages der offenen Tür“ zu entnehmen, der einige

⁹¹⁷ Engelen 2003, S. 532.

⁹¹⁸ Frevert 2001, S. 222.

⁹¹⁹ Vgl. Schmidt 2006, S. 282 f.

⁹²⁰ Vgl. Lüdtker 1994, S. 227.

⁹²¹ Range 2005, S. 103.

⁹²² Vgl. Art. „Großer Tag für eine kleine Stadt“, *VZ* 15.5.1962.

⁹²³ Art. „Tag der offenen Tür in Lütjenburg. Rund 5000 besuchten die Kaserne“, *KN* 23.10.1962.

⁹²⁴ Art. „Feierliche Übergabe der Kaserne“, *OHT* vom 14.5.1962.

⁹²⁵ Art. „Großer Tag der ‚Offenen Tür‘. Ganz Lütjenburg speiste Erbsensuppe bei seinen Soldaten“, *OHT* 22.10.1962.

⁹²⁶ Art. „Es wurde tatsächlich geschossen. Tausende beim ‚Tag der offenen Tür‘ – Scheinkampf gegen Stoßtrupp“, *VZ* 23.10.1962.

Monate nach dem Kasernenbezug stattfand. Die hier zitierten Äußerungen haben mehrere Adressaten, denen unterschiedliche Botschaften vermittelt werden sollen. Die Soldaten, die von Admiral Rösing darauf hingewiesen werden, dass diese Art der Unterbringung keineswegs selbstverständlich sei, sind lediglich als Verstärker der Botschaft zu sehen. Der wirkliche Adressat ist die Zivilgesellschaft, der hier vermittelt werden soll, dass die Bundeswehr keine Ähnlichkeit mehr mit den Armeen der Väter und Großväter hat und zudem hervorragende Arbeitsplätze bietet. Diese Botschaft muss in erster Linie vor dem Hintergrund stagnierender beziehungsweise fehlender Bewerbungen für den Bedarf an länger dienenden Freiwilligen gesehen werden. Denn „[s]chon im Sommer 1960“, so der Militärsoziologe Frank Nägler, „sah sich [...] die Personalabteilung zu der Feststellung genötigt, dass ‚die Lage in den für die Bundeswehr interessanten technischen Berufen aller Art‘ besonders angespannt sei“.⁹²⁷ Diese Entwicklung war keineswegs nur „der sich in den Arbeitsmarktdaten niederschlagenden Erfolgsgeschichte der Bundesrepublik“ geschuldet, vielmehr „bahnte sich auch ein Einstellungswandel in der Bevölkerung an, der auf eine zunehmende Entfernung der Gesellschaft vom Militär hindeutete“, ⁹²⁸ wie Nägler ausführt. Im Übrigen ist den Pressekommentaren deutlich anzumerken, dass die Verfasser selbst noch andere militärische Unterkünfte kennengelernt hatten und die deutlich ziviler wirkende Atmosphäre der neu entstandenen Anlage sichtlich erstaunt zur Kenntnis nahmen. Das auf einer Fläche von ca. 23 Hektar errichtete Anwesen gliederte sich im Wesentlichen in acht einstöckige Unterkunftsblöcke, Küchen- und Kantinentrakt, Fahrzeughallen und Werkstätten, eine Sporthalle, Stabs- und Truppenverwaltung, die am Eingangstor gelegene Wache sowie ein Sanitätsgebäude.⁹²⁹

Immer wieder kommt in den Kommentaren das Staunen über den Fortschritt zum Ausdruck, das wohl am ehesten durch die unmilitärisch wirkende Atmosphäre hervorgerufen wurde. Insgesamt hoben sich die Gebäude mit ihren augenfälligen Bezügen „zum zivilen städtebaulichen Leitbild der fünfziger Jahre“⁹³⁰ deutlich von der „Schwere des verrufenen ‚Blut- und Bodenstils‘ [der] vergangenen Epoche“⁹³¹ ab, wie der Militärhistoriker Wolfgang Schmidt in seinen Anmerkungen zu den Kasernenbauprogrammen der 1950er und 60er Jahre feststellt. „Fraglos konnten und

⁹²⁷ Nägler 2010, S. 342.

⁹²⁸ Ebd.

⁹²⁹ Vgl. Art. „Es wurde tatsächlich geschossen. Tausende beim ‚Tag der offenen Tür‘ – Scheinkampf gegen Stoßtrupp“, VZ 23.10.1962.

⁹³⁰ Schmidt 2006, S. 291.

⁹³¹ Ebd., S. 290.

wollten sich die Planer der neuen Bundeswehrkasernen den zeitgenössischen politischen und architektonischen Strömungen nicht entziehen“,⁹³² so Schmidt. Dass die jungen Wehrpflichtigen die „Sechs-Mann-Stuben“ und Gemeinschaftsduschen ebenso freudig begrüßten, wie der Redakteur des *Ost-Holsteinischen Tageblattes*, darf angesichts entsprechend anderslautender Urteile etlicher Ehemaliger bezweifelt werden,⁹³³ doch war auch hier wieder der Vergleich mit der Vergangenheit das entscheidende Beurteilungskriterium:

„Der junge Soldat kann in diesen weiträumigen Unterkünften nicht mehr das störende Gefühl haben, in einer Massenunterkunft zu wohnen. Die älteren Semester unter den Zuschauern konnten Vergleiche gegen früher anstellen und mußten zu dem Urteil kommen, daß der wesentlich höhere Lebensstandard des Volkes sich auch in besseren Unterkünften seiner Soldaten bemerkbar macht“.⁹³⁴

Auch der Redakteur der *Kieler Nachrichten*, der im Januar 1964 in der vierteiligen Serie „Der Soldat und seine Garnison“ über die Standorte Rendsburg und Lütjenburg berichtete, urteilte über die Lütjenburger Kaserne: „Wer sie aus der Vogelperspektive sieht, würde sie für ein Sanatorium oder ein modernes Industrieunternehmen halten“.⁹³⁵

In den Vorgängerarmeen hatte das Wohlbefinden der Soldaten nie als bedenkenswertes Kriterium gegolten, es ging vielmehr darum, den jungen Männern mit wenig finanziellem Aufwand möglichst gleichartige mentale Muster, manuelle Fähigkeiten und habituelle Anpassung anzutrainieren. Seit es 1814 in Preußen eine Wehrpflicht gab, hatten Männer in Kasernen gelebt und diese Zeit als Zäsur im Sinne eines Übertrittes vom Jugendlichen zum Erwachsenen erlebt. Das in den Kasernen der Väter und Großväter herrschende strenge bis schikanöse Reglement, wie auch das oft besungene, außerhalb des Militärgeländes verortete Männervergnügen, avancierten zu den lebhaftesten Erinnerungsnarrativen großer Teile der männlichen Bevölkerung.⁹³⁶

Kasernierung, so Lüdtke, gehört zur europäischen Moderne und ist somit auch Teil

⁹³² Ebd.

⁹³³ Vgl. Interviews mit Herrn BXX4 am 12.3.2013 sowie Herrn BXX3 am 25.9.2013. Beide Interviewpartner verbrachten ihren Wehrdienst unabhängig voneinander Ende der 1960er Jahre in der Lütjenburger Schill-Kaserne und empfanden dieselbe durchaus als ungemütliche „Massenunterkunft“.

⁹³⁴ Art. „Großer Tag der ‚Offenen Tür‘. Ganz Lütjenburg speiste Erbsensuppe bei seinen Soldaten“, *OHT* 22.10.1962.

⁹³⁵ Art. „Der Boom kam mit dem Bataillon“, *KN* 16.1.1964, S. 12.

⁹³⁶ Vgl. Frevert 2001, S. 232 ff.

eines kollektiven Disziplinierungsprozesses geworden, der in einem solch umfassenden Ausmaß vorher nicht denkbar war.⁹³⁷

Das auf Effizienz und Leistungssteigerung zielende Instrument der Disziplinierung war in diesem Maße nur durch die streng überwachte Kasernierung und Abschottung von der nichtmilitärischen Gesellschaft möglich. Erreicht wird Disziplin am effektivsten in einem System von hierarchisch ausgeprägter Unterordnung in Kombination mit unhinterfragbaren Abläufen und schematischen Körperübungen, deren innere Logik und Effekte Foucault unter anderem am Beispiel des Exerzierens verdeutlicht.⁹³⁸ Dieses werde so lange geübt, „bis ein kalkulierter Zwang jeden Körperteil durchzieht und bemeistert, den gesamten Körper zusammenhält und verfügbar macht und sich insgeheim bis in die Automatik der Gewohnheiten durchsetzt“.⁹³⁹ Auch das einige Jahre vor Foucaults *Überwachen und Strafen* entwickelte Konzept der „totalen Institution“, mit dem Erving Goffmans die soziale Situation von Anstaltsinsassen beschreibt, verweist auf den Kasernierungsmechanismus, dessen Ziel unter anderem in der Enkulturation eines formalen, Geist und Körper disziplinierenden, Regelwerkes besteht.⁹⁴⁰

Für die Bundeswehr wird das Konzept der „totalen Institution“ von verschiedenen Autoren indes als nicht mehr zeitgerecht bewertet, da sich die Abschottung weitaus geringer darstellt, als in den Kasernen der Vorgängerarmeen.⁹⁴¹ Abgesehen von den ersten Wochen des Grundwehrdienstes verlassen die meisten Soldaten spätestens um 17.00 Uhr die Kaserne in Zivilkleidung und haben dank entsprechender Grundrechte und Beschwerdemöglichkeiten wesentlich weniger Einschränkungen ihrer persönlichen Freizügigkeit hinzunehmen, als die von Goffman beschriebenen. Dennoch sind

⁹³⁷ Lütke verweist in diesem Zusammenhang auf Michel Foucaults 1977 erschienenes Werk *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Vgl. Lütke 1994, S. 227. Foucault argumentiert dahingehend, dass „in einer qualitativen Veränderung im späteren 18. oder auch im frühen 19. Jahrhundert die Disziplinierung der Körper, d.h. eine Fundamentalkontrolle aller individuellen wie gesellschaftlichen Regungen, zumindest das Handlungsprogramm der Herrschenden geworden sei“. Vgl. Foucault 1994.

⁹³⁸ Vgl. Apelt 2005, S. 433.

⁹³⁹ Foucault 1994, S. 173.

⁹⁴⁰ Goffmans 1961 in den USA erschienenes Werk wurde 1973 unter dem deutschen Titel *Asyle: Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen* herausgegeben. Goffman beschreibt die von ihm in dieser Weise verstandenen Institutionen so: „Eine totale Institution lässt sich als Wohn- und Arbeitsstätte einer Vielzahl ähnlich gestellter Individuen definieren, die für längere Zeit von der übrigen Gesellschaft abgeschnitten sind und miteinander ein abgeschlossenes, formal reglementiertes Leben führen. Ein anschauliches Beispiel dafür sind Gefängnisse, vorausgesetzt, dass wir zugeben, dass das, was an Gefängnissen gefängnisartig ist, sich auch in anderen Institutionen findet, deren Mitglieder keine Gesetze übertreten haben“. Goffman 1973, S. 11. Im Hinblick auf das Militär als totale Institution siehe insbesondere Hagen 2014, S. 247 ff, Euskirchen 2005, S. 69 sowie Apelt 2005, S. 431 ff..

⁹⁴¹ Vgl. ebd., S. 315.

bestimmte Mechanismen der Goffman'schen Theorie nach wie vor wirksam, zumal das Hierarchiesystem und das militäreigene Prinzip von „Befehl und Gehorsam“ spezielle Formen des Miteinanders bedingen, die sich von anderen Berufsgruppen deutlich unterscheiden. Trotz dieser militärimmanenten Strukturen ist nicht zu übersehen, dass die Zäsur, welche die Bundeswehr bereits in ihrer Frühphase von ihren Vorgängerarmeen trennte, in vielfacher Hinsicht wahrnehmbar ist. Die betonte Abkehr von den militärischen Prinzipien der wilhelminischen Ära und dem Geist der Wehrmacht bot in Lütjenburg dann auch Möglichkeiten zur Öffnung für bürgerliche Traditionsveranstaltungen, die in früheren Kasernen so nicht vorstellbar gewesen wären. Das deutlich sichtbare Bemühen der Bundeswehr, sich in der Garnisonstadt freundlich und aufgeschlossen zu präsentieren, zeigte sich nicht nur am bereits erwähnten „Tag der offenen Tür“ im Sommer 1962, sondern auch im Jahr darauf, als die Schulkinder ihren alljährlichen Tanznachmittag als Abschluss des „Kindervogelschießens“ in der Kaserne feierten und das *Ostholsteinische Tageblatt* folgenden Bericht abdruckte:

„Ganz besonders trug zum Erfolg des Festes die großzügige Ausrichtung des Tanzes im großen Speisesaal mit Nebenräumen in der Kaserne der Garnison bei. Die Truppe stellte auch die notwendigen Ordonnanzen, die Absperrungen und andere Bereitstellungen, so daß die Worte des Dankes für die Truppe, die der Bürgervorsteher beim Schlußakt der Siegerverkündigung vor dem Rathaus aussprach, besonders herzlich waren und großen Beifall fanden. Auch die überraschend zahlreiche Beteiligung der Elternschaft beim Tanz in der Kaserne unterstrich das freundschaftliche Verhältnis zu den Soldaten“.⁹⁴²

Das Ereignis fand auch Eingang in die Chronik der Schill-Kaserne, in der unter anderem aus der Lütjenburger Schulchronik zitiert wird, dass „[die] Bundeswehr [...] unter Major Läßle großes Entgegenkommen [zeigte]“ und das „sowohl theoretisch bei der Vorbesprechung als auch praktisch bei der Durchführung des Kindertanzes im Speisesaal der Kaserne“.⁹⁴³

Das Bemühen um Anerkennung und gesellschaftliche Akzeptanz der noch jungen Institution Bundeswehr ist hier deutlich herauszulesen. Es steht im völligen Gegensatz

⁹⁴² Art. „Lütjenburger Kinder sollen in der Schillkaserne tanzen“, *OHT* 2.6.1962.

⁹⁴³ Auszug aus der Schulchronik der Lütjenburger Volksschule. Zitiert in Chronik Fla 6, Bd. 1, S. 196.

zu dem sich elitär gebenden und auf Abschottung ausgerichteten Selbstverständnis der „Militärkaste“⁹⁴⁴ früherer Zeiten und lässt auch etwas von der Sorge erahnen, nicht überall und jedem wirklich willkommen zu sein. Während das Militär vergangener Epochen in der Öffentlichkeit vor allem repräsentativ und martialisch-performativ in Erscheinung trat und sein Eigenleben hinter den Kasernenmauern pflegte, bestimmte jetzt Reziprozität den Kontext der Begegnungen. Die Soziologin Uta Gerhardt weist in ihren Gedanken über *Die zwei Gesichter des Rituals* auf die diesbezüglichen Unterschiede zwischen den vorherrschenden Ritualformen in unterschiedlichen Gesellschaftssystemen hin, indem sie ausführt:

„Wenn Autorität und Repräsentation im Vordergrund stehen, ist die betreffende Gesellschaft oder Situation primär hierarchisch strukturiert. Wenn die Reziprozität der Herrschaftsverhältnisse betont wird, und zwar als eine wechselseitige Vermittlung zwischen den gesellschaftlichen Subjekten, handelt es sich hingegen um demokratische Formen. Insgesamt kann man über die beiden Seiten des Rituals sagen: [...] Repräsentationsrituale herrschen eher in autoritären Systemen vor, Interaktionsrituale überwiegen in demokratischen Gesellschaften“.⁹⁴⁵

Indem die maßgeblichen Akteure der Schill-Kaserne den Schulkindern dazu verhelfen, ihr traditionelles Fest in gewohnter Weise zu veranstalten, signalisierten sie der Stadtbevölkerung mit dieser Symbolhandlung den Wunsch, nicht nur positiv wahrgenommen, sondern zugleich Teil dieser kleinstädtisch-bürgerlichen Gemeinschaft werden zu wollen. Ich interpretiere diese Bemühungen in Anlehnung an Beate Binder als „Praxen der Beheimatung“,⁹⁴⁶ die insbesondere angesichts der berufsbedingten Mobilität der meisten Bundeswehrangehörigen verständlich erscheinen. Dieses Konzept der Beheimatung versteht Heimat nicht als eine territorialisierte Essenz, als einen Raum der Zugehörigkeit, in den man quasi hineingeboren wird. Vielmehr ist mit Beheimatung ein aktiver Prozess gemeint, sich seine Lebensumwelt anzueignen, sich einzubringen

⁹⁴⁴ Deist 1991, S. 388. Ute Frevert schreibt in ihrer Abhandlung *Heldentum und Opferwille, Ordnung und Disziplin: Militärische Werte in der zivilen Gesellschaft*: „Es gab einmal eine Zeit, in der Bürger Soldaten den Vortritt lassen mussten und vom Bürgersteig gestoßen wurden, wenn sie es an der gebotenen Ehrerbietung fehlen ließen. Es gab einmal eine Zeit, in der das Militär und seine Angehörigen auf das ‚Zivilpack‘ herunterschauten. Es gab einmal eine Zeit, in der militärische Werte höher rangierten als zivile“. Frevert 2008 a, S. 139.

⁹⁴⁵ Gerhardt 2004, S. 68 f.

⁹⁴⁶ Binder 2009a, S. 249.

und gestaltend zu wirken.⁹⁴⁷ Auf diese Weise kann die Inszenierung des Kinderfestes dann auch als Interaktionsritual im Sinne einer Geste interpretiert werden, mit welcher der Fremde um Aufnahme wirbt und ebenso Handlungspraktiken zur Bearbeitung von Differenzen präsentiert. Vor dem Hintergrund eines historisch determinierten Verständnisses von militärischem Habitus erweist sich auch das von Anthony Giddens formulierte Agency-Konzept als anschlussfähig, welches Akteuren die Macht zuweist, sich anders verhalten zu können, als die Antizipation der Umgebung möglicherweise nahelegt.⁹⁴⁸

6.3.2 Lokale Deutungen des Militärischen

Dass die Erwartung der Lütjenburger Stadtoberen hinsichtlich der Bundeswehransiedlung vorrangig von ökonomischen Prosperitätserwartungen gekennzeichnet war, lässt sich anhand der Quellen gut belegen. Keine Hinweise geben die schriftlichen Quellen auf die Meinungen derer, die weder Gewerbetreibende noch Kommunalpolitiker waren. Ob die Menschen diesem Vorhaben eher gleichgültig oder in froher Erwartung entgegensahen, lässt sich noch am ehesten aus einigen Interviews herauslesen, wobei auch hier immer zu berücksichtigen sein muss, dass retrospektive Urteile bereits einen Umformungsprozess durchlaufen haben. So ist anzunehmen, dass Akteure, die im Nachhinein von der Bundeswehr profitierten, weil sie dort Arbeit fanden, die Vergangenheit anders bewerten, als solche, die davon nicht betroffen waren. Die Frage nach der Erwartung dessen, was der Bau der Kaserne für die Stadt bedeuten würde, muss sich deshalb immer des Spagats zwischen verklärenden Kindheitsnarrativen und medial überformten Huldigungsadressen bewusst sein.

Dass geplante Bundeswehransiedlungen den betreffenden Städten und Gemeinden jenseits aller bundeswehrfreundlichen Grundeinstellung auch infrastrukturelle Probleme aufbürden würden, musste indes erst vermittelt und verdeutlicht werden. Im Mai 1958 berief der Landesverband Schleswig-Holstein des Deutschen Städtebundes die Garnisonstädte des Landes zur Gründungsversammlung einer „ständigen Arbeitsgemeinschaft der Garnisonstädte“ nach Kiel ein, deren Aufgaben sich aus der „Auswirkung der Einrichtungen und Maßnahmen der Bundeswehr auf die Städte“ ergäben. Dabei würde es sich insbesondere um Folgemaßnahmen aus den Bereichen Straßensondernutzung und Lärmbekämpfung, Wohnungsbau, Schulen und

⁹⁴⁷ Vgl. Binder 2008, S. 11 ff.

⁹⁴⁸ Vgl. Giddens 1984.

Krankenhäuser, Wasser- und Energieversorgung sowie rechtliche und finanzielle Auswirkungen der Garnisonserrichtung handeln.⁹⁴⁹ Zwei Monate später erschien in der kommunalen Monatszeitschrift *Die Gemeinde* ein entsprechender Artikel, in welchem die schleswig-holsteinischen Kommunen darauf hingewiesen wurden, dass militärische Anlagen zwar die örtliche Wirtschaft beleben und zu erhöhten Einnahmen an Grund-, Gewerbe-, Vergnügungs-, Getränke- und sonstigen Steuern führen würden, aber gleichwohl mit erheblichen Belastungen zu rechnen sei.⁹⁵⁰

Erfahrungen mit Straßennutzung und Lärm durch Militärfahrzeuge hatten die Einwohner Lütjenburgs bereits vor dem Einzug der Bundeswehr hinreichend sammeln können, da die Panzer, die regelmäßig zum Übungsschießen nach Todendorf bewegt wurden, vom Lütjenburger Bahnhof kommend die engen Kopfstein gepflasterten Altstadtstraßen passieren mussten.⁹⁵¹ Entsprechende Eindrücke sind noch heute sehr präsent. Viele ältere Lütjenburger erinnern sich daran, dass die Panzer vor dem Bau der Umgehungsstraße noch mitten durch die Stadt fuhren.⁹⁵² „Da zitterten die Gläser im Schrank und es war höllisch laut. Aber das hat man so hingenommen“,⁹⁵³ so ein 1944 geborener Lütjenburger. Die „im Schrank zitternden Gläser“ bilden in den Lütjenburger Erinnerungsnarrativen einen immer wieder aufscheinenden Topos, der unweigerlich zum Erzählrepertoire der Nachkriegsjahre gehört. Manchmal ist auch von Rissen in den Wänden oder klirrenden Fensterscheiben die Rede. Im Modus dieser anekdotisch-humorvollen Kindheits- und Jugendgeschichten hat Kritik keinen Platz – „das war einfach so“.⁹⁵⁴ Abgesehen davon, dass Kinder von vielen Erscheinungen beeindruckt sind, die Erwachsene durchaus anders beurteilen, hatten die Menschen angesichts der nur wenige Jahre zuvor gemachten Erfahrungen vermutlich ein wesentlich größeres Duldungspotential, wenn es Störungen im Alltag gab. Es gehört indes auch zu den aus der Erzählforschung bekannten Phänomenen, dass Erlebtes in der Rückschau harmonisiert, geglättet und in Kollektiverzählungen integriert wird.⁹⁵⁵

Am 21. September 1959 erfolgte der erste Spatenstich auf dem Kasernengelände. In den *Bauwirtschaftlichen Informationen*, einer Fachzeitschrift des Baugewerbes, erschien im

⁹⁴⁹ Rundschreiben des Deutschen Städtebundes, Landesverband Schleswig-Holstein vom 1.4.1958. Archiv der Stadt Lütjenburg, Akte Garnison.

⁹⁵⁰ Vgl. Krüger 1958.

⁹⁵¹ Von 1945 bis 1976 war in Todendorf englisches und amerikanisches Militär stationiert. Seit 1958 kamen Bundeswehreinheiten aus der gesamten Bundesrepublik mit ihren Panzern zum Flugzielschießen.

⁹⁵² Vgl. Interview mit Frau LX4 am 22.5.2013.

⁹⁵³ Interview mit Herrn L12 am 23.9. 2013.

⁹⁵⁴ Ebd.

⁹⁵⁵ Vgl. Lehmann 1980.

Juni 1962 ein mehrseitiger Artikel über das Bauvorhaben, dessen detaillierte Angaben bei gleichzeitiger Präsentation aller beteiligten Firmen, das Volumen dieser Maßnahme verdeutlichen:

„Am westlichen Stadtrand, unmittelbar an der Bundesstraße 202, erheben sich auf einem ca. 200.000 qm großen Gelände eindrucksvoll die neuen Bundeswehranlagen. [...] Einige Zahlen geben einen Eindruck von der Größe dieses 22-Millionen-Projektes: 80 Firmen waren am Bau beteiligt; auf der Baustelle arbeiteten täglich 50-60 Firmen mit zusammen 400 Mann. 158.000 qm umbauter Raum wurden erstellt, 4 Millionen Ziegelsteine und 4.900 m² Glas verbaut. Die Straßen und Plätze im Kasernengelände weisen 145.000 qm und die Gehwege 3.000 qm Fläche auf. Neben diesem militärischen Bauvorhaben läuft auf dem zivilen Sektor ein Wohnungsbauprogramm mit insgesamt 200 Wohnungen, von denen zur Zeit 113 bezugsfertig sind“.⁹⁵⁶

Die bereits 1958 eingerichtete Standortverwaltung teilte im Dezember 1961 allen beteiligten Dienststellen in einem Rundschreiben mit, dass das Vorkommando der Truppe am 28.12.1961 und die eigentliche Truppe mit einer Stärke von „etwa 320 Soldaten am 2. und 3.1.1962 eintreffen würde“.⁹⁵⁷ In dem sechsseitigen Schreiben waren etliche Details geregelt, die nicht zuletzt dem Umstand geschuldet waren, dass noch nicht alle Bauarbeiten abgeschlossen waren, weshalb insbesondere auf die Gefahren der behelfsmäßige Küche eingegangen wurde, da „die Feldkochherde der Truppe wegen Explosionsgefahr nur bei offener Küchentür betrieben werden dürfen, wird die Standortverwaltung ein entsprechendes Hinweisschild in der Küche anbringen lassen“.⁹⁵⁸ In der Erinnerung ehemaliger Soldaten sind insbesondere diese provisorischen Koch- und Speiseräume haften geblieben, als man in den ersten Wochen „aus dem Kochgeschirr gegessen hat“, wohingegen man „von der Stadt Lütjenburg eigentlich gar nichts zu sehen bekam“.⁹⁵⁹

Auch wenn Lütjenburg nicht zu den alten wiederbelebten Garnisonstädten gehörte, war der Anblick von Uniformierten für die Einwohner keineswegs ungewohnt, zumal die

⁹⁵⁶ Art. „Lütjenburg wurde Garnisonstadt“ in *Bauwirtschaftliche Informationen* vom 9.6.1962, S. 9 ff.

⁹⁵⁷ Vgl. Rundschreiben der Standortverwaltung Lütjenburg vom 22.12.1961. In: *Chronik Fla 6 1956-1977*, S. 123.

⁹⁵⁸ Ebd.

⁹⁵⁹ Interview mit Herrn BXX2 am 20.3.2013.

Mehrheit aller erwachsenen Männer über mehrjährige Militär- und Kriegserfahrungen verfügte. Doch auch für die Jüngeren, die keine bewussten Erinnerungen an die Zeit vor 1945 hatten, gehörten Soldaten in Uniform in Lütjenburg und Umgebung zum gewohnten Straßenbild. In den ersten Jahren nach Kriegsende befand sich Lütjenburg mitten im so genannten Kriegsgefangenen-Sperrgebiet „F“, einem Internierungsgebiet für ehemalige Wehrmachtsangehörige, „das mit Tausenden von Soldaten belegt war; überall bestimmten Uniformierte das Straßenbild, denn vor der Entlassung durfte kein Angehöriger der Wehrmacht die Uniform ausziehen“.⁹⁶⁰ Gleichzeitig bestimmten die britischen Besatzungssoldaten das Straßenbild, die auch nach dem Ende der Besatzungszeit zusammen mit amerikanischen Truppenteilen den nahe gelegenen Schießplatz Todendorf unterhielten und deren Anwesenheit sich vielen älteren Lütjenburgern nachhaltig eingeprägt hat, wie sich dieser Zeitzeuge erinnert:

„Wir hatten eine Wohnung am Markt. [...] Da war ja die Kommandantur der Engländer und nachher als die Nato-Truppen kamen, die damals in den 50ern in Todendorf stationiert waren ... Da kam alles: Franzosen, Amerikaner, Niederländer, Engländer. Zum Teil mit Soldaten aus den Kolonien. Senegalesen, Indonesier und ich weiß nicht was alles. [...] Das war alles sehr spannend für uns Kinder, auch wenn die englische Militärpolizei kam, weil ihre Soldaten in den Kneipen randaliert hatten, die waren nicht zimperlich“.⁹⁶¹

Das Fremde als Faszinosum, als „spannend für uns Kinder“ wahrzunehmen, ist die andere Seite der Fremdheitsmedaille. Fremde, sogar welche „aus den Kolonien“, vom Zimmerfenster aus dem ersten Stock zu beobachten und mitzuerleben, wenn die „englische Militärpolizei [...] nicht zimperlich“ war, hat sich vielen der damals jungen Lütjenburger eingeprägt und wurde zum wiederholt erzählten Bestandteil der kollektiven Erinnerung an die unmittelbaren Nachkriegsjahre. Von allgemeiner Militärbegeisterung war im Deutschland der 1950er Jahre indes nichts zu spüren. Ohne mit dem Nimbus ihrer Vorgängerarmeen ausgestattet, ja sogar von weiten Bevölkerungskreisen vehement abgelehnt, konnte sich die Bundeswehr in den Anfangsjahren, wie bereits erwähnt, keineswegs darauf verlassen, überall herzlich willkommen zu sein. „Als damals die Bundeswehr überhaupt eingerichtet werden sollte,

⁹⁶⁰ Zillmann 2008, S. 37.

⁹⁶¹ Interview mit Herrn L5 am 7.5.2013.

gab es ja überall ganz große Demonstrationen. Das gab da eine ganz große Antihaltung. Aber hier in der Stadt kann ich mich nicht erinnern, dass das sowas gegeben hätte“.⁹⁶² Dieses gleichsam zum Bestandteil des regionalen Kanons geronnene – sei es in Festschriftbeiträgen, offiziellen Grußadressen oder Presseartikeln – vielfach rezipierte Narrativ kann nicht nur als identitätsstiftendes und Dankbarkeit der Bundeswehr gegenüber bezeugendes Bekenntnis gelesen werden, es hatte insbesondere in der Zeit der drohenden Kasernenschließung auch einen argumentativen Appellationscharakter, der explizit in der bereits erwähnten Broschüre *Lütjenburg – Garnisonstadt mit Herz* zum Ausdruck kommt.

Wie sehr diese immer wieder herausgestellte Bundeswehrfreundlichkeit Lütjenburgs mit einem Allgemeingültigkeitsanspruch versehen wird, der sich zu konkreter Gewissheit verfestigt hat, wird an den Erinnerungsnarrativen deutlich, die einen der seltenen Widerstandsakte jugendlicher Demonstranten zum Inhalt haben und jenes Geschehen einer „Störergruppe aus Kiel“⁹⁶³ zuschreiben, obwohl es sich tatsächlich um Lütjenburger Schüler und Studenten handelte. Die Repetition der Bundeswehrfreundlichkeit, die auch in etlichen Interviews aufscheint, verweist allerdings auch an eine aus vielen Erinnerungsnarrativen bekannte Tendenz, Vergangenes zu harmonisieren. Dass beispielsweise der emotionsbeladene „kalte Krieg um das Lütjenburger Krankenhaus“ mit der Garnisonwerdung zusammenhängt, wurde in den entsprechenden Interviews nur auf Nachfrage evoziert.

6.4 Ritual und Antiritual

Gesellschaftliche Ordnung ist nicht objektiv gegeben, sondern muss im symbolischen Handeln der Akteure hergestellt und immer wieder aktualisiert werden. Politischer, kultureller und sozialer Wandel bedingen überdies eine stete Aushandlung adäquater Verhaltensnormen und akzeptierter Konfliktlösungsmuster. Entsprechend symbolhaltige Akte repräsentieren auch das Verhältnis einer Gesellschaft zu ihrem Militär. So kann beispielsweise die Akzeptanz öffentlicher Militärrituale in demokratischen Staatswesen als Gradmesser für generell geteilte Übereinkünfte zwischen der Zivilbevölkerung und den uniformierten Repräsentanten des Staates gelesen werden. Dass diese Übereinstimmung in der Geschichte der Bundeswehr nicht grundsätzlich gegeben war, belegen entsprechende Widerstandsakte und Demonstrationen, die es nicht nur zu

⁹⁶² Ebd.

⁹⁶³ Zillmann 2008, S. 271.

Beginn der westdeutschen Remilitarisierung immer wieder gab.⁹⁶⁴ Widerstand kann sich auf unterschiedliche Weise artikulieren, so unter anderem in Form von Ritualstörungen, wie sie anlässlich öffentlicher Militärzeremonien des Öfteren zu beobachten waren.⁹⁶⁵ Der Umgang mit diesen nichtkonformen Kommunikationsformen kann auch als Seismograph für gesellschaftliche Veränderungen gedeutet und analysiert werden, wie ein Beispiel aus Lütjenburg Garnisonsgeschichte zeigt. Über die ersten in Lütjenburg inszenierten Repräsentationsrituale der Bundeswehr gibt das *Ost-Holsteinische Tageblatt* ausführlich Auskunft.⁹⁶⁶ Weder anlässlich des Großen Zapfenstreiches am Abend der Garnisonswerdung am 12. Mai 1962 noch bei dem im Dezember des gleichen Jahres angesetzten öffentlichen Rekrutengelöbnis registrierte die Presse ablehnende Äußerungen oder Handlungen. Anlässe wie diese formten die mentalen Bausteine für das konstruierte Selbstbild der „Garnisonstadt mit Herz“, auf das bei Bedarf immer wieder rekurriert werden konnte.

Ebenso wie der Einzug des Bataillons in die neue Garnisonstadt Lütjenburg war auch der Tag, an dem zum ersten Male junge Wehrpflichtige auf dem Lütjenburger Marktplatz ihren Fahneid ablegen sollten, schon Monate vorher in der Lokalpresse angekündigt worden.⁹⁶⁷ Ausführliche Berichte über die Veranstaltung selbst, aber auch über Sinn und Zweck inklusive entsprechender Brückenschläge zur „Eidestreue und Standhaftigkeit des deutschen Soldaten“⁹⁶⁸ an den Fronten der vergangenen Kriege folgten in der bereits interpretierten „Opferrhetorik“⁹⁶⁹ des *Ost-Holsteinischen Tageblattes*. Im Anschluss an die Vereidigung berichtete auch die *Schleswig-Holsteinische Volkszeitung* über „diese Feierstunde“,⁹⁷⁰ bei der neben dem „Bürgermeister im Schmucke seiner Amtskette“⁹⁷¹ auch Landrat Dr. Galette und andere offizielle Vertreter von Stadt und Kreis erschienen waren. Selbst in diesem

⁹⁶⁴ Vgl. Hammerich 2011, S. 12, Schmidt 2006, S. 458 ff sowie Uzulis 2005, S. 23 ff.

⁹⁶⁵ Anlässlich des 50. Jahrestages der Bundesmarine propagierten Wilhelmshavener Umwelt- und Friedensaktivisten Aktionen unter Bezeichnungen wie „Schwören stören“ oder „Gelöbnix“, <http://www.gegenwind-whv.de/rituale/> Letzter Aufruf der Seite 13.2.2013, 14.36 Uhr. Vgl. ebenso Euskirchen 2005 und 2006 sowie Fahlenbrach et al. 2008.

⁹⁶⁶ Art. „Einzug des Fla.-Batl. 6 in die neue Garnisonstadt Lütjenburg“, *OHT* 14.5.1962 sowie Art. „Zu der Vereidigung der Rekruten am 19. Dezember“, *OHT* 15.12.1962.

⁹⁶⁷ Art. „Soldatenvereidigung“, *OHT* vom 13.10.1962. Zum Fahneid vgl. Winkel 2012, S. 25.

⁹⁶⁸ Art. „Zu der Vereidigung der Rekruten am 19. Dezember“, *OHT* 15.12.1962.

⁹⁶⁹ Libero 2006, S. 94. Vgl. auch Kießling/Rieger 2011a, S. 21.

⁹⁷⁰ Art. „Rekruten wurden vereidigt. 100 Soldaten waren auf dem Marktplatz angetreten“, *VZ* vom 21.12.1962.

⁹⁷¹ Ebd.

sozialdemokratisch orientierten „Organ für das arbeitende Volk“,⁹⁷² wie sich die *Volkszeitung* selbst nannte, findet sich kein kritischer Ton über das militärische Zeremoniell im öffentlichen Raum. Obwohl es im linken Flügel und insbesondere in der Jugendorganisation der SPD immer wieder antimilitaristische Stellungnahmen gegeben hatte, ist aus dem Lütjenburger Raum nichts Entsprechendes überliefert.⁹⁷³ Es sollte in der Tat noch siebenundzwanzig Jahre dauern, bis Vertreter der SPD-Ratsfraktion in Lütjenburg einem öffentlichen Gelöbnis der Bundeswehr fernblieben und dadurch die Kritik der anderen Parteien auf sich zogen. Auf entsprechende Vorhaltungen seitens der CDU gab ein SPD-Sprecher in der Sitzung der Stadtvertretung zu Protokoll, dass ihre Partei die Auffassung vertrete, „daß die Bundeswehr Veranstaltungen obiger Art [gemeint ist ein Feierliches Gelöbnis auf dem Sportplatz und eine anschließende Serenade auf dem Markt, Anm. d. Verf.] innerhalb der Kaserne durchführen sollte“.⁹⁷⁴ Selbst die vielerorts von Protestveranstaltungen durchzogenen Jahre um und nach 1968 finden – zumindest im Spiegel der medialen Retrospektive – kaum Wiederhall in Lütjenburg. Die vergleichende Quellenanalyse belegt indes, wie eine tatsächliche Störung der vermeintlich unumstößlichen Faktizität geglaubter Lütjenburger Wirklichkeit medial interpretiert und anekdotisch überformt wurde.

Eine Protestaktion aus dem Sommer 1970 fand vermutlich ausschließlich aufgrund ihrer im Nachhinein humoristisch gedeuteten Begleitumstände Eingang in den städtischen Erinnerungsspeicher. Die Begebenheit ist als „[d]ie unvergessliche Aktion von Eier-Beer“⁹⁷⁵ in den Anekdotenkanon integriert worden und wurde auch in mehreren Interviews erwähnt.⁹⁷⁶ Die unterschiedlich akzentuierten Darstellungen und Deutungen dieses Ereignisses belegen indes einige blinde Flecken im Interpretationsrahmen des

⁹⁷² Die *Schleswig-Holsteinische Volks-Zeitung - Organ für das arbeitende Volk*, allgemein bekannt unter VZ, war eine sozialdemokratisch orientierte Tageszeitung, die von 1877 bis 1968 in der schleswig-holsteinischen Landeshauptstadt erschien und vorrangig in sozialdemokratisch orientierten Haushalten gelesen wurde. Vgl. Internetbeitrag „Kieler Erinnerungstag: 15. Februar 1933. Verbot der in Kiel erscheinenden Schleswig-Holsteinischen Volkszeitung“. <http://www.kiel.de/kultur/stadtarchiverinnerungstage/index.php?id=84>, Aufruf 23.1.2014, 16.28 Uhr.

⁹⁷³ Im Juni 1955 hatten die „Falken“, die Jugendorganisation der SPD anlässlich ihres Bundeskongresses in Kiel beschlossen, den Wehrdienst aus Gewissensgründen abzulehnen. Vgl. Bald/Wette 2008, S. 203. Die Aufnahme der Bundesrepublik in die NATO am 9. Mai 1955 war „[unter] heftigen, teilweise erbittert geführten parlamentarischen wie gesellschaftlichen Debatten [...] entschieden [worden]“, wie der Militärgeschichtler Wolfgang Schmidt dokumentiert. Dabei verharteten insbesondere Vertreter von Kirchen und Gewerkschaften sowie große Teile der SPD lange Zeit in einer dezidiert militärkritischen bis ablehnenden Haltung, was immer wieder zu Protesten Anlass gab. Vgl. Schmidt 2006, S. 458 ff.

⁹⁷⁴ Protokoll der Sitzung der Stadtvertretung (Stadtverordneten-Versammlung) vom 11.7.1989, Tagesordnungspunkt 8. Verschiedenes, S. 64. Archiv der Stadt Lütjenburg, Sitzungsprotokolle.

⁹⁷⁵ Vgl. Zillmann 2008, S. 271 f.

⁹⁷⁶ Vgl. Interviews mit Herrn L2. am 22.3.2013, Herrn L12 am 23.9.2013, Herrn L14 am 18.12.2013 sowie Frau L17 am 10.4.2014.

dokumentierten Kollektivgedächtnisses der Stadt. Es geht im Kern um ein Ereignis, das am 27. August 1970 stattfand und dem in der Chronik der Bundeswehr unter der Überschrift „Einmarsch nach der Übung Blue Barrel 70“⁹⁷⁷ mit dem folgendem Eintrag gedacht wird:

„Mit einem Vorbeimarsch [...] endete [...] die Übung ‚Blue Barrel 70‘. Auf einem Panzer stehend nahmen außerdem der Kommandeur des Bataillons, Oberstleutnant Schyga, der Bürgervorsteher Stein, Bürgermeister Voges und der am 30.9. in den Ruhestand tretende Hauptfeldwebel Michel den Vorbeimarsch ab. [...] Ein unangenehmer Zwischenfall fiel auf: Jugendliche Schüler entfalteten unmittelbar neben der Tribüne provozierend drei rote Fahnen. Die Polizei brauchte nicht einzugreifen“.⁹⁷⁸

Der Eintrag ist mit zwei Schwarzweißfotografien illustriert, welche die geschilderte Szenerie einmal frontal und einmal aus einem seitlichen Blickwinkel wiedergeben. Der erwähnte Panzer steht vor dem Gebäude der Kreissparkasse in der Oberstraße, die damals noch von der Marktseite her befahren werden konnte. Auf dem Fahrzeug stehen die erwähnten Personen, zwei in Uniform und zwei in dunklen Anzügen. Der Bürgermeister trägt seine Amtskette. Während auf der Frontalansicht lediglich die eben beschriebene Formation zu sehen ist, gibt die seitliche Ansicht den Blick in Richtung Markt frei, von wo sich ein Jeep nähert. Im dem offenen Wagen steht ein Soldat mit Stahlhelm und salutiert in Richtung der Gruppe auf dem Panzer. Neben dem Panzer sind Personen zu erkennen, die in Richtung Markt blicken, wo weitere Militärfahrzeuge anrollen. Aus dieser Gruppierung ragen drei lange Stangen, an denen große Fahnen

⁹⁷⁷ Chronik Fla 6 I, S. 240 f.

⁹⁷⁸ Ebd. Die rote Fahne gilt als eines der bekanntesten Symbole der sozialistischen Arbeiterbewegung. In der Zeit der allmählichen Herausbildung einer Industriearbeiterschaft bis zum Ende der Ersten Weltkrieges entwickelten die Akteure dieser Bewegungen die rote Farbe und mit ihr die rote Fahne zu einer explizit politisch konnotierten Symbolassoziation. „Waren auch längst nicht alle Fahnen der Arbeitervereine rot, so war doch Rot die Fahnenfarbe, auf die der Regierungsapparat des Staates auch nach der Aufhebung des Sozialistengesetzes im Jahre 1890 reflexartig mit Verbot reagierte, soweit solche Fahnen bei öffentlichen Kundgebungen [...] gezeigt wurden“, wie der Kulturwissenschaftler Ludger Tekampe in seinem Aufsatz über *Zeichen und Symbole auf Fahnen von Handwerkern und Arbeitern* schreibt. Tekampe 1997, S. 242. Zur Symbolik der roten Fahne vgl. auch Korff 1986 und 1991.

hängen. Der salutierende Soldat im Jeep und ebenso die in den nachfolgenden Fahrzeugen, sind förmlich genötigt, auch in Richtung der roten Fahnen zu grüßen.

Der Text der Bundeswehrchronik entspricht annähernd wortgetreu Teilen eines Artikels aus dem *Ost-Holsteinischen Tageblatt*,⁹⁷⁹ der entgegen der dort sonst üblichen Bundeswehrberichterstattung auffallend kurz ist. Es fehlt insbesondere die Schilderung jener Episode, die dem Ereignis seinen Nachruhm verlieh und zu einem eigenen Kapitel in der *Geschichte der Stadt Lütjenburg* verhalf.⁹⁸⁰ Die *Kieler Nachrichten* widmeten sich der Episode ausführlicher:

„Dr. Herbert Beer, Mitglied des Plöner Kreistages, hatte beim Einmarsch des Lütjenburger Flugabwehrbataillons nach der Rückkehr von einer NATO-Übung in seine Garnisonsstadt mehrere Jugendliche, die demonstrativ rote Fahnen zeigten, mit Eiern beworfen. Dabei wurden die Kleidungsstücke unbeteiligter Zuschauer beschmutzt. [...] Dr. Beer motivierte sein Verhalten in einer Stellungnahme gegenüber den ‚KN‘ mit dem Hinweis, die Bevölkerung sei offiziell zu einem festlichen Empfang der Soldaten eingeladen gewesen. Da die Jugendlichen mit den Fahnen, die allgemein als ideologisches Zeichen der sozialistischen Internationale und des Kommunismus gewertet würden, innerhalb der Grußpflichtzone für die Soldaten standen, habe er sich als freier Bürger herausgefordert gefühlt“.⁹⁸¹

In der Erinnerung mancher Zuschauers von damals ist indes ausschließlich der Eierwurf präsent geblieben, wie auch im Gespräch mit diesem Interviewpartner deutlich wird:

⁹⁷⁹ Art. „Das FlaBtl. 6 kehrte zurück“, *Ost-Holsteiner-Anzeiger* 28.8.1970. Die Chronik des Fla-Regimentes wurde erst Jahre später von einem pensionierten Berufssoldaten zusammengestellt und 1987 anlässlich des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Kaserne offiziell an den Kommandeur übergeben. Der Verfasser, Hauptmann a. D. Helmut Strasdat schreibt im Vorwort: „Da keine Aufzeichnungen vorhanden waren, erhebt [die Chronik] keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Aus Presseberichten, alten Bataillonsbefehlen, Notizen, Erinnerungen und Fotos aus dem Besitz einzelner Soldaten wurden die Angaben zusammengetragen“. Chronik Fla 6Bd. I, S. 3 sowie Art. „25 Jahre in fünf dicken Bänden. Hauptmann a. D. übergab dem Flugabwehrregiment eine Chronik“, *KN* 13.1.1987.

⁹⁸⁰ Zillmann 2008, S. 271 f.

⁹⁸¹ Art. „Scharfe SPD-Angriffe gegen CDU-Führung im Kreis Plön. Dr. Beer verteidigt Eierwurf gegen rote Fahnen“, *KN* vom 5.9.1970

„Bei der Kreissparkasse da war eine große Tribüne aufgestellt, da saßen dann die Honoratioren der Stadt Lütjenburg. Und dann kam [...] eine Militärkolonne. [...] Den Anlass habe ich vergessen. Auf jeden Fall waren wir alle da zum Gucken. Und plötzlich flogen Eier. Aus Richtung Dohn, ich stand zwei Meter daneben. Und neben mir stand Dr. Beer. Dr. Beer war Landtagsabgeordneter des BHE [...] Aber warum der da nun die Eier geschmissen hat, das weiß ich nicht. Er warf jedenfalls in Richtung der Honoratioren und einer hat noch einen Regenschirm aufgespannt. Ob er nun was gegen die Bundeswehr hatte oder dagegen, dass die da alle auf der Tribüne standen, das weiß ich nicht. Von da an hieß er nur noch Eier-Beer. Er war sonst ein sehr angesehener und honorierter Mann. Das mit den Eiern passte eigentlich gar nicht zu ihm“.⁹⁸²

Als „unvergessliche Aktion von Eier-Beer“⁹⁸³ ist die Episode in die 2008 erschienene *Geschichte der Stadt Lütjenburg 1945-1978* eingegangen, in der des Ereignisses ausführlich mit folgender Schilderung gedacht wird:

„Es kam in den 70er Jahren häufig vor, dass bei militärischen Veranstaltungen Gruppen der ‚68er Generation‘ die Gelegenheit wahrnahmen, gegen die NATO und den ‚US-Imperialismus‘ zu demonstrieren. Vor allem in Universitätsstädten gab es eine große linksradikale Szene [...] gegen die Bundeswehr. Die Störergruppe aus Kiel hatte sich mit ihren roten Bannern so direkt neben der Ehrentribüne aufgebaut, dass die vorbeimarschierenden Soldaten nicht nur die Vertreter von Staat und Bundeswehr, sondern auch das ‚kommunistische Rottuch‘ grüßen mussten. Das versetzte den einstigen Panzeroffizier der Wehrmacht, Dr. Herbert Beer, so in Rage, dass er in ein benachbartes Ladengeschäft eilte, sich dort mit einer Palette frischer Hühnereier eindeckte und anschließend begann, die ‚Rotfront-Gruppe‘ zu

⁹⁸² Interview mit Herrn L12 am 23.9.2013.

⁹⁸³ Zillmann ebd.

‚bombardieren‘. Einige Wurfgeschosse trafen jedoch nicht die Träger der roten Fahnen, sondern danebenstehende ‚Unschuldige‘“.⁹⁸⁴

Dass der hier aus der Distanz von achtunddreißig Jahren humorvoll in Szene gesetzten Begebenheit im lokalen Medium des *Ost-Holsteinischen Tageblattes* nur geringe Beachtung geschenkt wurde, hatte indes seinen Grund. Zeitzeugen berichten, dass es sich bei einem der beschmutzten Zuschauer um den Redakteur des *Ost-Holsteinischen Tageblattes*, den gleichzeitigen FDP-Rats Herrn und Kapitän zur See a. D. Hermann Witt handelte, der nicht ahnend, wer der Eierwerfer war, umgehend bei der Polizei Anzeige erstattete. Nachdem er über die Identität des Täters in Kenntnis gesetzt war, zog er seine Anzeige zurück.⁹⁸⁵ Seine Reserviertheit in der Berichterstattung lässt sich wohl damit erklären, dass er der Angelegenheit keine unnötige Medienöffentlichkeit verschaffen wollte, handelte es sich bei dem Eierwerfer doch um eine von ihm selbst hoch geschätzte Person. Beide einte ihr Hintergrund als Offizier der Wehrmacht sowie ihre Mitgliedschaft im inzwischen aufgelösten ‚Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten (BHE)‘, dessen Landesvorsitzender Beer gewesen war.⁹⁸⁶ Sowohl Beer als auch Witt vertraten eine betont konservative Einstellung, die in öffentlichen Äußerungen immer wieder zum Ausdruck kommt.⁹⁸⁷

Die später so humoristisch gedeutete Episode hatte sich in der Realität zu einem kommunalpolitischer Skandal entwickelt, der über die Stadt Lütjenburg hinausstrahlte. So berichteten denn auch die überregional erscheinenden *Kieler Nachrichten* darüber, dass Dr. Herbert Beer auf Antrag des Lütjenburger Ortsvorsitzenden wegen parteischädigenden Verhaltens aus der CDU ausgeschlossen werden sollte. „In den Eierwürfen des Dr. Beer gegen Demonstranten [...] habe er einen Akt aggressiven politischen Verhaltens gesehen, der nicht in Übereinstimmung mit dem Grundgesetz stehe“,⁹⁸⁸ so der damalige CDU-Vorsitzende Evers in dem Artikel. Da der Antrag auf

⁹⁸⁴ Zillmann ebd.

⁹⁸⁵ Vgl. Interview mit Herrn L2 am 22.3.2013.

⁹⁸⁶ Vgl. Zillmann ebd., S. 273.

⁹⁸⁷ Vgl. beispielsweise von Witt kommentierte Äußerungen Beers in Artikeln wie „Jedes Mannes Vaterland achten – das eigene lieben! Eindrucksvolle Kundgebung zum 17. Juni mit offizieller Beteiligung der Bundeswehr“, *OHT* 18.6.1965 oder „CDU: Dr. Herbert Beer Kandidat im Wahlkreis Plön-Nord“, *OHT* 3.9.1970, S. 3.

⁹⁸⁸ Art. „Scharfe SPD-Angriffe gegen CDU-Führung im Kreis Plön. Dr. Beer verteidigt Eierwurf gegen rote Fahnen“, *KN* 5.9.1970.

Parteiausschluss keine Mehrheit fand, trat Evers von seinem Amt zurück und verließ später auch die CDU.⁹⁸⁹

In der oben geschilderten Episode sind zum einen journalistische Bewertungs- und Handlungsmuster deutlich geworden, die auf blinde Flecken in Selbstbild- und Imageproduktion hinweisen. Zum zweiten überdeckt die Anekdote eine bisher unsichtbar gebliebene Ebene der historischen Vorgänge, nämlich die Darstellung des Geschehens aus der Warte der Demonstrierenden. Ein zum Zeitpunkt des Geschehens zwanzig Jahre alter Lütjenburger erinnert sich im Interview so:

„Das war 1970, dass die Kaserne hier einen Panzeraufmarsch durch Lütjenburg gemacht hat. Und das war eigentlich gegen den Zeitgeist der jungen Menschen. Die alten Nazis liefen noch durch die Welt, auch im Militär [...] Das war eine ganz spontane Aktion. Da wurden Bohnenstangen genommen und bei Mews roter Stoff gekauft und sich dann neben die zu grüßenden Honoratioren gestellt, damit die vorbeifahrenden Soldaten dann zwangsläufig auch die roten Fahnen grüßen mussten. [...] Das waren alles Lütjenburger. Ich könnte ihnen die Namen heute noch alle nennen. Es kamen ja damals die verschiedensten Leute zusammen, vom Hauptschüler bis zum Studierenden. Ein Teil waren Studierende, die aus Lütjenburg stammten und ihre Ferien in Lütjenburg verbrachten. [...] Es gab jedenfalls eine Anzeige und man hat erst auf der Polizei festgestellt, dass der Werfer Dr. Beer war. Hinterher hieß es immer: ‚Hast du keine Eier mehr, wende dich an Dr. Beer‘ und er hatte danach den Namen ‚Eier-Beer‘ weg“.⁹⁹⁰

Die in dieser Darstellung erkennbar werdenden inhaltlichen Differenzen zwischen dem publizierten Erinnerungsmedium und der persönlichen Perspektive weisen auf ein Phänomen hin, dessen Ursachen im Interpretationsrahmen des Lütjenburger Selbstbildes zu suchen sind. Dem sozialen Klassifizierungsakt, der die Lütjenburger Jugendlichen nachträglich zur „Störergruppe aus Kiel“⁹⁹¹ umdeutet, liegt eine

⁹⁸⁹ Art. „Ortsvorsitzender Evers verlässt die Union“, *KN* 5.9.1970.

⁹⁹⁰ Interview mit Herrn L14 am 18.12.2013.

⁹⁹¹ Zillmann 2008, S. 273.

Perspektive zugrunde, welche die gesamte Stadtbevölkerung durchgängig im Modus der Bundeswehreffreundlichkeit verortet. Tatsächlich gab es aber in dieser Ära auch in Kleinstädten wie Lütjenburg spürbare Dynamiken in der Jugendszene.

Wie der Historiker Detlef Siegfried in seiner Untersuchung *Über die Wiederbelebung der Stadt und die Neuaneignung der Provinz durch die "Gegenkultur" der 1970er Jahres* schreibt, bildete sich gegen Ende der 1960er Jahre „aus politisch oppositionellen Grüppchen und kulturell devianten Strömungen eine jugendlich geprägte ‚Gegenkultur‘, die nicht mehr nur als ‚Subkultur‘ Teil einer funktional ausdifferenzierten Gesellschaft sein“, sondern „ihr ein politisch und kulturell bestimmtes Alternativmodell entgegensetzen wollte“.⁹⁹² Auch der Militärhistoriker Frank Nägler beschreibt den in dieser Zeit deutlich werdenden Wertewandel und den spürbaren Rückgang der als spezifisch soldatisch wahrgenommenen Eigenschaften, wie „Zuverlässigkeit, Gründlichkeit, Sauberkeit, [...] Ausdauer, Zähigkeit, Mut [und] Tapferkeit“ und erinnert an den „Aufstieg einer jugendlichen Protestkultur [...], die sich mit provokativem Gestus gerade auch gegen die Welt des Militärs wandte“.⁹⁹³ Als ein Beleg für diese auch Teile der Lütjenburger Jugend betreffenden Feststellungen können die Erinnerungen dieses 1950 geborenen Interviewpartners gewertet werden:

„Aber als ich dann ein bisschen älter wurde, waren hier in Lütjenburg sehr viele in der Evangelischen Jugend. Das war eine große Gruppe, vierzig, fünfzig junge Menschen. Da wurden neben den jugendüblichen Feiern alle möglichen Themen diskutiert: Faschismus, Notstandsgesetze, Krieg und Frieden und alles. [...] Das war ja auch so, dass man gewisse Widersprüche gespürt hat, zum Beispiel, dass über den Krieg berichtet wurde, als ob Deutschland ein Unrecht geschehen wäre. Und dann der Vietnamkrieg Gleichzeitig waren die Studenten am Aufbegehren. So dass man gegenüber dem Militär eigentlich keine positive Einstellung entwickelte“.⁹⁹⁴

Die eingangs geschilderte Demonstration wurde zwar durch die nachträgliche Einordnung in den humoristisch gefärbten Anekdotenfundus Lütjenburgs ihrer eigentlichen Brisanz beraubt, doch lassen sich durchaus analytische Ansätze unter der

⁹⁹² Siegfried 2006b, S. 352.

⁹⁹³ Nägler 2010, S. 343.

⁹⁹⁴ Interview mit Herrn L14 am 18.12.2013.

Oberfläche dieser Interpretationsfolie aufdecken. Der Medienwissenschaftler Joachim Scharloth hat in seiner 2011 erschienenen Habilitationsschrift *1968 - Eine Kommunikationsgeschichte* ein Kapitel dem Konzept des Anti-Rituals als Bestandteil des Protestrepertoires gewidmet.⁹⁹⁵ Wie der Autor erläutert, soll dabei unter dem „Terminus ‚Antiritual‘ nicht die individuelle oder gesellschaftliche Ablehnung jedweden rituellen Handelns verstanden werden, sondern ein gegen bestehende Rituale und andere Handlungsformen gerichtetes Gegen-Ritual“.⁹⁹⁶ Zahlreiche Aktionen, wie auch das hier in Rede stehende Lütjenburger Beispiel, richteten sich gegen traditionelle Rituale und Ritualisierungen. Dabei war das provozierende Moment bereits dadurch gegeben, dass traditionelle Rituale oder symbolische Praktiken adaptiert und leicht abgewandelt persifliert wurden. Auf diese Weise können „Antirituale [...] also als Herausforderungen der etablierten Ordnung gelesen werden, als Ausagierung von Utopien einer anderen sozialen Ordnung“.⁹⁹⁷

Der Soziologe Ulrich Steuten, dessen Analyse des Großen Zapfenstreiches der Bundeswehr ebenfalls auf die anti-rituellen Aspekte rekurriert, hebt hervor, dass „die freiheitsbeschneidende Normen- und Wertesetzung der gesellschaftlich dominierenden Kultur am prägnantesten in ihren Ritualen zum Ausdruck kommt und dort auch die besten Angriffsflächen bietet [...]“.⁹⁹⁸ Indem also das Original der Lächerlichkeit preisgegeben werde, ziele der Angriff der Kritiker auf die dort praktizierten ritualisierten und fetischisierten Verhaltensweisen, so Steuten. Die aggressive Attacke des einstigen Wehrmachtsoffiziers auf die Lütjenburger Fahnenräger vermittelt eindrucksvoll, welche Reaktionen derartige Aktionen zu provozieren in der Lage waren. Für die Generation der Väter und Großväter – und hier insbesondere für ehemalige Wehrmachtsoffiziere – war das Verhalten der Demonstranten in mehrfacher Hinsicht herausfordernd.⁹⁹⁹ Der provozierende Akt gegen das militärische Zeremoniell konnte schon für sich alleine genommen dem Deutungshorizont dieser Akteure entsprechend als Sakrileg aufgefasst werden. In Kombination mit den roten Fahnen, die wie Dr. Beer feststellte, „allgemein als ideologisches Zeichen der sozialistischen Internationale und

⁹⁹⁵ Vgl. Scharloth 2011, S. 65 ff. Zum Konzept des Antirituals vgl. auch Soeffner 1992 und Douglas 1986.

⁹⁹⁶ Scharloth ebd., S. 66.

⁹⁹⁷ Ebd.

⁹⁹⁸ Steuten 1999, S. 34.

⁹⁹⁹ Vgl. Mank 2010, S. 108 f sowie Assmann 2007, S. 62 f.

des Kommunismus angesehen [würden]“,¹⁰⁰⁰ wurde der Aktion eine revolutionäre Brisanz zugeschrieben, die im traditionell konservativen Kleinstadtmilieu durchaus für Verstörung sorgte.

Wenn Gottfried Korff „Symbole [als] mediale Abkürzungen für Ideologien“¹⁰⁰¹ interpretiert, bedarf es weder akustischer noch körperlicher Anstrengungen, um eines Höchstmaßes an Aufmerksamkeit gewiss zu sein. Die mit der Adaption symbolischer Praktiken verbundene Absicht, welche vor allem die ältere Generation affektiv polarisierte und tief liegende antikommunistische Aversionen und Antipathien hervorrief, bestand explizit in der dadurch ausgelösten Irritation. „Die Zielvorstellung eines politisch motivierten Antiritualismus besteht also in der grundsätzlichen Aufhebung derjenigen Tabus, die als Ausdruck der Einschränkung individueller und kollektiver Freiheit verstanden werden“,¹⁰⁰² wie Ulrich Steuten schreibt. Mit der neu geschaffenen Reflexivität konnte die öffentliche Ordnung zur Disposition gestellt und zum Gegenstand gesellschaftlicher Aushandlung gemacht werden. Aus kulturwissenschaftlicher Perspektive können in den um 1968 praktizierten Ritualstörungen und der Bildung von Antiritualen wichtige Bedingungen für kulturellen Wandel gesehen werden. Die zu dieser Zeit in der Bundesrepublik zu beobachtenden Transformationsprozesse hatten vor den Kleinstädten nicht haltgemacht, auch wenn vieles erst mit einiger Verspätung adaptiert wurde. Insbesondere im Verhalten der Jugendlichen offenbarten sich nun die Mehrheit der Erwachsenen irritierende Verhaltensweisen. Albert Herrenknecht und Jürgen Wohlfarth, die sich in diversen Publikationen¹⁰⁰³ mit der ländlichen Kleinstadt auseinandergesetzt haben, greifen diesen generellen Konflikt auf und stellen fest:

„Mitten in der zaghaften Modernisierung zeigte das kleinstädtische Honoratiorentum in diesem Jugendkonflikt sein altes kleinstädtisches Gesicht, denn es war bis ins Mark erschüttert, als die Unruhestifter nicht mehr kleinstadtgerecht von außen als ‚vermeintliche Rädelsführer‘

¹⁰⁰⁰ Stellungnahme Dr. Beers zum „Eierwurf von Lütjenburg“ (Zit. KN) im Art. „Scharfe SPD-Angriffe gegen CDU-Führung im Kreis Plön. Dr. Beer verteidigt Eierwurf gegen rote Fahnen“, KN 5.9.1970.

¹⁰⁰¹ Korff 1991, S. 32.

¹⁰⁰² Steuten 1999, S. 34.

¹⁰⁰³ Albert Herrenknecht und Jürgen Wohlfarth sind unter anderem Herausgeber von pro-regio-online, einer Internetpublikation, die etliche Aufsätze und Forschungsergebnisse zum Thema Jugend in der Kleinstadt und dem ländlichen Raum enthält. <http://www.pro-regio-online.de/>, Aufruf 31.1.2015, 21.25 Uhr.

kamen, sondern aus dem Innern der wohlgehüteten Kleinstadtgesellschaft: [...] Die Schülerbewegung hatte auch die Kleinstädte erfaßt und dort in der kleinen Stadt die Rolle der Studentenbewegung übernommen“.¹⁰⁰⁴

Die retrospektive Umdeutung der Verursacherprovenienz im Falle der Lütjenburger Ritualstörer ist dem idealisierten kollektiven Selbstbild geschuldet, dessen stilisierte Zuschreibung keine derartigen Akteure vorsieht. Zugleich orientiert sich diese Wahrnehmung an der Definition des eierwerfenden Politikers, der die Aktion bereits „als ideologisches Zeichen der sozialistischen Internationale und des Kommunismus“¹⁰⁰⁵ eingeordnet hatte. Aufgrund seines symbolischen Kapitals verfügt er über das, was Bourdieu als „Benennungsmacht“ beschrieben hat.¹⁰⁰⁶ Da derartig klassifizierte Strömungen nicht dem repräsentativen Deutungshorizont Lütjenburgs entsprechen, werden sie retrospektiv befremdet. Wie Martin Scharfe in seinem Aufsatz *Erinnern und Vergessen* fordert, hat Kulturwissenschaft aber nicht nur danach zu fragen, „was im Kontobuch des gesellschaftlichen Gedächtnisses steht, sondern auch, warum manches dick und rot unterstrichen, anderes dagegen unterschlagen ist“.¹⁰⁰⁷ Die in Publikationen und Gesprächen immer wieder betonten Bundeswehrfreundlichkeit Lütjenburgs erfasste in der Realität nicht jeden, wie die hier aufgeführten Ereignisse und Erinnerungen dokumentieren.

7 Transformation und Veralltäglichung

Die Medienwissenschaftlerin Tanja Thomas gab 2006 gemeinsam mit dem Soziologen Fabian Virchow den Sammelband *Banal Militarism: Zur Veralltäglichung des militärischen im Zivilen*¹⁰⁰⁸ heraus. Thomas und Virchow fassen unter den Begriff „Banal Militarism“ jene „vielfältigen Prozeduren der Gewöhnung an und/oder Einübung in Denkmuster, Einstellungen und Verhaltensweisen, die [...] einem militärischen Habitus verbunden sein können“.¹⁰⁰⁹ Im folgenden Kapitel soll am

¹⁰⁰⁴ Herrenknecht/Wohlfahrt 2004, S. 49.

¹⁰⁰⁵ Stellungnahme Dr. Beers zum „Eierwurf von Lütjenburg“ (Zit. *KN*) im Art. „Scharfe SPD-Angriffe gegen CDU-Führung im Kreis Plön. Dr. Beer verteidigt Eierwurf gegen rote Fahnen“, *KN* 5.9.1970.

¹⁰⁰⁶ Bourdieu 1985, S. 23 f.

¹⁰⁰⁷ Scharfe 1991, S. 35.

¹⁰⁰⁸ Thomas/Virchow 2006.

¹⁰⁰⁹ Ebd., S. 34.

Beispiel der Garnisonstadt Lütjenburg geprüft werden, ob die obige Feststellung sich in den Kontext dieser Arbeit übertragen lässt oder ob sich hier andere Spuren finden lassen. Haben die diversen Transformationsetappen die Stadt militarisiert? Lässt sich auf eine mentalitätsformende und habitualisierende Dimension schließen? Hat die Stadt die Bundeswehr assimiliert? Oder zeigten sich in der städtischen Lebenswelt möglicherweise völlig andere Ausprägungen von Veralltäglicdung? Veralltäglicdung wird von mir als Aneignung der Transformationsergebnisse verstanden und vor diesem Hintergrund fragt das folgende Kapitel auch danach, in welchen Schritten sich welche Prägungen vollzogen. Welche unterschiedlichen sozialen, politischen und kulturellen Aneignungsprozesse gab es und in welchem Verhältnis stand die Verwandlung Lütjenburgs zu den gesamtgesellschaftlichen Prozessen der 1960er Jahre? Inwieweit kann der Bundeswehr eine Funktion als Initiator, Motor und Katalysator dieser Prozesse zugeschrieben werden und welche Potentiale in Form der Bourdieu'schen Kapitalsorten konnte die Stadt generieren? Überdies ist danach zu fragen, ob und gegebenenfalls wo sich neue Koordinaten der Differenzierung, Segmentierung und Distinktion nachweisen lassen.

7.1 Materialisation, Segregation, Distinktion

Die durch die Garnisonswerdung eingeleitete Transformation Lütjenburgs ließ sich an vielen unterschiedlich wahrzunehmenden Parametern ablesen, von denen das augenfälligste aber wohl die räumliche Ausdehnung der Stadt durch die Kaserne und die Wohnsiedlungen für die Bundeswehrangehörigen darstellte. In diesem Zusammenhang ist nun nicht nur zu fragen, wie sich das materiale Gesicht der Stadt im Einzelnen veränderte, sondern auch danach, welche sozial und gesellschaftlich zuweisenden Effekte diese Entwicklung auslöste. Bekanntermaßen wird mit Architektur ja nicht nur ein materielles Substrat im Sinne von Bau- und Nutzungsstrukturen hergestellt, sondern eine zugleich Symbolik. Der Architektursoziologe Jens Dangschat hat diese Zusammenhänge in seiner Untersuchung *Symbolische Macht und Habitus des Ortes* beleuchtet.¹⁰¹⁰ Wer wo und wie wohnt beziehungsweise wohnen muss, beruht in den seltensten Fällen auf einer völlig freiwilligen Entscheidung des Individuums, sondern hängt von diversen biografischen und ökonomischen Dispositionen ab. Aller Zwänge ungeachtet dokumentiert sich im Wohnen aber auch ein Entwurf persönlicher

¹⁰¹⁰ Dangschat 2009, S. 325.

Darstellung und Inszenierung. Wohnen ist, so Elisabeth Katschnig-Fasch, „als Schnittpunkt von Tradition und Innovation, Integration und Segregation zu verstehen“,¹⁰¹¹ worin sich historischer Wandel ebenso widerspiegelt, wie individuelle Handlungsmöglichkeiten und Bedeutungszuschreibungen. Wie und wo sich Menschen einrichten, wessen Nachbarschaft sie bevorzugen oder meiden, ist immer mit einer Botschaft verbunden. Einer selbstadressierenden, im Sinne von Identitätsbestätigung und einer, die nach außen signalisiert, wie man gesehen werden möchte. Mit Bourdieu ist daher Distinktion auch ein anderes Wort für symbolisches Kapital.¹⁰¹² „Distinktion meint bei Bourdieu im Wesentlichen eine Abgrenzung, das Sich-Unterscheiden im Sinne von Sich-Abheben“ und ist „auch immer mit Abwertung verbunden“,¹⁰¹³ wie der Kulturwissenschaftler Jochen Bonz konstatiert. Wohnen stellt somit einen wesentlichen Bereich der Distinktion dar.¹⁰¹⁴ Dementsprechend kann beispielsweise die gemietete Altbauwohnung im Universitätsviertel durchaus mehr Distinktionsgewinn einbringen, als ein Siedlungshaus im ehemaligen Arbeiterstadtteil, auch wenn letzteres den Bewohnern selbst gehört. Aber nicht nur die Wohngegend ist ausschlaggebend, sondern auch die Art der Einrichtung und des mit ihr ausgedrückten Stilempfindens.¹⁰¹⁵ Wie Bourdieu in seinem Werk *Das Elend der Welt* erläutert, sind

„[d]ie gesellschaftlichen Akteure, die als solche immer durch die Beziehung zu einem Sozialraum (oder besser: zu Feldern) herausgebildet werden, und ebenso die Dinge, insofern sie von Akteuren angeeignet, also zu Eigentum gemacht werden, [...] immer an einem konkreten Ort des Sozialraums angesiedelt, den man hinsichtlich seiner relativen Position gegenüber anderen Orten (darüber, darunter, dazwischen etc.) und hinsichtlich seiner Distanz zu anderen definieren kann. So wie der physische Raum durch die wechselseitige Äusserlichkeit der Teile definiert wird, wird der Sozialraum durch die wechselseitige Ausschliessung (oder Unterscheidung) der ihn bildenden Positionen definiert, d.h. als eine Aneinanderreihung von sozialen Positionen“.¹⁰¹⁶

¹⁰¹¹ Katschnig-Fasch 2000, S. 122.

¹⁰¹² Bourdieu 1985, S. 22.

¹⁰¹³ Bonz 2006, S. 108.

¹⁰¹⁴ Vgl. Schilling 2003, S. 189.

¹⁰¹⁵ Ebd.

¹⁰¹⁶ Bourdieu 1997, S. 160.

Werden die Folgen gesellschaftlichen Wandels auch räumlich bestimmt, vollziehen sich neue Grenzziehungen und damit verbundene Distinktionen. Eine verhältnismäßig große und in vieler Hinsicht homogene Gruppe, die innerhalb eines gesondert ausgewiesenen Areals lebt, befördert auch eine habituelle Normierung innerhalb dieses Territoriums. Wie bereits an anderer Stelle dargelegt, zeigte sich bis zu Beginn der 1960er Jahre auch in Lütjenburg die für Kleinstädte typische relativ heterogene Bau- und Nutzungsstruktur. Anders als der in langfristigen Segregationsprozessen entstandenen Quartiersausbildung größerer Städte fehlte hier nicht nur die Fläche, sondern auch die entsprechende Anzahl homogener, einer sozialen Schicht oder Berufsgruppe zugehöriger Einwohner, die sich auf bestimmte Areale hätte konzentrieren wollen oder müssen. Ein Blick in das Lütjenburger Adressbuch aus dem Jahre 1958 bestätigt diese Feststellung, zeigt sich doch in keinem Stadtteil eine bemerkenswerte Konzentration auf bestimmte Berufs- oder Einkommensgruppen. So wohnte beispielsweise in der Bahnhofstraße Bankdirektor I. neben Maurer O. und in der Mühlenstraße lebte Rechtsanwalt Dr. F. im selben Haus wie der Arbeiter K.¹⁰¹⁷ Lediglich in den Straßen um den Markt, vom Geographen Knut Witt als „Lütjenburger Geschäftsviertel“ bezeichnet, wo ursprünglich „die wohlhabenden Bürger lebten“,¹⁰¹⁸ verzeichnet das Adressbuch noch eine gewisse Konzentration von Kaufleuten, Gastwirten und anderen Gewerbetreibenden.¹⁰¹⁹ Hier lebten die Inhaber zumeist noch über, hinter oder neben ihren Geschäften, Werkstätten oder Gastronomiebetrieben. Während sich in den Großstädten im Laufe der Zeit „aus Stadtvierteln kleine Welten“¹⁰²⁰ mit individuellen habituellen Präferenzen und Lebensstilen entwickelt hatten, deren bloße Nennung auch heute noch viel über den jeweiligen gesellschaftlichen Status ihrer Bewohner aussagt,¹⁰²¹ präsentierte sich die soziale Skalierung in der Kleinstadt nach weniger vordergründigen Kriterien. Auch wenn sich mit der Integration der Heimatvertriebenen die alten Koordinaten etwas verschoben hatten und einige der für diese Zeit typischen kleinen Siedlungshäuser entstanden, wäre der Begriff Stadtviertel hierfür übertrieben. So war die 1956 am südwestlichen Stadtrand Lütjenburgs entstandene

¹⁰¹⁷ Historisches Adressbuch Lütjenburg 1958. <http://adressbuecher.genealogy.net/entry/place/LUTURGJO54HH?offset=375&max=25&sort=lastname&order=asc>. Aufruf: 12.10.2013, 13.18 Uhr. Vgl. auch *Spurensuche XIV*.

¹⁰¹⁸ Witt 1964, S. 99.

¹⁰¹⁹ Das von Witt als „Geschäftsviertel“ charakterisierte Areal umfasste zu Beginn der 1960er Jahre die Oberstraße bis zum Amakermarkt, die Niederstraße bis zur Mühlenstraße, die Teichtorstraße, den ersten Teil der Neuwerkstraße und die Plöner Straße bis zum Kattröpel.

¹⁰²⁰ Katschnig-Fasch 1998, S. 91.

¹⁰²¹ Vgl. Katschnig-Fasch ebd. sowie dies. 2000, S. 126 ff, Welz 1991, Egger 2013, S. 273 ff, Musner 2009, S. 117 und 259 sowie Maier 2005, S.32-43.

Nebenerwerbssiedlung Großer Graskamp laut Witt größtenteils für die „heimatvertriebene Landbevölkerung“¹⁰²² gedacht, es bauten dort aber auch einheimische Landarbeiter und Mitarbeiter der Milchzentrale.¹⁰²³ Ein typisches Merkmal dieser nachkriegsbedingten Neubauten war die Bauweise mit einem zur Selbstversorgung gedachten Garten und mit Stallungen für die Kleintierhaltung. Die dort lebenden Familien waren im Gegensatz zu vielen Bewohnern der Gründerzeitvillen – beispielsweise in der Neverstorfer Straße – zwar Hauseigentümer, gehörten deshalb aber keineswegs automatisch zur tonangebenden Kleinstadtelite.¹⁰²⁴ Hier war es vielmehr von Bedeutung, zu welcher Familie jemand gehörte. „Die Persistenz der lokalistischen Gruppe“, wie Heinz Schilling es in seiner Kleinbürgerstudie nennt, gehörte noch immer „zum charakteristischen Zug des Selbstentwurfs“.¹⁰²⁵ In Anbetracht dieser Voraussetzungen war es für Außenstehende kaum möglich, jemanden anhand seiner Adresse einer bestimmten Gesellschaftsschicht zuzuordnen. Lütjenburgs relativ heterogene Wohnstruktur veränderte sich deutlich, als mit dem Einzug der Bundeswehr im Jahre 1962 zusätzlich zu den Bundeswehrliegenschaften Wohnraum für mehrere Hundert Menschen geschaffen werden musste. Etwa zeitgleich mit der Planung der Kaserne begann daher für Lütjenburgs Kommunalverwaltung die Ausweisung geeigneter Flächen für den Wohnungsbau. Bereits im März 1955 gibt ein Vermerk erste Hinweise auf die erwünschte Umsetzung des Vorhabens. Die Planungsbehörde bat die Stadt, geeignete Flächen vorzuhalten und dafür zu sorgen, dass „nicht geschlossene Siedlungen für Wehrmattsangehörige entstehen, sondern diese Häuser möglichst in den vorhandenen Bestand eingestreut werden“.¹⁰²⁶

Das Wohnungswesen der neu aufgestellten Bundeswehr erwies sich von Anfang an als Problem, da die Attraktivität des Soldatenberufes wesentlich davon abhängig sein würde, dass es hinreichend Wohnraum für die verheirateten Soldaten gäbe.¹⁰²⁷ Zugleich war man seitens der Politik in Sorge darüber, dass angesichts der allgemeinen Wohnraumknappheit in den 1950er Jahren eine mögliche Bevorzugung dieses

¹⁰²² Witt 1964, S. 96.

¹⁰²³ Vgl. Gesprächsnotiz Felddtagebuch vom 12.4.2014.

¹⁰²⁴ Vgl. Historisches Adressbuch Lütjenburg 1958. <http://adressbuecher.genealogy.net/entry/place/LUTURGJO54HH?offset=375&max=25&sort=lastname&order=asc>. Aufruf: 12.10.2013, 13.18 Uhr.

¹⁰²⁵ Schilling 2003, S. 189.

¹⁰²⁶ Aktenvermerk vom 17.3.1955, Archiv der Stadt Lütjenburg, Akte Garnison I, nicht paginiert.

¹⁰²⁷ Vgl. Schmidt 2006, S. 314.

Personenkreises „eine Aufreizung zum Klassenhass“¹⁰²⁸ darstellen könne. Der Militärhistoriker Wolfgang Schmidt zitiert aus entsprechenden Debatten im Bundestag, deren Tenor verdeutlicht, unter welchen Aspekten diese Problematik diskutiert wurde. Angesichts des häufig kritisierten „Wohngebarens der Besatzungstruppen“,¹⁰²⁹ wo ein „Beamter im Rang eines Regierungsrates [...] eine Villa mit zehn bis zwölf Zimmern haben [müsse]“,¹⁰³⁰ wäre für künftige Bundeswehrwohnungen Zurückhaltung geboten. Es müsse auf alle Fälle vermieden werden, „die generelle Aversion gegen die Aufrüstung noch zu befördern. [Auch] dürfe keinesfalls ein ‚Kastenunterschied‘ zugelassen werden, mit dem das Militär in weiten Kreisen der Bevölkerung in Misskredit käme“.¹⁰³¹ Auf Wunsch des Verteidigungsministeriums sollte eine Ghettoisierung vermieden werden, aber es stellte sich bald heraus, dass sich dies, wenn überhaupt, höchstens in Mittel- und Großstädten realisieren ließ, während Kleinstädte und Gemeinden zumeist gar keine innerörtlichen Flächen zur Verfügung hatten und mit ihren Neubausiedlungen ohnehin an die Peripherie ausweichen mussten.¹⁰³² So kam es, dass „im Anschluss an das Kasernenareal hochgezogene Bundeswehrsiedlungen [...] oftmals den Eindruck eines gänzlich unverbundenen Nebeneinanders von Bundeswehr und zivilem Umfeld [erweckten]“,¹⁰³³ wie Schmidt notiert. In den Akten der Stadt Lütjenburg findet sich in einem Vermerk des Bürgermeisters aus dem November 1956 ein erster Hinweis auf die zu bewältigenden Aufgaben:

„In der Sache Garnison Lütjenburg wurde ich von der Wehrbereichsverwaltung über den notwendigen Wohnungsbau unterrichtet. [...] Es werden danach rd. 100 Wohnungen für die verheirateten Soldaten benötigt. Mit dem Wohnungsbau muß begonnen werden, wenn der Kasernenbau beginnt“.¹⁰³⁴

¹⁰²⁸ Deutscher Bundestag, Parlamentsarchiv, 2. Legislaturperiode, Stenographisches Protokoll der 40. Sitzung des Ausschusses für Fragen der europäischen Sicherheit, 21.7.1956, S. 30 zitiert nach Schmidt 2006, S. 315.

¹⁰²⁹ Ebd.

¹⁰³⁰ Ebd. Auch wenn die eigentliche Besatzungszeit mit Gründung der Bundesrepublik 1949 beendet war, wurden die in Westdeutschland stationierten Truppen der Amerikaner, Engländer und Franzosen im allgemeinen Verständnis noch lange als Besatzungssoldaten wahrgenommen.

¹⁰³¹ Ebd.

¹⁰³² Vgl. Schmidt 2006, S. 326. Zum Begriff Ghettoisierung vgl. Schäfers 2006, S. 184.

¹⁰³³ Schmidt ebd., S. 327.

¹⁰³⁴ Aktenvermerk vom 15.11.1956. Archiv der Stadt Lütjenburg, Akte Garnison I, S. 205.

Die Beschaffung der erforderlichen Flächen konnte nur an Lütjenburgs äußeren Rändern realisiert werden, da im Stadtgebiet der Platz fehlte. Wie der Geograph Knut Witt in seiner 1964 erschienenen Analyse schreibt, „konnten die zahlreichen Kleingartengrundstücke und [...] die Grundstücke der Lütjenburger, die die Landwirtschaft aufgegeben haben, für Bauvorhaben genommen werden“.¹⁰³⁵ Positiv sei anzumerken, dass „es der Lütjenburger Stadtverwaltung gelungen [ist], die bebaute Stadtfläche in konzentrischen Kreisen auszudehnen, [wodurch] dem Markt die alte traditionsgebundene Mittelpunktlage innerhalb der Stadt erhalten geblieben [ist]“.¹⁰³⁶ Von einer organischen Einbindung in die gewachsenen Strukturen konnte unter diesen Voraussetzungen keine Rede sein, so dass nun erstmalig wirkliche Stadtviertel entstanden, die sich auch optisch vom bisherigen Baustil unterscheiden würden. Wie diese Veränderungen der städtischen Physiognomie wahrgenommen wurden, lässt ein Presstext aus dem Jahr 1960 erahnen, dessen Stil sich deutlich im zeittypischen Modus der Fortschritts- und Modernisierungseuphorie bewegt:

„Geht man an den Westrand der Stadt und sieht die Riesenflächen der Bauten der Bundeswehr, [...], dann muß man zu dem Resultat kommen, daß die bebaute Fläche der Stadt sich in etwa verdoppeln dürfte. Es ist eine gewaltige Wende, die die Garnisonswerdung und die modernen Erfordernisse mit sich gebracht haben“.¹⁰³⁷

Gegen Ende des Jahrzehnts überschlugen sich die Vollzugsmeldungen in der Regionalpresse, die über den Fortschritt auf dem Wohnungsbausektor informierten. So konnte das *Ost-Holsteinische Tageblatt* im Herbst 1959 mitteilen, dass „[a]ls äußeres Zeichen der kommenden Garnison [...] jetzt ein weiterer Stadtteil für die Bediensteten der Bundeswehr erbaut worden [ist]“.¹⁰³⁸ Die „27 Baublöcke mit 113 Wohnungen [...] haben [alle] ein Badezimmer“,¹⁰³⁹ sind „neuzeitlich eingerichtet“ und es gibt sogar „15 Garagen“.¹⁰⁴⁰ Kurz darauf meldete die gleiche Zeitung, dass „[e]twa 40 Wohnungen, die westlich der Hindenburgstraße für Bedienstete der Bundeswehr gebaut werden, [...]

¹⁰³⁵ Witt 1964, S. 96.

¹⁰³⁶ Ebd.

¹⁰³⁷ Art. „Nachlese zur Bau-Stadtverordnetenversammlung, *OHT* 7.9.1960.

¹⁰³⁸ Art. „Großrichtfest der Bundeswehr in Lütjenburg“, *OHT* 18.9.1959.

¹⁰³⁹ Ebd.

¹⁰⁴⁰ Ebd.

Anfang November bezugsfertig [sind]“.¹⁰⁴¹ Nahe der Kaserne an der Kieler Straße entstanden „Feldwebelwohnungen“¹⁰⁴² und nun war es auch nicht mehr übertrieben, von einem „Garnisonsviertel“¹⁰⁴³ zu sprechen, womit das Gebiet Schlesien-, Sachsen- und Pommernweg gemeint ist, das als erstes bezugsfertig war. Weitere 20 Wohnungen für die Bundeswehr entstanden in zwei Blöcken am Gieschenhagen auf der „früheren Kälberwiese von D. H. Boll“,¹⁰⁴⁴ wie die Presse in Erinnerung rief. Am nördlichen Stadtrand entstand die „Bundeswehr-Wohnkolonie am Eetzweg“,¹⁰⁴⁵ deren rasches Emporwachsen der Redakteur des *Ost-Holsteinischen Tageblattes* folgendermaßen kommentierte: „Wer den Sonntag zu einem Spaziergang in das neue Stadtviertel am Eetz benutzte und diese Gegend ein halbes Jahr nicht gesehen hatte, konnte bestätigen, daß es berechtigt ist, von einem rasanten Ausbau der Stadt zu sprechen“.¹⁰⁴⁶ Als letztes wurde 1968 der aus mehreren miteinander verbundenen Blöcken bestehende Komplex an der Ecke Neverstorfer Straße/Finkenrehm mit 24 Wohnungen bezogen,¹⁰⁴⁷ die im Vergleich zu den anderen größer und moderner waren.¹⁰⁴⁸ Die in den Pressemeldungen erstaunten bis bewundernden Bemerkungen über den Standard der Bundeswehrwohnungen, die sich „neuzeitlich eingerichtet“¹⁰⁴⁹ präsentierten und alle über „ein Badezimmer“¹⁰⁵⁰ verfügten, weisen darauf hin, dass eine derartige Ausstattung bis in die 1960er Jahre keineswegs selbstverständlich war. Auch in Lütjenburg – vom ländlichen Umfeld ganz abgesehen – hatten viele Häuser noch Ofenheizung und verfügten weder über Wasseranschlüsse noch sanitäre Anlagen, zumal viele Straßen noch gar nicht entsprechend erschlossen waren. Selbst im „alten Lütjenburger Kindergarten gab es in den 1950er Jahren noch keine Toiletten mit

¹⁰⁴¹ Art. „Wohnungen der Bundeswehr im November bezugsfertig“, *OHT* 5.10.1959.

¹⁰⁴² Art. „Feldwebelwohnungen“, *OHT* 13.10.1962.

¹⁰⁴³ Art. „Neue Bauten“, *OHT* 30.3.1960.

¹⁰⁴⁴ Vgl. Art. „Richtfest der Bundeswehr“, *OHT* 14.4.1962.

¹⁰⁴⁵ Art. „Aus Lütjenburg berichtet“, *OHT* 6.5.1962.

¹⁰⁴⁶ Art. „Betrachtungen zum Wochenende“ *OHT* 17.5.1965.

¹⁰⁴⁷ Vgl. Rubrik „Nichtamtliche Nachrichten“, *LN* 9/68.

¹⁰⁴⁸ Die erwähnten Wohnungen verfügten beispielsweise über eine separate Essecke und ein Gäste-WC, was nach den Baustandards der 1960er Jahre keineswegs der Norm entsprach. Vgl. Interview mit Frau BXX5 am 20.6.2013.

¹⁰⁴⁹ Art. „Großrichtfest der Bundeswehr in Lütjenburg“, *OHT* 18.9.1959.

¹⁰⁵⁰ Ebd. Auf die „guten Wohnungen“ in den Neubauwohnblocks der 1960er Jahre, die im Gegensatz zu vielen Altbauten auch in den größeren Städten über Bad und WC verfügten, geht auch Adelheid von Saldern in ihrem Aufsatz über *Kommunikation in Umbruchzeiten* ein, den sie dem von ihr herausgegebenen Sammelband *Stadt und Kommunikation in bundesrepublikanischen Umbruchzeiten* einleitend voranstellt. Die in diesem Band versammelten Arbeiten beleuchten aus verschiedenen Blickwinkeln insbesondere die städtischen Transformationsprozesse der 1960er Jahre. Vgl. Saldern 2006 S. 21.

Wasserspülung“,¹⁰⁵¹ wie ein Interviewpartner berichtete. Als vom Gesundheitsamt daraufhin kritische Anmerkungen kamen, habe der frühere Pastor lapidar geantwortet, „das würden die Kinder von zu Hause auch nicht anders kennen“.¹⁰⁵² Insofern lösten die Neubauten der Bundeswehr einen soziokulturellen Funktionsmechanismus aus, der auch hinsichtlich des Wohnstandards Begehrlichkeiten weckte und zur materialen Transformation der übrigen Stadt beitrug.

Bauweise und Anordnung der Bundeswehrblocks unterschieden sich nicht von den in dieser Zeit in nahezu allen Städten der Bundesrepublik entstehenden Komplexen des sozialen Wohnungsbaus.¹⁰⁵³ Die speziell in Kleinstädten bisher unbekannte Trennung in Funktionsbereiche für Wohnen, Arbeiten und Konsum wurde von den Zeitgenossen – wie aus den Pressekommentaren ersichtlich – fortschrittsoptimistisch registriert.¹⁰⁵⁴ Ansatzweise entwickelte sich in den hier entstehenden Vierteln der Typus dessen, was Alexander Mitscherlich als die „entmischte Stadt“¹⁰⁵⁵ kritisierte. Wie Beate Binder in ihren Ausführungen zur Stadtentwicklungsdebatte in den 1960er/1970er Jahren feststellt, wurden „Funktionstrennung, aufgelockerter Siedlungsbau [und] Dezentralisierung“¹⁰⁵⁶ einerseits als Gegenentwurf zum lauten, schmutzigen und ungesunden Großstadtleben gepriesen, andererseits jedoch als Ausschluss des eigentlich Urbanen angeprangert. Es ist indes zu konstatieren, dass die kritischen Stimmen sich angesichts der allgemeinen Wohnraumknappheit eher im elaboriert-akademischen Feld, als an der Nutzerbasis zu Wort meldeten. Auch aus Lütjenburg sind keine negativen Äußerungen überliefert. „Lütjenburg als neuer Standort bedeutete auch Hoffnung auf eine familiengerechte Neubauwohnung“,¹⁰⁵⁷ erinnert sich ein ehemaliger Berufssoldat und mancher, der nicht zur Bundeswehr gehörte, wäre gerne in eine der neuen Wohnungen eingezogen.¹⁰⁵⁸ Ansätze von Kritik an Bauweise und Anordnung der Bundeswehrblocks finden sich in Lütjenburger Medien erst gegen Ende der 1970er

¹⁰⁵¹ Interview mit Herrn LX1 21.5.2013.

¹⁰⁵² Ebd.

¹⁰⁵³ Vgl. Schmidt 2006, S. 331.

¹⁰⁵⁴ Vgl. Binder 2006, S. 54.

¹⁰⁵⁵ Mitscherlich 1965, S. 16.

¹⁰⁵⁶ Ebd., S.53.

¹⁰⁵⁷ Beitrag „Standort Lütjenburg – Erwartungen und Wirklichkeit“ von Hauptfeldwebel Horst Mischak. In: *Festschrift zum 20-jährigen Bestehen der Schill-Kaserne* 1982, S. 21.

¹⁰⁵⁸ Vgl. Interview mit Herrn L8 am 16.5.2013.

Jahre, als der SPD-Ortsverein in seinem Wahlprogramm postulierte, dass „die Bildung weiterer Wohnghettos“ verhindert werden müsse.¹⁰⁵⁹

In der Chronik der Schillkaserne befinden sich auch einige Seiten mit Fotografien der gerade erst bezogenen Wohnsiedlungen.¹⁰⁶⁰ Mit Ausnahme des Komplexes Finkenrehm handelt es sich um ein- bis zweigeschossige Wohnblöcke mit Zwei- bis Dreizimmerwohnungen, die alle über kleine Loggien zur straßenabgewandten Seite verfügen. Das gesamte Areal liegt eingebettet in kurzgeschorene Rasenflächen, welche die Häuser ohne Begrenzung umgeben und die durch etwas Buschwerk aufgelockert von gepflasterten Fußwegen durchzogen sind. Die Anlage Finkenrehm verfügt über drei Stockwerke und die vierundzwanzig Vier- bis Sechszimmerwohnungen befinden sich in einem einzigen, allerdings versetzt angeordneten Baukomplex.¹⁰⁶¹ Kennzeichnend für diese Art der Bebauung war das Fehlen jeglicher Infrastruktur,¹⁰⁶² was jedoch im Falle der Lütjenburger Siedlungen später vereinzelt durch kleine Lebensmittelläden ausgeglichen wurde. Als Mitte der 1960er Jahre im Anschluss an die Bundeswehrsiedlung am Eetzweg weitere Bauten für nicht bundeswehrangehörige Personenkreise entstanden waren,¹⁰⁶³ wussten die *Lütjenburger Nachrichten* zu melden, dass „in dem mehrgeschossigen Wohnblock ein Lebensmittelgeschäft eröffnet worden ist. Bäckermeister Otto Lorenz hat darin sein drittes Geschäft eröffnet. Der Laden ist als Selbstbedienungsladen aufgezo- gen.“¹⁰⁶⁴ Der dezidierte Hinweis auf den neu entstandenen Typus des Selbstbedienungsladens als „Bäckermeister Otto Lorenz [...] drittes Geschäft“¹⁰⁶⁵ verrät viel über die Wahrnehmung dieser Novität und den ökonomischen Aufschwung dieser Jahre.

Vergeben wurden die Wohnungen ausschließlich an verheiratete Soldaten und Zivilbedienstete des Bundes, die in der Standort- oder Truppenverwaltung beschäftigt waren. Für die Vergabe war die so genannte „Wohnungsfürsorge der Bundeswehr“¹⁰⁶⁶ zuständig, bei der die Interessenten sich bewerben mussten, um dann entsprechend der

¹⁰⁵⁹ „Am 5. März in die Verantwortung für Lütjenburg“, Programm der Lütjenburger SPD zur Kommunalwahl 1978, *LN* 1978/1. Zum damaligen Zeitpunkt befanden sich insgesamt fünf Berufssoldaten unter den insgesamt einundzwanzig Direkt- und Listenkandidaten der SPD.

¹⁰⁶⁰ Chronik Fla 6, Bd.I, S. 395-397.

¹⁰⁶¹ Ebd.

¹⁰⁶² Vgl. Farwick 2012, S. 286.

¹⁰⁶³ Ein Jahr nach Fertigstellung der Bundeswehrsiedlung am Eetz plante die Stadt den Bau von 30 Eigenheimen als „Hanghäuser hinter dem Teich“ und später in direkter Nachbarschaft ein mehrgeschossiges Gebäude mit 45 Sozialwohnungen, das „Hannibal“ genannt wurde. Vgl. Art. „Zum Bau von 30 Eigenheimen“, *OHT* 10.10.1963 und Art. „Richtfest des ‚Hannibal‘ am Vogelsang“, *OHT* 14.9.1965.

¹⁰⁶⁴ Rubrik „Nichtamtliche Nachrichten“, *LN* 1966/8.

¹⁰⁶⁵ Ebd.

¹⁰⁶⁶ Vgl. Schmidt 2006, S. 318.

Familiengröße eine Wohnung zugewiesen zu bekommen. Die Institution der Wohnungsfürsorge funktionierte nach dem System des Wohnungsbaus durch Bauträger, die privat, kommunal, landeseigen oder genossenschaftlich sein konnten und sich um die gesamte Abwicklung von Bau, Verwaltung und Vermietung kümmerten. In Lütjenburg war zu diesem Zweck im Januar 1961 die „Städtische Wohnungsfürsorge GmbH“¹⁰⁶⁷ gegründet worden. Es gab zwar keine Verpflichtung für die Soldatenfamilien, in die Bundeswehrsiedlungen einzuziehen, doch war es angesichts der allgemein angespannten Lage auf dem Wohnungsmarkt bis in 1970er Jahre kaum möglich, privat etwas Adäquates zu finden, wie sich ein in Lütjenburg aufgewachsener Interviewpartner erinnert:

„Durch die Garnison war natürlich Wohnraum nötig. Es wurde gebaut und angemietet. Dieses Haus hier wurde zum Beispiel auch einem damaligen Kommandeur angeboten. Jeder der ein bisschen investieren konnte, hat Mietwohnungen zur Verfügung gestellt. [...] Es gab ja eine akute Wohnungsnot hier in Lütjenburg. Als wir 1966 heirateten, fanden wir absolut keine Wohnung. Wir haben bei den Schwiegereltern oben gewohnt. Da im Eetz und überall das waren ja alles Bundeswehrwohnungen. [...] Im Finkenrehm waren auch schöne große Wohnungen, aber da durften ja nur Soldaten rein“.¹⁰⁶⁸

Diesen Äußerungen ist nicht nur ein leichter Unmut über die als Bevorzugung wahrgenommene Wohnraumbeschaffung für Bundeswehrangehörige zu entnehmen, sie verweisen zudem auf die Tatsache einer Distinktionspraxis, die sich darin äußerte, dass für den ranghöchsten Offizier der Garnison ein repräsentables Einfamilienhaus gesucht wurde.¹⁰⁶⁹ „Gerade die feinen Unterschiede des Wohnens sind es, die innerhalb der groben sozialen Unterschiede die ganze kulturelle Dynamik erkennen lassen“,¹⁰⁷⁰ wie Elisabeth Katschnig-Fasch schreibt. Auf diese „feinen Unterschiede“¹⁰⁷¹ achteten nicht nur die Bundeswehrangehörigen selbst, sie wurden auch von den übrigen Lütjenburgern

¹⁰⁶⁷ Informationsbroschüre der Städtischen Wohnungsfürsorge GmbH vom Dezember 1975.

¹⁰⁶⁸ Interview mit Herrn L8 am 16.5.2013.

¹⁰⁶⁹ Zur Bedeutung des symbolischen Kapitals im Verhältnis der einzelnen Dienstgrade der Bundeswehr zueinander und des Kommandeurs im Besonderen vgl. Hagen 2014, S. 137 f.

¹⁰⁷⁰ Katschnig-Fasch 2000, S. 123.

¹⁰⁷¹ Vgl. Hagen 2012, S. 106 sowie Bourdieu 1984.

registriert, wie unter anderem der in der Presse verwendete Begriff „Feldweibelwohnungen“¹⁰⁷² belegt.

Beim Bau dieser Wohnungen war bereits eine sektorale Trennlinie zwischen Offizieren und Unteroffizieren vorgenommen worden, die auf einem mentalen Stadtplan signalisierte, wer hier zu wohnen hatte und wer nicht. Weil Wohnen, so Heinz Schilling, „eine komplexe kulturelle Praxis mit einer unübersehbar ökonomischen Komponente“ sowie „[e]in wesentlicher Bereich der Distinktion – des Klassifiziertwerdens wie des eigenen Klassifizierens [ist]“,¹⁰⁷³ spielte das wie und wo gerade auch in Bundeswehrkreisen eine nicht zu unterschätzende Rolle. Diese Praxis, „die zu einem eigentümlichen Gruppendenken führte“,¹⁰⁷⁴ schlug sich auch in der bundeswehrinternen Benennung für die unterschiedlich klassifizierten Wohnbereiche nieder. Interviewpartner, die zu den ersten die neue Kaserne beziehenden Soldaten gehört hatten, erinnern sich daran, dass die ersten „Feldweibelwohnungen“¹⁰⁷⁵ im Sachsen- und Schlesienweg „Straußensiedlung“¹⁰⁷⁶ genannt wurden. Diese inoffizielle Namensgebung bezog sich auf Franz Josef Strauß, der bis November 1962 Verteidigungsminister war und wies auf die Ausnahmestellung dieses Wohnumfeldes hin. Im Gegensatz zu den späteren Bundeswehrebauten gab es hier „noch Ofenheizung“,¹⁰⁷⁷ wie sich ehemalige Bewohner erinnern. Diese Siedlung wurde von den ersten Bewohnern „eher als Ghetto“¹⁰⁷⁸ wahrgenommen, wo „die Berührungspunkte zu den Bürgern [...] begrenzt [waren]“. ¹⁰⁷⁹ Auch die Kulturwissenschaftlerin Marion Näser-Lather verweist in ihrer Forschungsarbeit über Bundeswehrfamilien darauf, dass den Bundeswehrsiedlungen oft der Status eines „Soldatenghettos“ zugesprochen wird und erwähnt in diesem Zusammenhang ebenfalls Bezeichnungen wie „Stuffzhausen“ und dergleichen.¹⁰⁸⁰

Die kulturelle Praxis des Wohnens, ihre Materialität und räumliche Verortung liefert das Konstruktionsmaterial für militärisches Kastendenken als Spiegelung der beruflichen

¹⁰⁷² Art. „Feldweibelwohnungen“ *OHT* 13.10.1962. Feldweibel sind Unteroffiziere, die über einen höherem Ausbildungs- bzw. Spezialisierungsgrad als die einfachen Unteroffiziere verfügen.

¹⁰⁷³ Schilling 2003, S. 189.

¹⁰⁷⁴ Schmidt 2006, S. 328.

¹⁰⁷⁵ Art. „Feldweibelwohnungen“ ebd.

¹⁰⁷⁶ Interviews mit Herrn BXL1 am 27.2.2013 und Herrn BXL3 am 25.3.2013.

¹⁰⁷⁷ Interview Herr BXL1 am 27.2.2013.

¹⁰⁷⁸ Interview Herr BXL2 am 20.3.2013.

¹⁰⁷⁹ Interview Herr BXL3 am 25.3.2013.

¹⁰⁸⁰ Vgl. Näser-Lather 2011, S. 315 ff. Vgl. dazu auch Dillkofer et al. 1986, S. 117 ff. Die Bezeichnung StUffz ist die offiziell bundeswehrintern gebrauchte Abkürzung für den Stabsunteroffizier, den höchsten Unteroffiziersdienstgrad unterhalb des Feldwebels.

Hierarchie. Die Wirkmächtigkeit tradierter Identitätskonstrukte und Kulturmuster präsentiert sich wohl am eindringlichsten anhand der bundeswehrinternen Benennungspraxis. Denn „Sprache“, so Beate Binder in ihrer Arbeit über „Aspekte der Stadtentwicklungsdebatte in den 1960er/1970er Jahren“¹⁰⁸¹ ist „Klassifizierungspraxis, die [...] Wirklichkeit schafft“¹⁰⁸² und im Zusammenhang mit der pejorativen oder affirmativen Zuweisung Orte markieren und (ab)qualifizieren kann. Ungleichheit und soziale Differenzierungen als Teil der habituellen Konstruktion eines militärischen Hierarchiegebäudes waren gewollt und auf der Akteursebene auch offensichtlich akzeptiert. „Metaphern und Rhetoriken [transportieren] Wahrnehmungsprogramme, durch die soziale Praxen plausibel und legitim erscheinen können“,¹⁰⁸³ so Beate Binder. Ganz oben auf der distinkten Bewertungsskala standen im Lütjenburger Bundeswehrranking die Wohnungen im Komplex Finkenrehm, der von den ehemaligen Soldaten „Prominentensilo“¹⁰⁸⁴ oder „Führungsbunker“¹⁰⁸⁵ genannt wird.¹⁰⁸⁶ Die ursprünglich nur für Offiziere gedachten Wohnungen hatten eine deutlich bessere Ausstattung und verfügten über mehr Platz, als die Wohnungen in den anderen Siedlungen. Entsprechend exklusiv gaben sich dann auch einige der Bewohner. Eine Interviewpartnerin erinnert sich, dass sie sich anlässlich eines Besuches dort darüber gewundert habe, dass „die beiden Kinder sich ein Zimmer teilen mussten, während der Vater ein so genanntes ‚Herrenzimmer‘ hatte“.¹⁰⁸⁷ In dieser Beobachtung dokumentiert sich das „Herrenzimmer“ als Stilisierungs- und Selbstinszenierungselement, das zwar nicht mehr in die Wirklichkeit einer Vierzimmer-Etagenwohnung passte, aber als distinktes Abgrenzungssignal durchaus wahrgenommen wurde. Ab Mitte der 1970er Jahre wurden die Wohnungen im Finkenrehm dann zunehmend an niedrigere Dienstgrade vergeben, weil sich der Wohnungsmarkt entspannt hatte und die *Lütjenburger Nachrichten* melden konnten: „Wohnungsprobleme für die Bundeswehr gibt es nicht mehr in Lütjenburg [...]“.¹⁰⁸⁸ Auch ältere Lütjenburger Einwohner, wie dieser Interviewpartner, erinnern sich an die veränderte Situation: „Die Bundeswehr hatte ja in den ersten Jahren einen großen Bedarf. Das änderte sich später, als die Leute

¹⁰⁸¹ Binder 2006.

¹⁰⁸² Ebd., S. 46.

¹⁰⁸³ Ebd.

¹⁰⁸⁴ Interviews ebd.

¹⁰⁸⁵ Interviews ebd.

¹⁰⁸⁶ Die erwähnte Namensgebung hat sich lediglich in der Rückschau ehemaliger Bundeswehrangehöriger erhalten und ist jüngeren Einwohnern fremd, zumal dieser Wohnkomplex seit den späten 1980er Jahren eine heterogene Mieterstruktur aufweist.

¹⁰⁸⁷ Interview mit Frau BXX5 am 20.6.2013.

¹⁰⁸⁸ Rubrik „Nichtamtliche Nachrichten“, *LN* 1977/1.

nicht mehr alle umzogen oder sich gleich privat etwas suchten“.¹⁰⁸⁹ Etliche Offiziere bevorzugten nämlich inzwischen Häuser oder Wohnungen auf dem privaten Sektor, „um der Vermengung von Wohnen und Freizeit in berufsbedingter Umgebung zu entfliehen“,¹⁰⁹⁰ wie auch der Militärhistoriker Schmidt diesen generellen Trend bestätigt. In der bevorzugten Wohnlage am Finkenrehm „haben die dann gemischt gewohnt. Da durften sowohl Offiziere als auch das niedere Volk rein“,¹⁰⁹¹ stellt ein Lütjenburger rückblickend fest und verweist damit auch auf die Tatsache, dass das bundeswehregene Hierarchiesystem in der einheimischen Bevölkerung durchaus registriert wurde.

Die sich hier herauskristallisierenden Segregationsprozesse durch eine bewusst intendierte Distinktion sind bezeichnend für das traditionelle Selbstverständnis des Militärs, das systemimmanent auch in die neu aufgestellte Bundeswehr übertragen worden war. „Distinktion im Sinne von Unterscheidung ist“, so Bourdieu, „die in der Struktur des sozialen Raumes angelegte Differenz [...]“.¹⁰⁹² Wie bereits an anderer Stelle erörtert, lassen sich speziell über das Wohnen Differenzen aufzeigen und habituelle Eigenheiten formatieren, die ein bewusstes Absondern ermöglichen. Vor diesem Hintergrund erhält beispielsweise das „Herrenzimmer“¹⁰⁹³ eine Funktion als symbolisches Instrument der Distinktion. Neben dem symbolisch codierten Ort spielt auch die Aneignung materieller Güter, die wiederum durch ökonomisches Kapital ermöglicht werden, eine Rolle bei der Stabilisierung des Habitus. Übernommene Wahrnehmungen, Denkmuster, Bewertungen und Sichtweisen prägen auch die Wohnästhetik als Ausdruck habituellen Geschmacks. Wo auf der berufshomogenen Kontrastfolie des Wohnumfeldes der gesellschaftliche Status am Dienstgrad erkennbar ist, gewinnt dieser als hier wichtigster Zeichenträger des symbolischen Kapitals eine über das Ökonomische hinausreichende Bedeutung. Da Bourdieu soziale Situationen als von Macht- und Herrschaftungleichheiten geprägt sieht, ist die Zuerkennung von symbolischem Kapital Basis der gesellschaftlichen Hierarchie, die durch die gesellschaftliche Praxis reproduziert wird.¹⁰⁹⁴

Der Militärsoziologe Ulrich vom Hagen, der die Thesen der Weber'schen Herrschaftstheorie mit der Bourdieu'schen Feldtheorie verknüpft und so die

¹⁰⁸⁹ Interview mit Herrn L15 am 10.7.2013.

¹⁰⁹⁰ Schmidt 2006, S. 328.

¹⁰⁹¹ Interview mit Herrn L8 am 16.5.2013.

¹⁰⁹² Bourdieu 1985, S. 21.

¹⁰⁹³ Interview mit Frau BXX5 am 20.6.2013.

¹⁰⁹⁴ Vgl. Dangschat 2009, S. 315.

soziologische Figur des *Homo militaris*¹⁰⁹⁵ sichtbar gemacht hat, stellt vor diesem Hintergrund fest: „Symbolisches Kapital spielt im militärischen Berufsstand in Form von Ehre und Prestige eine ausgeprägte Rolle“,¹⁰⁹⁶ woraus ersichtlich wird, dass es hier in erster Linie nicht um messbare Leistungen oder ökonomisches Kapital geht. Die von den eingeweihten Akteuren akzeptierte Hierarchie, die auch deren Angehörige einschließt, drückt sich unter anderem im Wohnen aus. Innerhalb der Bundeswehrsiedlungen, wo „dienstliche Strukturen ungebrochen auf den privaten Bereich durchschlagen“,¹⁰⁹⁷ zeichnete sich oft eine Rangordnung unter den Ehefrauen ab, für die die Militärsoziologin Heidelore Dillkofer die Bezeichnung „Schattenhierarchie“¹⁰⁹⁸ verwendet. „Die durch die Bundeswehr geprägte Umwelt, d.h. die anderen Bewohner der Bundeswehrsiedlungen [...] und die übrigen Besucherinnen der sog. Damenkränzchen“¹⁰⁹⁹ verstärken nicht nur das traditionelle Rollenverständnis, sondern zugleich das Statusdenken. Die von Dillkofer erwähnten Damenkränzchen galten auch in den Kreisen der Lütjenburger Soldatenfrauen als distinktive Kategorie, denn die intern „Kommandeuse“¹¹⁰⁰ genannte Ehefrau des Kommandeurs bat nur die Ehefrauen der Offiziere zum monatlichen „Damenkaffee in das Offizierskasino“.¹¹⁰¹ Auch ein Interviewpartner, der 1964 eine Wohnung am Eetzkrog bezog, erinnert sich an „so Sachen wie: ‚Frau Oberleutnant möchte zuerst begrüßt werden‘ und ähnlichen Dünkelkram“.¹¹⁰² Wie in diesem Beispiel werden Alltagspraktiken häufig dafür genutzt, die gesellschaftliche Positionierung zu symbolisieren, um auch jenseits von materiellen Markern Distinktionslinien zu festigen.

Dadurch, dass sich die Lütjenburger Bautätigkeit vorrangig auf die Bundeswehr und deren Bedürfnisse konzentriert hatte, war es zu den bereits erwähnten Engpässen auf dem privaten Sektor gekommen. Neben den Bundeswehrwohnungen war allerdings auch in den sozialen Wohnungsbau investiert worden, doch betrafen auch diese Maßnahmen wiederum eine relativ homogene Bevölkerungsgruppe sowie eine damit einhergehende Segregation. Als die Kieler Nachrichten 1964 in einer bereits erwähnten Serie über Bundeswehrstandorte berichtete, zeichnete sich diese Entwicklung bereits ab. Im Zusammenhang mit der eigens für den kasernennahen Wohnungsbau gegründeten

¹⁰⁹⁵ Hagen 2014 passim.

¹⁰⁹⁶ Ebd., S. 218.

¹⁰⁹⁷ Dillkofer 1986, S. 118.

¹⁰⁹⁸ Ebd., S. 164.

¹⁰⁹⁹ Ebd., S. 92.

¹¹⁰⁰ Interview mit Frau BXX5 am 20.6.2013.

¹¹⁰¹ Ebd.

¹¹⁰² Interview mit Herrn BXX2 am 20.3.2013.

Wohnungsbaugesellschaft, deren Stammkapital „rund eine halbe Million Mark“ betrug, wurde der Bürgermeister mit den Worten zitiert: „Damit finanzieren wir den Bau für Sozialschwache im Ort“.¹¹⁰³ Das sich nun neu darstellende Problem, nämlich die Wohnraumknappheit für diejenigen Personenkreise, die weder Bundeswehrangehörige noch „Sozialschwache“ waren, benannte das *Ost-Holsteinische Tageblatt* ein Vierteljahr später:

„Für einen Personenkreis ist aber allmählich eine Kalamität entstanden: nämlich für diejenigen, deren Einkommen zu hoch ist, um Sozialwohnungen zu bekommen und die auch ohne Mietbeihilfen die Mieten bezahlen können. Das sind Beamte, Lehrer, gehobene Angestellte der Wirtschaft, Pensionäre und sonstige Ruheständler, deren Einkommen ausreichend ist, die aber nicht genügend Eigenkapital haben, um selbst bauen zu können oder dafür zu alt sind“.¹¹⁰⁴

Das Problem war nicht neu, denn bedingt durch die Konjunktur auf dem Arbeitsmarkt stieg auch die Zahl derer, die täglich nach Lütjenburg zur Arbeit fahren und dort auch gerne wohnen wollten. Einer Pressemeldung aus dem Jahr 1960 zufolge hatte sich „[d]ie Zahl der Arbeitskräfte, die von außerhalb kommen und in Lütjenburg arbeiten, [...] verdoppelt“, denn „[r]und 520 Personen kommen täglich von außerhalb“. Geplant sei daher „der Bau von Werkswohnungen für das Klärwerk, Wohnungen für Lehrer und andere Berufskreise [...]“.¹¹⁰⁵ Auch wenn „[i]m Jahre 1964 [...] in der Stadt 181 Bauanträge gestellt worden sind [und] im Jahr davor [nur] 142“,¹¹⁰⁶ wie die *Lütjenburger Nachrichten* meldeten, tat sich jetzt ein neues Problemfeld auf, das auch mit der Umsetzung eines weiteren Projektes einherging. Auch „die neue Mittelschule [...] und das Gymnasium, in dem Ostern 1964 die ersten Klassen einziehen können“,¹¹⁰⁷ so die *Kieler Nachrichten*, waren ursächlich auf den Einzug der Bundeswehrgarnison zurückzuführen und nun benötigten auch all die neuen Lehrkräfte adäquaten Wohnraum. Die Stadtvertretung beschloss deshalb im September 1965 mehrere Sofortmaßnahmen zur Lösung dieses Problems“, wie beispielsweise „die Lehrkräfte

¹¹⁰³ Art. „Der Boom kam mit dem Bataillon“, *KN* 16.1.1964, S. 12.

¹¹⁰⁴ Art. „Vom Lütjenburger Wohnungsbau“, *OHT* 25.5.1965.

¹¹⁰⁵ Art. „520 Pendler fahren nach Lütjenburg“, *OHT* 8.1.1960.

¹¹⁰⁶ Art. „Aus dem Lütjenburger Wirtschaftsleben“, *LN* 1965/1.

¹¹⁰⁷ Art. „Der Boom kam mit dem Bataillon“, *KN* 16.1.1964, S. 12.

beim Bau von Eigenheimen durch Bereitstellung von Bauland zu günstigen Bedingungen zu unterstützen“.¹¹⁰⁸ Ein Baugebiet für private Interessenten, dass zu dieser Zeit entstand, war „[d]ie Villensiedlung auf der der Stadt abgekehrten Seite des Vogelberges [...]“.¹¹⁰⁹ Auf diese Weise entstanden neben den Bundeswehrsiedlungen segregative Quartiere für die Gruppe der sozial benachteiligten einerseits sowie für „Beamte, Lehrer, gehobene Angestellte der Wirtschaft, Pensionäre und sonstige Ruheständler“¹¹¹⁰ andererseits. Ein auswärtiger Interviewpartner, der in den 1980er Jahren beruflich mit Lütjenburg zu tun hatte, stellt die Situation wie folgt dar:

„Viele Berufssoldaten zogen mit der Zeit in Einfamilienhäuser und in den ehemaligen Soldatensiedlungen gab es Platz. So hat sich das Klientel mit der Zeit verschoben und in manche Blocks kamen nur noch ‚Problemfamilien‘ rein. Und es zogen natürlich auch Leute aus den Dörfern zu, die vorher in den Landarbeiterkaten gewohnt hatten. Und für die Familien, die vorher Ofenheizung, kein Bad und das Klo auf dem Hof hatten, waren die Wohnungen mit Zentralheizung und Badezimmer interessant, zumal da noch nicht jeder ein Auto hatte und man in Lütjenburg alles zu Fuß erledigen konnte. Und in Lütjenburg waren eben sehr viele Sozialwohnungen. Das waren nun nicht zwangsläufig Problemfamilien, aber es waren Menschen mit geringem Einkommen“.¹¹¹¹

Als der Geograph Martin Aude 1987 Lütjenburg untersuchte, bewertete er auch die sozialräumliche Gliederung der Stadt. In diesem Zusammenhang stellte er fest, dass sich „[d]ie Wohnquartiere der gehobenen sozialen Schichten [...] vornehmlich in randlicher Lage der Stadt [befinden]“.¹¹¹² Hierbei handelt es sich, wie einer beigefügten Karte zu entnehmen, um eben die 1964 von Witt erwähnte „Villensiedlung“¹¹¹³ und die in den 1970er und 80er Jahren entstandenen Einfamilienhaussiedlungen „Piesberg“ und

¹¹⁰⁸ Art. „Außerordentliche Stadtverordnetenversammlung. Großzügige Wohnungsbeschaffung für Gymnasiallehrer“, *OHT* 27.9.1965.

¹¹⁰⁹ Witt 1964, S. 95.

¹¹¹⁰ Art. „Vom Lütjenburger Wohnungsbau“, *OHT* 25.5.1965.

¹¹¹¹ Interview mit Herrn BXX3 am 25.9.2013.

¹¹¹² Aude 1987, S. 157.

¹¹¹³ Witt 1964, S. 95.

„Hochmode“.¹¹¹⁴ Im Gegensatz dazu stufte Aude die Bewohner der „ausgedehnten Flüchtlingsiedlungen und Bundeswehrwohnungen“ als „sozial niederrangig“ ein.¹¹¹⁵

Mit Zunahme der als höherwertig angesehenen Einfamilienhausquartiere am Stadtrand erreichte die statuszuweisende Funktion des Wohnens eine neue Dimension. Auch wenn sich die Situation in Lütjenburg nicht so gravierend darstellte, wie in den Städten, deren Großsiedlungen aus der Hochphase des sozialen Wohnungsbaus sich ab den 1980er zunehmend zu Problemstadtteilen entwickelten,¹¹¹⁶ reichen die Nachwirkungen der oben beschriebenen Prozesse bis in die Gegenwart. In einem im Jahre 2008 für Lütjenburg vorgelegten Entwicklungskonzept im Programm „Soziale Stadt“¹¹¹⁷ wird darauf hingewiesen, dass es mehrere Bereiche gibt, „in denen sich soziale Benachteiligungen kumulieren und Bewohner wie Umfeld belasten. Unterschiedliche Problemlagen und Krisensituationen wie Ausbildungsplatzmangel, Arbeitslosigkeit, Armut, Alkoholismus etc. häufen sich“.¹¹¹⁸ Die Problemzonen sind identisch mit den 1965 und 1966 erstellten „Großsozialbauten“¹¹¹⁹ und Teilen früherer Bundeswehrsiedlungen.¹¹²⁰ Die negativ konnotierte habituelle Zuweisung und die damit einhergehende Umwertung einer einstmals begehrten Wohnlage zeigt deutlich, welchen Transformationsprozessen Stadträume ausgesetzt sein können und welche Wechselwirkungen mit den jeweiligen Bewohnern dadurch generiert werden.

Um hier an die eingangs aufgeworfenen Fragestellung anzuknüpfen, wie sich das materiale Gesicht der Stadt durch die Bundeswehr transformierte und welche sozial und gesellschaftlich zuweisenden Effekte diese Entwicklung auslöste, lässt sich dies mit einander bedingenden Episoden beschreiben. Diese lassen sich anhand der folgenden Stationen nachzeichnen: Auf die Wohnraumknappheit folgte die gewollte Segregation und im Anschluss die Abwanderung der Etablierteren. Ein daraus resultierendes Überangebot korrelierte mit dem ohnehin vorhandenen Wohnraum für sozial benachteiligte Personenkreise und erzeugte entsprechende Nachzugseffekte aus dem

¹¹¹⁴ Aude ebd., S. 162. Die *Lütjenburger Nachrichten* beschrieben die 1976 als erste dieser Siedlungen am östlichen Stadtrand bebaute Anlage als „Trabantensiedlung Piesberg“, in der insgesamt dreißig Einfamilienhäuser errichtet wurden. Vgl. Rubrik „Nichtamtliche Nachrichten“, *LN* 1976/8. Das Baugebiet „Hochmode“ wurde 1981 nordwestlich des Kasernenareals zur Eigenheimbebauung für 63 Grundstücke erschlossen. Vgl. *LN* 1982/1.

¹¹¹⁵ Ebd., S. 157.

¹¹¹⁶ Vgl. Farwick 2012, S. 383 f.

¹¹¹⁷ Vgl. Integriertes Entwicklungskonzept Lütjenburg im Programm „Soziale Stadt“ 2008.

¹¹¹⁸ Ebd., S. 3.

¹¹¹⁹ „Auf der Aukoppel hat die städt. Wohnungsfürsorge mit einem Großsozialbau begonnen“. Rubrik „Nichtamtliche Nachrichten“, *LN* 1966/10.

¹¹²⁰ Soziale Stadt ebd., S. 7.

Umland. Während sich höhere Einkommenschichten, wozu auch viele Bundeswehrangehörige gehörten, in die neuen Einfamilienhaussiedlungen und die umliegenden Dörfer zurückzogen, entwickelten sich die zwanzig Jahre zuvor als „neuzeitlich eingerichtet“ wahrgenommenen Quartiere zu Enklaven der Benachteiligten. Stadtraum ist also nicht schlicht gegeben, sondern wird unter anderem aufgrund der symbolischen Besetzung und der sozial differenzierten Sichtbarkeit der ihm zugeordneten Akteure in Wahrnehmungs- und Bewertungsvorgängen gedeutet und entsprechend genutzt oder verworfen. Zwar ist es müßig, darüber zu spekulieren, wie sich Lütjenburgs städtebauliche Situation ohne die Garnison dargestellt hätte, doch haben sich die – wenn auch keineswegs intendierten – transformierenden Effekte langfristig in die Materialität der Stadt eingeschrieben.

7.2 Expansion, Modernisierung und Wahrnehmungswandel

Im Herbst 1962, wenige Monate nach dem Einzug der Bundeswehr in die Lütjenburger Kaserne, war unter der Überschrift „Lütjenburgs Anschluß an das Wirtschaftswunder“¹¹²¹ in der Lokalzeitung zu lesen, dass der Bürgermeister anlässlich eines Vortrages vor der Wirtschaftsversammlung über die kommunale Lage der Stadt berichten konnte, „daß Lütjenburg vor Jahren das Sorgenkind unter den Städten des Kreises war und heute sehr gut in der Konkurrenz läge [...]“.¹¹²² Diese positive Entwicklung sei in erster Linie auf die „städtische Politik der ersten Jahre der Nachkriegszeit“ zurückzuführen, die geprägt war von „Bescheidung und Beschränkung auf das zunächst Notwendige“ und somit das „Fundament für den schwungvollen Auftrieb unserer Tage [bildete]“.¹¹²³ Die genannten Gründe für „Lütjenburgs Anschluß an das Wirtschaftswunder“¹¹²⁴ lassen einen Faktor völlig unerwähnt, der im gleichen Medium zuvor stets Erwähnung fand, wenn beispielsweise noch 1960 berichtet wurde, dass „[die] lebhafte Bewegung auf dem Bausektor [...] in erster Linie der Entwicklung zur Garnison zuzuschreiben [sei]“, denn, so die Begründung damals, „Wasserwerk, erweiterte Kanalisation, Klärwerk, neue Mittelschule, Umgehungsstraße [und] Sportplatz hängen direkt oder indirekt damit zusammen“.¹¹²⁵ Es liegt nahe, dass der Vortrag des Bürgermeisters vor den Vertretern der örtlichen Wirtschaft in erster Linie

¹¹²¹ Art. „Lütjenburgs Anschluß an das Wirtschaftswunder“, *OHT* 6.10.1962.

¹¹²² Ebd.

¹¹²³ Ebd.

¹¹²⁴ Art. „Lütjenburgs Anschluß an das Wirtschaftswunder“, *OHT* 6.10.1962.

¹¹²⁵ Art. „Zur Stadtverordnetenversammlung am 5. September“, *OHT* 30.8.1960.

darauf abzielte, frühere Konfliktfelder einzuebnen und das kollektive Selbstwertgefühl anzusprechen. Es ist deshalb danach zu fragen, wie und in welchen Bereichen sich das ökonomische Gefüge der Stadt tatsächlich veränderte und in welchem Maße die Bundeswehr diese Transformation bewirkte beziehungsweise indirekt beförderte und wie dies seitens der städtischen Akteure interpretiert wurde. Die eingangs zitierte Pressemeldung beinhaltet auch Hinweise auf das Bevölkerungswachstum, das nach dem Einzug der Soldaten spürbar zunahm, geht indes nicht auf jene als auslösenden Faktor ein, sondern verknüpft auch diese Tatsache mit dem allgemeinen Aufschwung.

„Die Einwohnerzahlen der Stadt zeigen eine stetige Entwicklung nach oben. Es ist noch gar nicht lange her, daß die Stadt 4000 Einwohner hatte. Am ersten Januar 1962 wurden 4597 Einwohner registriert. Seither kommen monatlich 57 Einwohner dazu, so daß jetzt seit dem 1. Oktober 5165 Menschen in der Stadt leben. [...] Der erstaunliche deutsche und europäische Auftrieb kam in die kleinen Orte zwar später als in die großen, wirkte sich dann aber kräftig aus“.¹¹²⁶

Der Deutungslogik des zitierten Artikels folgend, verdankte die Stadt ihren Aufschwung in erster Linie der allgemeinen Konjunktur. Nicht nur der Tenor dieser Veröffentlichungen zeigt eine zunehmend auf sich selbst verweisende Wahrnehmung der positiven ökonomischen Entwicklung in den 1960er Jahren, es dokumentiert sich auch zunehmend ein deutlich gestiegenes Selbstbewusstsein gegenüber der Bundeswehr, das sich beispielhaft anhand folgender Episode zeigen lässt:

Unter dem Tagesordnungspunkt „Verschiedenes“ teilte der Bürgermeister den Magistratsmitgliedern im Herbst 1969 mit, dass er in Erfahrung bringen konnte, dass in der Kaserne der überdimensionierte Bau eines Offiziersheims geplant sei. „Man müsse leider feststellen, daß die Soldaten in zwei Gruppen eingeteilt werden“, da auf der anderen Straßenseite das Soldatenheim offensichtlich nur für die Mannschaften gebaut werde.¹¹²⁷ Zwei Monate später beschwerte sich Bürgermeister Voges in einem annähernd gleichlautenden Schreiben sowohl beim Kommandeur der Schillkaserne, als

¹¹²⁶ OHT ebd.

¹¹²⁷ Protokoll der Sitzung des Magistrats vom 22.9.1969, Tagesordnungspunkt Verschiedenes: Offiziersheim für die Schill-Kaserne, Archiv der Stadt Lütjenburg, Akte Garnison, nicht paginiert.

auch bei der Wehrbereichsverwaltung in Kiel über den geplanten Bau, „dessen Kosten ohne Grunderwerb und Erschließung 600 000 DM betragen [würden]“.¹¹²⁸ Er könne nicht nachvollziehen, warum „ein Offiziersheim für 20 – 25 Offiziere“ gebaut werde, während auf der anderen Straßenseite gerade „mit erheblicher Unterstützung der Stadt [...] ein Soldatenheim für DM 1,5 Mill. gebaut [werde]“ und die Garnison andererseits „nicht einmal einen eigenen Sportplatz“ besitze.¹¹²⁹ In der Stadt selbst stelle „[d]ie Bevölkerung [...] aber noch andere Überlegungen an, nämlich, daß Schulklassen und Turnhallen fehlen [und] 170 Kinder nicht in einen Kindergarten aufgenommen werden, weil die Mittel fehlen, Kindergärten zu bauen“.¹¹³⁰

Wenige Tage darauf erschien in den *Kieler Nachrichten* ein Artikel mit dem Titel „Bürgermeister Voges trägt Bonn seine Bedenken vor“.¹¹³¹ Aus dem Text ist zu folgern, dass das Schreiben auf dem Dienstwege über die Wehrbereichsverwaltung an das Bundesverteidigungsministerium adressiert war. Der Artikel bezieht sich auf ein Interview, welches der Redakteur der *Kieler Nachrichten* mit Bürgermeister Voges führte und in dem dieser abschließend folgendermaßen zitiert wird: „Es wäre zu begrüßen, wenn einmal offen bekundet würde, ob es in der heutigen Zeit noch vertretbar ist, für eine Handvoll Offiziere einen aufwendigen Rahmen zu schaffen“.¹¹³²

Hier führt nicht mehr zivile Unterwürfigkeit die Feder eines Kleinstadtbürgermeisters, hier bezieht ein kritisch-selbstbewusstes Stadtoberhaupt Stellung zu einer öffentlichen Angelegenheit. Die Frage nach der Notwendigkeit eines solchen „geflissentlich nicht als Offizierskasino bezeichneten Offiziersheim[s]“¹¹³³ hatte sich bereits 1961 der Haushaltsausschuss des Deutschen Bundestages gestellt, als nämlich seitens der Bundeswehr der Ruf nach diesen Einrichtungen immer lauter wurde. „Da der Haushaltsausschuss aber mit seinen Befürchtungen nicht hinterm Berg hielt“, so der Militärhistoriker Schmidt, „dass dadurch ein unerwünschtes Korpsdenken der Offiziere befördert werden könne, beeilte sich die Hardthöhe mit der Versicherung, nicht soziale, sondern vielmehr dienstliche Gründe stünden dahinter“.¹¹³⁴ Die von Schmidt zitierten

¹¹²⁸ Schreiben des Lütjenburger Bürgermeisters Voges an den Kommandeur der Schillkaserne vom 21.11.1969 und den Präsidenten der Wehrbereichsverwaltung vom 26.11.1969. Archiv der Stadt Lütjenburg, Akte Garnison, nicht paginiert.

¹¹²⁹ Ebd.

¹¹³⁰ Ebd.

¹¹³¹ Art. „Bürgermeister Voges trägt Bonn seine Bedenken vor“, *KN* 28.11.1969, S. 3.

¹¹³² Ebd.

¹¹³³ Schmidt 2006, S. 394.

¹¹³⁴ Ebd. Die Bezeichnung „Hardthöhe“ ist ein geläufiges Synonym für das Bundesverteidigungsministerium in der ehemaligen Bundeshauptstadt Bonn.

Begründungen, die damals im Verteidigungsausschuss vorgetragen wurden, finden ihre Entsprechung im Antwortschreiben des Kommandeurs der Schillkaserne.

In diesem Brief wird ausführlich auf die einzelnen Kritikpunkte eingegangen und unter anderem dargelegt, dass es sich bei den potentiellen Nutzern des geplanten Gebäudes nicht nur um „eine Handvoll Offiziere“,¹¹³⁵ sondern auch um wehrübende Offiziere, Offiziersanwärter und Beamte der Truppen- und Standortverwaltung handeln würde und dass zum anderen gerade für den Offizier, der so häufig versetzt werde, „[d]ie Kaserne für ihn und seine Familie die zweite Heimat“¹¹³⁶ darstelle. Die Frage, „warum die Stadt eine kostspielige Tennisanlage gebaut hat, die nur einem kleinen Personenkreis vorbehalten ist, wenn Schulen, Turnhallen, Kindergärten und Spielplätze fehlen“,¹¹³⁷ lässt deutlich erkennen, dass sich das Verhältnis zwischen den Spitzen von Stadt und Garnison zu diesem Zeitpunkt deutlich verschlechtert hatte. Von dem einst beschworenen „Band der Gemeinschaft“, das sich „um Bevölkerung und Truppe schlingen werde“,¹¹³⁸ ist angesichts dieses Disputes nichts mehr zu spüren. Die Episode wirft indes auch ein helles Licht auf den im Schreiben des Bürgermeisters deutlich werdenden Generations- wie Mentalitätswandel, der auch als Gegenentwurf zur ehemals unangefochtenen Vormachtstellung des Militärs gelesen werden kann.

Zu Zeiten der „Vorrangstellung des Militärs vor allen Zivilisten“¹¹³⁹ wäre es einem Kleinstadtbürgermeister nicht in den Sinn gekommen, Kritik an der Einrichtung eines Kasinos für „eine Handvoll Offiziere“ zu üben. Die späten 1960er Jahre, in denen nicht zuletzt das Ende vieler obrigkeitsstaatlicher Traditionen eingeläutet wurde, standen unter dem Eindruck eines soziokulturellen Wandels, der auch Politik und Verwaltung nicht unberührt ließ und nicht zuletzt das Verhältnis zwischen Bürger und Obrigkeit neu justierte. Die Zeiten in denen sich letztere mit „gespreizter Würde und hoheitlicher Distanz“¹¹⁴⁰ präsentiert hatte, gehörten der Vergangenheit an, wie Willy Brandt in seiner Regierungserklärung von 1969 verkündet hatte. Zur Umsetzung eines Programms der Liberalisierung, der Emanzipation und Partizipation würden Menschen gebraucht, „die kritisch mitdenken, mitentscheiden und mitverantworten“¹¹⁴¹ sollten.

¹¹³⁵ Schreiben des Kommandeurs des Flugabwehrbataillons 6 an den Lütjenburger Bürgermeister Friedrich-Wilhelm Voges vom 9.1.1970. Archiv der Stadt Lütjenburg, Akte Garnison, nicht paginiert.

¹¹³⁶ Ebd.

¹¹³⁷ Ebd.

¹¹³⁸ Art. „Einzug des Fla.-Batl. 6 in die neue Garnisonstadt Lütjenburg“, *OHT* 14.5.1962.

¹¹³⁹ Frevert 2001, S. 120.

¹¹⁴⁰ Regierungserklärung Willy Brandts vor dem Bundestag, 28.10.1969, in: Deutscher Bundestag, Stenographische Berichte, Bd. 71, S. 20-34. Hier nach Metzler 2007, S. 157.

¹¹⁴¹ Ebd.

„Aus soziologischer Perspektive werden die 60er Jahre bis heute als Sattelphase eines gesellschaftlichen Umbruchs angesehen“,¹¹⁴² stellt der Historiker Detlef Siegfried fest, in der sich „nicht nur die materiellen Existenzbedingungen, sondern auch Meinungen, Einstellungen und teilweise Grundüberzeugungen [veränderten]“.¹¹⁴³ Im bürger-(meister)lichen Selbstbewusstsein gegenüber der Militärobrigkeit dokumentiert sich ein neues staatsbürgerliches Verständnis, das sich im Einklang mit einer kritischen Öffentlichkeit wähnt, wie die Zuhilfenahme der Presse signalisiert. Die Tatsache, dass Bürgermeister Voges für die Verbreitung seines Anliegens die *Kieler Nachrichten* und nicht das *Ost-Holsteinische Tageblatt* wählte, mag daher rühren, dass er dem Redakteur des letzteren eine kritische Distanz gegenüber der Bundeswehr nicht zutraute.¹¹⁴⁴ Auslöser der bürgermeisterlichen Kritik waren nicht zuletzt vorausgegangene Proteste der Gastronomie, die sich insbesondere am Bau des im Schreiben erwähnten Soldatenheims entzündet hatten. Noch fast dreißig Jahre später heißt es in einer Publikation des Hotel- und Gaststättenverbandes dass „[d]as Soldatenheim [...] zur großen Konkurrenz unserer Mitgliedsbetriebe [wurde], zumal es keinen Gewinn erwirtschaften mußte und sämtliche Investitionen die Kirche bezahlte“.¹¹⁴⁵ Da das nun geplante Offiziersheim letztendlich ebenso eine gastronomische Einrichtung mit vergleichbaren Konditionen darstellte, erwuchs hier ein weiterer Konkurrent.¹¹⁴⁶ Auch wenn das Offiziersheim nicht für die breite Öffentlichkeit gedacht war, konnten die Zugangsberechtigten private Gäste empfangen und dort auch Familienfeiern ausrichten. Während insbesondere das Soldatenheim mit seinen vielen Freizeitangeboten für die Mehrheit der Lütjenburger einen Gewinn darstellte,¹¹⁴⁷ nahmen es die Gastwirte zwangsläufig als Konkurrenz wahr. Wie bereits an anderer Stelle sichtbar geworden, zeigt sich hier wieder der Kontrast zwischen Wunsch und Wirklichkeit, der die

¹¹⁴² Siegfried 2006a, S. 52. Vgl. dazu auch Gallus 2008, S. 49 ff.

¹¹⁴³ Ebd., S. 51.

¹¹⁴⁴ Der für Lütjenburg zuständige Redakteur war noch immer der 1892 geborene pensionierte Marineoffizier (Kapitän zur See a. D. und Ritterkreuzträger) Hermann Witt, vor dessen militärraffiner Interpretationsfolie ein derartiger Artikel vermutlich kaum realisierbar gewesen wäre.

¹¹⁴⁵ *Auf den Spuren der Gastronomie in und um Lütjenburg. 90 Jahre Hotel- und Gaststättenverband Lütjenburg-Hohwachter Bucht.* DEHOGA Lütjenburg 1998, S. 11. Vgl. dazu auch Interviews mit Frau L4 am 29.4.2013, Herrn LX1 am 21.5.2013, Herrn L10 am 28.5.2013 sowie Herrn L15 am 10.7.2013. Soldatenheime werden als geselliger Treffpunkt am Standort betrieben. Die Restaurants sind mit Saal-, Konferenz- und Freizeiträumen ausgestattet und bieten Platz für Schulungen, Festveranstaltungen und Familienfeiern. Kegelbahn, Billard und Kinovorführungen ergänzen das Freizeitangebot in den Häusern. Vgl. Schmidt 2006, S. 349. Ausführlich zum Soldatenheim vgl. Kap. 7.3.3 dieser Arbeit.

¹¹⁴⁶ Die Offiziersheime werden von den zum Standort gehörenden Offizieren als Gesellschafter (Offiziersheimgesellschaft) betrieben. Die Preise für Essen und Getränke sind sehr günstig, da die Offiziere eines Standortes sich zum Zwecke der Bewirtschaftung zu einem zivilrechtlichen Verein ohne Gewinnerzielungsabsicht zusammenschließen und kein nicht militärangehöriges Personal dort tätig ist.

¹¹⁴⁷ Vgl. Interview mit Herrn L13 am 9.12.2013.

städtischen Akteure je nach gesellschaftlicher Stellung und Profession immer wieder beschäftigte. Welche Institutionen und Transformationen die Garnison im Gefolge haben würde und wie diese die ökonomischen Prosperitätserwartungen einzelner Gewerbe dämpfen würden, hatte zehn Jahre zuvor niemand kommen sehen. Das zweite Antwortschreiben kam von der Wehrbereichsverwaltung Kiel und verdeutlichte zunächst den Unterschied zwischen Offiziersheim und Soldatenheim. Dieser drückte sich nämlich darin aus, dass es sich beim Soldatenheim um „eine Begegnungsstätte zwischen Soldaten aller Dienstgrade und der Zivilbevölkerung“ handele, während das Offiziersheim „das traditionelle gesellschaftliche Zentrum für die Offiziere eines Standortes“¹¹⁴⁸ darstelle. Des Weiteren sind in dem Schreiben einige Summen aufgelistet, die belegen sollten, welche Finanzhilfen der Stadt bisher gewährt wurden. Aufgeführt wurden:

„Für den Ausbau der Wasserversorgung:

Zuschuß: 150.000,-- DM Darlehen: 210.000,-- DM

Für die Erschließung eines Wohngebietes:

Zuschuß: 137.560,-- DM Darlehen: 145.000,-- DM

Für den Bau eines Gymnasiums:

Zuschuß: 189.800,-- DM

Für den Bau einer Volksschule:

Zuschuß: 745.573,-- DM

Für den Bau einer Turnhalle:

Zuschuß: 196.800,-- DM

Für den Bau eines Kindergartens:

Zuschuß: 20.000,-- DM “.¹¹⁴⁹

¹¹⁴⁸ Schreiben der Wehrbereichsverwaltung Kiel an den Bürgermeister der Stadt Lütjenburg vom 12.1.1970. Archiv der Stadt Lütjenburg, Akte Garnison, nicht paginiert.

¹¹⁴⁹ Ebd.

Das Schreiben endet mit dem Hinweis, dass die Bundeswehr damit einen erheblichen Beitrag zur Verbesserung der gesellschaftlichen Verhältnisse der Stadt geleistet haben dürfte.¹¹⁵⁰ Nachträgliche Details und eventuelle Konsequenzen dieses Schlagabtausches sind nicht überliefert. Ob die Tatsache, dass sich zur im gleichen Jahr stattfindenden Kommunalwahl erstmalig zwei aktive Offiziere – jeweils ein Hauptmann für die CDU und die SPD – aufstellen ließen und in die Stadtvertretung gewählt wurden, als Effekt des Voraufgegangenen gewertet werden kann, bleibt spekulativ.¹¹⁵¹ Dass die Lütjenburger Kommunalpolitiker fünf Jahre später in dem einstmals kritisierten Offiziersheim tagten, beweist jedenfalls, dass das Gebäude von der Mehrheit der Stadtvertreter akzeptiert wurde.¹¹⁵²

Auch wenn die zuletzt erwähnte Kontroverse auf gewisse Spannungen im ökonomisch geprägten Gefüge zwischen Teilen der städtischen Wirtschaft und der Bundeswehr hinweist, sprechen die Zahlen der Lütjenburger Haushaltsrechnungen für sich. So stieg die Gewerbesteuer, die als Gradmesser für die Wirtschaftskraft einer Kommune gewichtet werden kann, in den Jahren seit dem Bau der Bundeswehrliegenschaften bis Mitte der 1960er Jahre kontinuierlich an. Beliefen sich die diesbezüglichen Einnahmen im Jahre 1957 noch auf 202.639,-- DM, hatte sich die Summe 1961 mit 418.830,-- DM bereits mehr als verdoppelt, um dann 1963 mit 619.416,-- DM ihren vorläufigen Höchststand zu erreichen.¹¹⁵³ Verfolgt man die Pressemeldungen, die während dieser Zeitspanne städtische Erfolge und Novitäten thematisieren, erklärt sich diese Entwicklung: „Ständige Umbauten, Neubauten, Eröffnungen neuer Geschäfte und Vergrößerungen bestehender Geschäfte sind seit mehreren Jahren in Lütjenburg an der Tagesordnung“,¹¹⁵⁴ heißt es beispielsweise im Herbst des Jahres 1959. Im Frühjahr des folgenden Jahres hat die Angebotspalette des lokalen Einzelhandels weitere Neuigkeiten zu verzeichnen, wie das *Ost-Holsteinische Tagesblatt* mitteilt:

„Die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt geht weiter rasch voran, was man bei einem Gang durch die Stadt feststellen kann. [...] In der

¹¹⁵⁰ Vgl. ebd. Zum Komplex „Zuschüsse und Darlehen für zivile Infrastruktur von militärischem Interesse“ vgl. auch Schmidt 2006, S. 335 ff.

¹¹⁵¹ Vgl. Zillmann 2008, S. 362.

¹¹⁵² Vgl. Rubrik „Nichtamtliche Nachrichten“, *LN* 1975/1.

¹¹⁵³ „Haushaltsrechnung der Stadt Lütjenburg 1957“, Archiv der Stadt Lütjenburg, Haushaltsrechnungen.

¹¹⁵⁴ Art. „Neues Ladengeschäft der Firma Mews“, *OHT* 19.9.1959.

Hindenburgstraße, beim neuen Garnisonsviertel, hat sich Malermeister Steffens ein Haus gebaut, und in diesem am 15. März ein Farben- und Tapetengeschäft eröffnet. Der Konsumverein in der Kieler Straße hat sich auch modernisiert und vergrößert und empfängt jetzt seine Kundschaft in einem Halb-Selbstbedienungsladen“.¹¹⁵⁵

In den *Lütjenburger Nachrichten* häuften sich in diesen Jahren die Ankündigungen und Mitteilungen aus dem Wirtschaftsleben, in denen das Adjektiv „modern“ oder dessen Deklinationen und Substantivierungen dominierten. So erfuhren die Leser, dass „[d]ie Färberei Fritz Pieper [...] ihr Geschäftshaus umbauen und modern [...] gestalten [werde]“¹¹⁵⁶ und der Neubau der Kreissparkasse „modernsten Erfordernissen“¹¹⁵⁷ entspreche. Ebenso wie die „Schlachterei Friedrich Horstmann“, deren „Unternehmen modernisiert und vergrößert [wurde]“,¹¹⁵⁸ hatte auch das „Lebensmittel-Einzelhandelsgeschäft von Adolf Wede [...] sich mit Erweiterungsbauten modern auf Selbstbedienung umgestellt“.¹¹⁵⁹ Die Lütjenburger Hausfrauen des Hausfrauenbundes wurden eingeladen, um bei Kaffee und Kuchen etwas über das „moderne Bankwesen“¹¹⁶⁰ zu erfahren und weil „Schnelldienste [...] modern [sind]“, hatte ein Lütjenburger Optiker 1970 einen „Kopie-Schnelldienst“¹¹⁶¹ eingerichtet.

Der Begriff „Modernisierung“¹¹⁶² avancierte in den 1960er Jahren zu einer vielzitierten Leitchiffre und durchzieht die mediale Präsentation von Städten jeglicher Größenordnung. So hat Sabine Egger diese Fortschrittsmetapher am Beispiel der bayrischen Landeshauptstadt fruchtbar gemacht und die Genese des Begriffes unter Zuhilfenahme des titelgebenden Slogans *München wird moderner*¹¹⁶³ nachgezeichnet. Der Historiker Axel Schildt versucht in seinem Aufsatz *Modernisierung*¹¹⁶⁴ anhand verschiedener theoretischer Ansätze die Komplexität des Begriffes einzuhegen und kommt zu der Empfehlung: „Als kleinster gemeinsamer Nenner der zahlreichen Ansätze

¹¹⁵⁵ Art. „Neue Bauten“, *OHT* 30.3.1960.

¹¹⁵⁶ Rubrik „Nichtamtliche Nachrichten“, *LN* 1967/3.

¹¹⁵⁷ Art. „Neubau der Kreissparkasse eingeweiht“, *LN* 1968/11.

¹¹⁵⁸ Rubrik „Nichtamtliche Nachrichten“, *LN* 1969/12.

¹¹⁵⁹ Ebd.

¹¹⁶⁰ Rubrik „Nichtamtliche Nachrichten“, *LN* 1970/6.

¹¹⁶¹ Ebd.

¹¹⁶² Vgl. Schildt, Axel: *Modernisierung*, Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 11.2.2010, URL: <http://docupedia.de/zg/Modernisierung?oldid=84640>, Aufruf 10.3.2015, 20.39 Uhr.

¹¹⁶³ Egger 2013.

¹¹⁶⁴ Schildt ebd.

kann eine Definition von M. Rainer Lepsius gelten: Modernisierung als neutraler Sammelbegriff für nicht näher bezeichnete Prozesse hebt ab von Traditionalität“.¹¹⁶⁵ Modernisierung als gesamtgesellschaftlichen Transformationsprozess zu fassen, greift indes zu kurz, da „die Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen“¹¹⁶⁶ für Verschiebungen, Brüche und Disparitäten sorgt, die nicht nur Regionen, Schichten oder Altersgruppen betrifft. Trotz aller Ungleichzeitigkeit, die unbestritten bleibt, ist es sicher zutreffend, die 1960er Jahre mit der Historikerin Adelheid von Saldern als „die zweite Phase des technischen Modernismus“¹¹⁶⁷ zu bezeichnen. Wie die Historikerin in ihrem Werk *Stadt und Kommunikation in bundesrepublikanischen Umbruchzeiten* darlegt, war diese Dekade in der Bundesrepublik eine Zeit, in der „ein rigider Funktionalismus, ein weit greifender Fortschrittsglaube, ein soziales Gleichheitspostulat und eine professionsgebundene Planungseuphorie vorherrschten“.¹¹⁶⁸ Die Ergebnisse dieser Wirksamkeiten materialisierten sich in Gestalt von Neubaukomplexen an den Peripherien der Städte begleitet von einem massiven Ausbau der sozialen Infrastruktur in Form von Schulen, Jugend- und Sporteinrichtungen, Schwimmbädern und Bibliotheken.¹¹⁶⁹

In vielen Fällen war auch die Bundeswehr Impulsgeber, Beschleuniger und Mitfinanzier dieser Expansion und Transformation. Die *Kieler Nachrichten* erklärten ihren Lesern in einer „Es ist so schön, Garnison zu sein ...“¹¹⁷⁰ betitelten Auflistung, welche Vorteile es für eine Stadt mit sich brächte, wenn sie Heimat der Bundeswehr werde. Demnach würde beispielsweise der Bau einer Kaserne „erfahrungsgemäß zu 50 Prozent von den örtlichen und regionalen Bauunternehmungen ausgeführt“,¹¹⁷¹ was auch für weitere „Aufschließungs- und Folgemaßnahmen“ wie Soldatenwohnungen, Schulen, Kindergärten, Wasserleitungen, Kanalisation und Straßen gelte. Desgleichen profitiere das örtliche Gewerbe, denn allein für die „Reinigung der Uniform und der Leibwäsche eines Bataillons fließen den örtlichen Wasch- und Reinigungsanstalten jährlich mehr als 100 000 Mark zu“.¹¹⁷² Auch die Lütjenburger Wäscherei und Reinigungsfirma Piper

¹¹⁶⁵ Ebd.

¹¹⁶⁶ Vgl. Bloch 1935, S. 104. Konrad Köstlins Aufsatz von 1973 rekurriert auf Blochs Begrifflichkeiten, bringt diese aber in eine andere Reihenfolge und postuliert „die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“. Vgl. Köstlin 1973 passim.

¹¹⁶⁷ Saldern 2006, S. 13.

¹¹⁶⁸ Ebd.

¹¹⁶⁹ Vgl. ebd. S. 13 f.

¹¹⁷⁰ Art. „Es ist so schön, Garnison zu sein ...“, *KN* 9.1.1960, S. 20.

¹¹⁷¹ Ebd.

¹¹⁷² Ebd.

wurde 1963 Vertragspartner der Bundeswehr¹¹⁷³ woran sich ein Interviewpartner deutlich erinnert: „Da kamen ganze Lastwagen voll Uniformen, die wurden da gereinigt. Herr Piper hat immer gestöhnt, er bekam keine Fachkräfte. [...] Der hatte keinen, der ihn mal vertreten konnte. Der Mensch hat nie Urlaub gemacht“.¹¹⁷⁴ Der diesen Aufschwung begleitende Arbeitskräftemangel wird in vielen Veröffentlichungen thematisiert und der folgende Artikel aus dem Jahr 1962 benennt auch eine der Ursachen: „Der Arbeitsmarkt ist umso angespannter, weil die großen Dienstpersonal-Ansprüche der Bundeswehr sich im wirtschaftlichen Rahmen der kleinen Stadt außerordentlich bemerkbar machen“.¹¹⁷⁵ Auch hier dokumentiert sich zum wiederholten Male die widersprüchliche Haltung zu den Konsequenzen der Garnisonswerdung. Offenbar herrschte generell die Auffassung, dass der ersehnte ökonomische Aufschwung eine solitäre Erscheinung ohne irgendwelche Nebenwirkungen bleiben würde. Andere Konsequenzen der Arbeitsmarktentwicklung betrafen das Lohnniveau in nahezu allen Branchen, denn „[d]ie umfangreichen Bauprojekte“, so Knut Witt in seiner Analyse, „brachten der Bauwirtschaft [...] eine in diesem Umfang bisher unbekannt Konjunktur. Mehr als die Hälfte der Bauaufträge in Lütjenburg [...] wurde an auswärtige Firmen vergeben“. Letztere zahlten höhere Löhne als die örtlichen, was zur Konsequenz hatte, dass die Lütjenburger ihre Löhne anpassen mussten, um ein Überwecheln zu verhindern. Dieser Schritt führte dazu, dass alle übrigen Betriebe, die ungelernete Arbeiter beschäftigten, ebenfalls ihre Löhne erhöhten. „Die ungelernen Arbeitskräfte stammen nahezu 100%ig aus der Landwirtschaft“,¹¹⁷⁶ so Witt. Dass der Arbeitsplatzwechsel nicht nur mit den höheren Löhnen, sondern zugleich mit dem rasanten Strukturwandel in der Landwirtschaft zu tun hatte, bestätigen die Erinnerungen der folgenden Interviewpartner:

„Damals wurden ja auch viele aus der Landwirtschaft entlassen. Da war jemand 20 Jahre Gespannführer gewesen und nun gab es plötzlich keine Pferde mehr und keine Arbeit für ihn. Auf den umliegenden Gütern wurden die Leute in Scharen teils entlassen, teils gingen sie von selbst. Und hinterher waren sie dann Zivilbeschäftigte bei der

¹¹⁷³ Vgl. Lütjenburger Gildezeitung 2012, S. 5.

¹¹⁷⁴ Interview mit Herrn LX1. am 21.5.2013.

¹¹⁷⁵ Art. „Angespannter Arbeitsmarkt“, *OHT* 14.7.1962.

¹¹⁷⁶ Witt 1964, S. 210.

Standortverwaltung und hatten ein viel leichteres Leben und waren plötzlich im Öffentlichen Dienst und hatten ein geregeltes Einkommen, das war schon was“.¹¹⁷⁷

Ähnlich wie dieser Interviewpartner erinnern sich viele ältere Einwohner an die Möglichkeiten des sich drastisch veränderten Arbeitsmarktes, der gerade der gering qualifizierten Landbevölkerung bislang ungeahnte Chancen bot. Auch weil die Bundeswehr „für Zivilangestellte attraktiv [war]“, wie dieser 1950 geborene Lütjenburger vermutet, denn „da war auch nicht so viel Druck wie in der freien Wirtschaft. Ich denke da zum Beispiel an einen, der war vorher Fahrer in der Milchzentrale und danach Postbusfahrer, der wurde dann Heizer in der Kaserne“.¹¹⁷⁸ Die Auswirkungen dieses Wandels bekamen indirekt auch die übrigen Wirtschaftszweige und die Geldinstitute zu spüren, wie sich ein Interviewpartner erinnert, der in den 1960er Jahren bei einer Lütjenburger Bank beschäftigt war:

„Hier ging ja die Post ab. Die Baufirmen hatten zu tun, die Leute hatten plötzlich Arbeit. Strukturell hatten wir hier vorher Landwirtschaft und Forsten, es gab kaum adäquate Arbeit hier, die Leute waren teilweise noch Tagelöhner und haben in der Landwirtschaft nicht viel verdient. Und jetzt gingen die plötzlich alle zum Bau und haben gut verdient und vor allem regelmäßig ihr Geld bekommen. Und auch bei der Bundeswehr entstanden ja ganz viele zivile Arbeitsplätze. Ich habe früher mal bei der Bank gearbeitet. Und da hat man es auch gemerkt, wie die Leute plötzlich regelmäßig Geld hatten und nicht im Winter bei Schlechtwetter gleich zum Arbeitsamt mussten. [...] Auch früher die Tagelöhner. Wenn Erntedankfest vorbei war, dann hatten die erstmal Feierabend“.¹¹⁷⁹

Die letzten Anmerkungen in dieser Interviewsequenz geben deutliche Hinweise auf die vormalige Beschäftigungsstruktur im ländlichen Bereich, die oft von saisonaler Prekarität überschattet war. Da insbesondere die Tagelöhner auf den Gütern nur Geld

¹¹⁷⁷ Interview mit Herrn LX1 am 21.5.2013.

¹¹⁷⁸ Interview mit Herrn L14 am 18.12.2013.

¹¹⁷⁹ Interview mit Herrn L12 am 23.9.2013.

erhielten, wenn es etwas zu tun gab, waren sie nach der Ernte vorübergehend ohne Lohn. Regelmäßige Bargeldeinnahmen waren hier ohnehin selten, da ein Teil des Einkommens auch über das so genannte Deputat abgegolten wurde.¹¹⁸⁰ Besonders diese Bevölkerungsgruppe profitierte von einem Wechsel in den zivilen Sektor der Bundeswehr. Die Entwicklung der Geschäftszahlen der Lütjenburger Zweigstelle der Kreissparkasse Plön bestätigt diesen Wandel. So stieg die Anzahl der Girokonten im Zeitraum zwischen 1960 und 1970 von 2.800 auf 4.400 und die der Sparbücher im gleichen Zeitraum von 5.700 auf 10.200 an.¹¹⁸¹ Auch wenn letztere Zahlen zum Teil dem Anstieg der Einwohnerzahlen geschuldet waren, bestätigen sie doch das deutlich veränderte ökonomische Potential in der Stadt. Dies bestätigen auch die folgenden Beobachtungen eines 1948 geborenen Lütjenburgers, der den wirtschaftlichen Aufstieg in der eigenen Familie miterlebte:

„Die Kaufkraft der Soldaten war gar nicht so entscheidend, sondern dass viele Leute durch geregelte Arbeit genügend Geld zur Verfügung hatten. [...] Mein Vater war eigentlich Sattler, aber hat nach dem Krieg alles Mögliche gemacht. [...] Und da war es gut für ihn, dass er ziemlich früh schon, wohl um 1963 zur Bundeswehr kam. Die Bundeswehr schaffte hier ja jede Menge Arbeitsplätze. Er hat hier in der Kaserne die ganze Lagerverwaltung gemacht, Spinde, Schränke, alles was die Soldaten so in ihren Zimmern hatten. [...] Der Bund brachte sichere Arbeitsplätze im öffentlichen Dienst mit allem was dazugehört. Tarifliche Bezahlung, geregelte Arbeitszeiten, keine Entlassung bei Schlechtwetter. [...] Und später zinsgünstige Darlehen beim Hausbau“.¹¹⁸²

Die in den Interviews erwähnten nicht militärischen Arbeitsplätze bei der Bundeswehr fielen in die Zuständigkeit der Standortverwaltung, jener Dienststelle, für deren Einzug einstmals das Krankenhaus „geopfert“ worden war. Abgesehen von Verwaltungstätigkeiten, wie beispielsweise der Ausschreibung und Durchführung von Baumaßnahmen oder der Beschaffung von Verpflegung, Bekleidung und Ausrüstungs-

¹¹⁸⁰ Das Deputat beinhaltete freie Wohnung und etwas Land zur Selbstversorgung und Tierhaltung.

¹¹⁸¹ Vgl. Witt 1975, S. 166.

¹¹⁸² Interview mit Herrn L13 am 9.12.2013.

gegenständen für die Truppe, gab es sehr viele Arbeitsplätze im handwerklichen und gärtnerischen Bereich, in dem auch viele ungelernete Kräfte eingestellt wurden. Zählte die Standortverwaltung laut Knut Witts Analyse schon 1964 achtzig Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, waren es später über einhundert Beamte, Angestellte und Arbeiter.¹¹⁸³

Auch wenn die Mehrzahl der Beschäftigten männlichen Geschlechts war, gab es dort auch Arbeitsplätze für Frauen, die beispielsweise im Schreibdienst oder im Küchen- oder Bekleidungsbereich eingesetzt wurden. Nach Witts Arbeitsplatzzählung war die Standortverwaltung zu der Zeit der größte Arbeitgeber Lütjenburgs.¹¹⁸⁴

Die persönlichen Erfahrungsberichte korrespondieren mit entsprechend aufgemachten Stellenanzeigen in den Lütjenburger Nachrichten. So suchte das Landesbauamt 1971 mehrere „Hochbauingenieure (grad.)“ und bot „einen sicheren Arbeitsplatz in der Bauleitung Lütjenburg oder Plön [...]“. Bei den anfallenden Aufgaben handelte es sich „um interessante Neubauten für die Bundeswehr“.¹¹⁸⁵ Neben der Bereitstellung eines Dienstwagens warb das Landesbauamt mit 13,- DM Trennungsschädigung täglich sowie Umzugs- und Reisekosten. „[W]eil viele junge Mädchen Bundeswehrangehörige geheiratet haben und laufend heiraten“,¹¹⁸⁶ wie die Lokalzeitung 1964 schrieb, gab es einen Mangel an „arbeitswillige[n] Mädchen und Frauen“.¹¹⁸⁷ Eine Fabrik umwarb diese daher mit folgenden Anreizen: „Wir arbeiten in geheizten, luftigen Räumen. Bei uns gibt es keinen Dreck, keinen Krach, und Wassere brauchen wir nur zum Händewaschen. Ausgesprochene Frauenarbeit“.¹¹⁸⁸ Abgesehen von dem zeittypisch geschlechtsspezifisch formulierten Duktus zeigt die erste Anzeige, dass im Gefolge der Bundeswehr nun auch anspruchsvollere Tätigkeiten für Männer entstanden.

Der Anstieg der Einwohnerzahlen hatte sich auf den Stellenplan des Rathauses ausgewirkt, wo es insbesondere zu einer Zunahme der Arbeitsplätze in den öffentlichen Versorgungseinrichtungen, wie Klär- und Wasserwerk gekommen war. Waren hier 1956 noch fünf Männer beschäftigt gewesen, war deren Zahl neunzehn Jahre später auf einundvierzig angewachsen.¹¹⁸⁹ Bereits 1962 waren die Leser der Lokalzeitung darüber informiert worden, dass „[d]ie Überschreitung der Einwohnerzahl über 5000 [...] für

¹¹⁸³ Vgl. Witt 1964, S. 161 sowie *Festschrift zum 30jährigen Jubiläum der Garnison Lütjenburg am 12. Mai 1992*, S. 17.

¹¹⁸⁴ Vgl. Witt 1964, S. 161.

¹¹⁸⁵ Stellenanzeige des Landesbauamtes Eutin, *LN* 3/71.

¹¹⁸⁶ Art. „Arbeitsmarktlage bleibt angespannt“, *OHT* 14.8.1964.

¹¹⁸⁷ Anzeige „Wollen Sie einen festen Arbeitsplatz?“ der Schaumstoffwaren-Fabrik Schubert oHG Ascheberg, *LN* 12/65.

¹¹⁸⁸ Ebd.

¹¹⁸⁹ Rubrik „Nichtamtliche Nachrichten. Der Stellenplan des Rathauses“, *LN* 1975/1.

den Bürgermeister die angenehme Folge [hatte], daß er besoldungsmäßig [...] in eine höhere A-Gruppe versetzt wird“.¹¹⁹⁰

Dank der umfangreichen Bautätigkeiten sah sich die Stadt gefordert, auch hier personell und qualitativ aufzustocken. Im März 1962 teilte der Bürgermeister in der Zeitung mit, dass „[n]eben dem Stadtbauamt [...] nunmehr auch noch ein Tiefbauamt eingerichtet [wird]“, da „[d]ie umfangreichen Aufgaben [...] nicht mehr ohne eine eigene technische Abteilung bewältigt werden [können]“.¹¹⁹¹ Hatte man sich bis dahin noch ausschließlich freischaffender Ingenieure bedient, so solle diese Tätigkeit künftig von eigenen Mitarbeitern mit entsprechender Qualifikation verrichtet werden. Neben dem Stellenzuwachs im öffentlichen Dienst gab es nun auch Anreize für andere Freiberufler, sich in Lütjenburg niederzulassen. „Bis Anfang der 70er Jahre gab es hier ja nur vier Hausärzte. Kinderarzt, Frauenarzt, Hals-Nasen und Ohrenarzt das kam dann erst alles“,¹¹⁹² erinnert sich diese Interviewpartnerin, die seit 1966 in Lütjenburg lebt. Aufgrund der unvermindert anhaltenden Bautätigkeit zog es Architekten und Bauunternehmer in die Stadt, die wiederum qualifizierte Arbeitsplätze für Bauzeichner, Techniker und Handwerker schufen.¹¹⁹³ Der Einwohnerzuwachs bescherte der Stadt im Sommer 1965 auch eine dritte Pfarrstelle.¹¹⁹⁴

Die Kreissparkasse hatte das alte Geschäftshaus Güntzel am Markt erworben und dort einen Neubau erstellt, der auch optisch den „modernsten Erfordernissen“ entsprach und das Bild des Marktes auf der westlichen Seite stark veränderte.¹¹⁹⁵ Andere Umbauten hatten die Fassadengestaltung der Häuser am Markt bereits 1966 deutlich verändert, wie die *Lütjenburger Nachrichten* anmerkten:

„Epochemachend für die Bauweise auf dem Lütjenburger Markt ist die Preisgabe der bisher ängstlichst gehüteten Sprossenfenster für die anliegenden Häuser. Auf die Dauer wurden die Sprossenfenster für die Hausbesitzer zu unbequem. Die Auswirkung wird sich im Laufe der Jahre zeigen“.¹¹⁹⁶

¹¹⁹⁰ Art. „Lebhafte Stadtverordnetensitzung“, *OHT* 10.9.1962.

¹¹⁹¹ Art. „Bürgermeister richtet Tiefbauamt ein“, *OHT* 14.3.1963.

¹¹⁹² Interview mit Frau L9 am 16.5.2013.

¹¹⁹³ Vgl. Art. „Aus dem Lütjenburger Wirtschaftsleben“, *LN* 3/65 sowie Art. „Tiefbauunternehmen Joachim Bruhn“, *LN* 1965/9.

¹¹⁹⁴ Rubrik „Nichtamtliche Nachrichten“, *LN* 1965/7.

¹¹⁹⁵ Art. „Neubau der Kreissparkasse eingeweiht“, *LN* 1968/11.

¹¹⁹⁶ Rubrik „Nichtamtliche Nachrichten“, *LN* 1966/12.

Maßnahmen dieser Art ließen sich in den 1960er Jahren überall beobachten. Sie gingen zumeist Hand in Hand mit der Aufgabe des Kopfsteinpflasters zugunsten einer Teerdecke und galten geradezu als Symbol für Funktionalität und Fortschritt. Im gleichen Jahr, als die Sprossenfenster verschwanden, wurde der Pausenhof der Lütjenburger Volksschule asphaltiert und auch „der Kirchhofsweg ist zu etwa der Hälfte mit einer Teerdecke versehen worden“,¹¹⁹⁷ wie die Zeitung meldete. Begonnen hatte die Ära der „gepflegten Teerstraßen“ mit dem Einzug der Bundeswehr 1962, zumal die Stadt laut Lokalzeitung zuvor „wegen ihres wagenzerstörenden Kopfsteinpflasters berüchtigt [war]“.¹¹⁹⁸ Für Sabine Kienitz stellt sich in den asphaltierten Straßen „[...] neben der rein praktischen Funktion gerade auch die symbolische Erhebung der Stadt mit einer verkehrstechnisch ausgereiften Infrastruktur gegenüber dem im Schlamm versinkenden Dorf [dar]“.¹¹⁹⁹ Der Wandel vom dörflichen Erscheinungsbild hin zur urbanen Optik vollzog sich zusehends. Waren bereits mit dem Einzug der Bundeswehr im Stadttinneren die ersten Parkuhren aufgestellt worden,¹²⁰⁰ wurden im Gefolge der westlichen Umgehungsstraße 1968 die ersten beiden Ampelanlagen in der Stadt installiert.¹²⁰¹ Weitere Banken, Einzelhandelsgeschäfte, Kfz-Werkstätten und Tankstellen wurden eröffnet,¹²⁰² eine davon hatte sogar „den ersten Brennstoff-Zapfapparat für nächtliche Selbstbedienung aufgestellt“,¹²⁰³ wie die *Lütjenburger Nachrichten* mitteilten. „Der erste moderne Supermarkt in Lütjenburg mit voller Selbstbedienung“¹²⁰⁴ wurde 1967 eröffnet. Letzterer entwickelte sich zwei Jahre später zu einem so genannten „Drugstore (gesprochen drackßtöhr)“, wie der Werbetext erläuterte, in dem es außer Lebensmitteln nun auch einen „Damen-Frisier-Salon“, ein „Grill-Schnellrestaurant“, eine „Do it yourself“-Abteilung und eine „Schallplattenbar mit Rundfunk und Phono“ gab.¹²⁰⁵ Die hier zum Ausdruck kommenden US-amerikanisch inspirierten Modernitätschiffren entsprechen ganz dem fortschrittsgläubigen Stil der 1960er Jahre und können durchaus als Metaphern für den städtischen Transformationsprozess gelesen werden. Auch die lokalen Medien

¹¹⁹⁷ Rubrik „Nichtamtliche Nachrichten“, *LN* 1966/10.

¹¹⁹⁸ Art. „Vorbereitungen für den großen Tag“, *OHT* 10.5.1962.

¹¹⁹⁹ Kienitz 2013, S. 182.

¹²⁰⁰ Art. „Lütjenburger Altjahreskalender“, *OHT* 29.12.1962.

¹²⁰¹ Rubrik „Nichtamtliche Nachrichten“, *LN* 1968/8.

¹²⁰² Art. „Aus dem Lütjenburger Wirtschaftsleben“, *LN* 8/65 sowie Rubrik „Nichtamtliche Nachrichten“, *LN* 1967/7 und 1967/9.

¹²⁰³ Rubrik „Nichtamtliche Nachrichten“, *LN* 1966/6.

¹²⁰⁴ Anzeige des SPAR-Supermarktes, *LN* 1967/7.

¹²⁰⁵ Anzeige des Drugstore-SPAR-Supermarktes, *LN* ebd.

beteiligten sich nun an diesem Fortschrittsdiskurs und vermieden die früher geäußerten Klagen über das Verschwinden des beschaulichen Stadtbildes. Desgleichen verzichteten die Lokalredakteure nun auf die von ihnen selbst häufig mitbefeuernten Konkurrenzdebatten der städtischen Geschäftsleute. Die *Lütjenburger Nachrichten* stellten fest, dass „[n]ichts [...] besser den Umbruch der Zeit im ländlichen Raum [kennzeichnet], als die Entwicklung des Marktes der alten Stadt Lütjenburg. Er war und ist heute noch ein Barometer für die jeweilige Wirtschaftslage der Stadt“. Und „der Anzeiger an diesem Barometer“ ist [d]as zentrale Gebäude am Marktplatz mit der allüberragenden gelben Neonschrift ‚DRUGSTORE‘ und dem großen SPAR-Supermarkt“.¹²⁰⁶ Ob dieser Deutungswandel darauf fußte, dass ein Teil der früheren Beschwerdeführer nicht mehr aktiv am Wirtschaftsleben teilnahm oder mit der Erkenntnis zusammenhing, dass „Lütjenburgs Anschluß an das Wirtschaftswunder“¹²⁰⁷ sich derart günstig gestaltet hatte, lässt sich nicht belegen. Fest steht in jedem Falle, dass die Tonlage sich geändert und „der alte Lütjenburger Kaufmann vom Markt“¹²⁰⁸ seine Rolle als Zitatgeber verloren hatte.

In den Gesprächen mit älteren Einwohnern fällt immer wieder auf, dass es offenbar kaum Akteure gab, die nicht in irgendeiner Weise von dieser Entwicklung profitiert hätten. Entweder, weil sich ihre eigene berufliche Situation entscheidend verbesserte oder weil, wie die folgenden Erinnerungen bestätigen, die Verdienstmöglichkeiten im privaten Gewerbe deutlich anstiegen. Eine Interviewpartnerin, deren Eltern eine Bäckerei hatten, erzählte, dass die Standortverwaltung zuerst in den örtlichen Betrieben angefragt habe:

„wer was liefern kann. [...] Da kam extra einer von der Standortverwaltung. Nun machen Sie doch mal. Aber das war meinem Vater zu groß. Da hätte er neue Maschinen und all sowas gebraucht. Aber wir haben die Kantine in der Kaserne beliefert. Das war eine Frau Asmus. Die rief dann an. Die Soldaten kommen zurück von irgendeiner Übung.

¹²⁰⁶ Art. „April 1967 - April 1972 – 5 Jahre SPAR-DRUGSTORE“, *LN* 1972/4.

¹²⁰⁷ Vgl. Art. „Lütjenburgs Anschluß an das Wirtschaftswunder“, *OHT* 6.10.1962.

¹²⁰⁸ Vgl. Art. „Nachlese zur Lütjenburger Stadtverordnetenversammlung“, *OHT* vom 20.5.1957.

Ich brauche jetzt sofort 500 Brötchen. Aber nicht in 10 Minuten, sofort.
Die Frau hat Umsatz gemacht. Bombig. Und wir dann ja auch“.¹²⁰⁹

Aus diesen Äußerungen lässt sich die damals herrschende Aufbruchsstimmung herauslesen, die auch Branchen jenseits des Lebensmittelsektors betraf. Ein Interviewpartner, der damals Friseur war, erinnerte sich an die Wehrpflichtigen, die im gesamten Trupp in die Stadt zum Haareschneiden geführt wurden. Und als ab Mitte der 1960er Jahre die Haare der Jungs ja immer länger wurden, habe er „fast bis zu den Knien in Haaren gestanden“.¹²¹⁰ Auch das Freizeitangebot weitete sich aus, denn es wurde ein zweites Kino eröffnet. „Das war dann das Bambi-Kino. Und das war im Hinblick auf die Soldaten gedacht“,¹²¹¹ so ein anderer damals jugendlicher Akteur. Diese und ähnliche Bilder liefern das mentale Konstruktionsmaterial eines kollektiven Narratives, welches für viele Lütjenburger auch Erinnerungen an individuellen Aufstieg und der Verbesserung der Lebensverhältnisse beinhaltet. Auch wenn Teile dieser Erfolgsgeschichte dem ohnehin diese Jahre prägenden allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung in der Bundesrepublik geschuldet sein mögen,¹²¹² ist der Anteil, welcher der Bundeswehr als Generator und Transformator hier zukommt, doch erheblich, wie auch die *Kieler Nachrichten* in einer vergleichenden Untersuchung aus dem Jahr 1964 betonen:

„Deutlicher als drüben im größeren Rendsburg hat die Garnison die örtliche und ortsnahe Wirtschaft belebt, und mit einer Steigerung des Gewerbesteueraufkommens von 195 000 DM im Jahr 1957 auf 543 000 DM im Jahr 1962 liegt Lütjenburg unzweifelhaft in der Spitzengruppe

¹²⁰⁹ Interview mit Frau L6 am 14.5.2013.

¹²¹⁰ Interview mit Herrn L7 am 14.5.2013.

¹²¹¹ Interview mit Herrn L12 am 23.9.2013.

¹²¹² Der Historiker Detlef Siegfried weist in einem 2010 erschienenen Aufsatz über die „langen 60er Jahre“ auf den ökonomischen und gesellschaftlichen Wandel in dieser Zeit hin und stellt fest: „Selbst wenn man Erfolgsgeschichten skeptisch gegenübersteht, kann man nicht den Fortschritt ignorieren, der sich etwa in den folgenden kargen Zahlen widerspiegelt und die Sozialverhältnisse in der Bundesrepublik erheblich beeinflusste: 1955 waren Waschmaschinen in zehn Prozent der privaten Haushalte vorhanden, 1973 in 75 Prozent, bei der Ausstattung mit Kühlschränken stieg in diesem Zeitraum der Anteil von elf auf 93 Prozent. Und während 1962/63 erst jede vierte Familie ein Automobil besaß, war es zehn Jahre später jede zweite. Auch auf anderen Gebieten – Eigenheimbesitz, Reisen, Medialisierung – nahmen der materielle Wohlstand und damit die Lebenschancen der Bürger beträchtlich zu. Insbesondere Frauen und Arbeiter profitierten von diesem Besserstellungsschub“. Siegfried 2010, S. 12. Sozial. Geschichte Online 2 (2010), S. 12–36, <http://www.stiftung-sozialgeschichte.de>, Aufruf 12.3.2015, 14.25 Uhr.

des Landes. [...] Und daß die Lütjenburger sich, wenn auch anfangs nur mit Murren, mit diesen ebenso rasch beschlossenen und ebenso rasch realisierten Veränderungen ihrer Stadt schließlich abfanden, liegt eben weitgehend nur an der Faszination jener steigenden Zahlen, die wir eben ins Feld führten. Bürgermeister Voges weiß schon, ‚wie man die Kühe melken muß‘ und überzeugt weniger durch Worte als mit ‚vollen Eimern‘.¹²¹³

Im medialen Deutungsrahmen des lokalen Leitmediums der *Lütjenburger Nachrichten* jedoch verlor dieser auslösende Faktor zusehends an Nennwert. Im gleichen Maße wie die zunächst beklagten Transformationen des äußeren Stadtbildes in einen fortschrittshuldigenden Modus wechselten, verringerten sich die Meldungen über die Bundeswehr. „Jede Phase und Form der gesellschaftlichen Modernisierung schafft eigene Organisationsformen des Raumes“, so der Stadtforscher Detlev Ipsen, „verändert Teile seiner Gestalt und wirkt sich so auf die Wahrnehmung des Raumes aus“.¹²¹⁴ Als Generator des Wandels galt jetzt eher „[d]ie Expansionsfreudigkeit der Kaufmannsfamilie Benthien“ und anderer Unternehmer, die „den Ruf Lütjenburgs als Einkaufszentrum [...] fördern“.¹²¹⁵ Anstelle der einst vehement ausgetragenen Gefechte gegen die vermeintliche Konkurrenz in der geplanten Fußgängerzone oder das Bedauern über das Verschwinden der kleinstädtischen Beschaulichkeit prägten jetzt die Metaphern des Wirtschaftswunders die Diskurse.¹²¹⁶ „Wenn abends an sämtlichen Häusern des Marktes die Nachtanzeigen aufleuchten, wird dem Beobachter klar, was die Neuzeit aus der verträumten Landstadt Lütjenburg gemacht hat“,¹²¹⁷ resümierten die *Lütjenburger Nachrichten* im Jahre 1972 und machten damit deutlich, dass dies aus ihrer Sicht nichts mehr mit der Garnisonswerdung zu tun hatte.

Ein Artikel über die Entwicklung der Stadt Lütjenburg aus dem Jahre 1976 nennt die „Zuwanderung der Heimatvertriebenen aus dem Osten“ als Grund für einen „bedeutenden Einwohnerzuwachs“.¹²¹⁸ Dieselbe „belebte den Baumarkt und den Handel und führte zu einer sprunghaften Vergrößerung der Stadt. Ganze Stadtteile entstanden

¹²¹³ Art. „Der Boom kam mit dem Bataillon“, *KN* 16.1.1964, S. 12.

¹²¹⁴ Ipsen 2006, S. 13.

¹²¹⁵ Art. „April 1967 - April 1972 – 5 Jahre SPAR-DRUGSTORE“, *LN* 1972/4.

¹²¹⁶ Vgl. Art. „Eingesandt: Ladenstraße? Weshalb?“, *OHT* 25.1.1960. Vgl. hierzu auch *Spurensuche XIV*, S. 24 f.

¹²¹⁷ *LN* ebd.

¹²¹⁸ Art. „Entwicklung der Stadt Lütjenburg“, *LN* 1976/7.

neu“ und „[w]egen der größeren Menschenzahl entwickelten sich die heimischen Geschäfte sprunghaft“.¹²¹⁹ Die Einrichtung der Bundeswehr inclusive aller damit zusammenhängenden Innovationen und Veränderungen wird in dem Artikel nicht erwähnt. Es kann nur vermutet werden, dass sich der Chronist bereits derart an den Status Quo gewöhnt hatte, dass er alle der Garnisonsveränderung geschuldeten Transformationen in einen anderen Kontext stellte. Auch als die Kandidaten der Lütjenburger CDU 1978 um Stimmen für die Kommunalwahl warben, fand sich neben den aufgeführten Funktionen der Stadt als „lebenswerter Wohnort, zentraler Einkaufsort, beliebter Fremdenverkehrsort, Zentralort mittelständischer Betriebe“ sowie „Sozial-, Schul- und Kulturzentrum“¹²²⁰ kein Hinweis auf Lütjenburgs Rolle als Garnisonstadt. Zu dem Gewöhnungsfaktor gesellte sich im Laufe der Jahre auch ein Nachlassen der sicht- und spürbaren ökonomischen und arbeitsmarktwirksamen Effekte. Mit den 1970er Jahren ging das bundesdeutsche Wirtschaftswunder seinem Ende entgegen, was sich in strukturschwachen Regionen, wie dem Ostholsteiner Raum, besonders deutlich zeigte. Zu Beginn der 1980er Jahre führte Lütjenburg mit einer Arbeitslosenquote von 14,5 Prozent die diesbezügliche Negativliste im Kreis Plön an.¹²²¹

Im Mai 1982 präsentierten die *Lütjenburger Nachrichten* die neuen Werbetafeln an den Einfallstraßen der Stadt mit dem Slogan „Lütjenburg Erholungs- Urlaubs-Einkaufsstadt“,¹²²² der einen Monat später auch vom damaligen Schleswig-Holsteinischen Innenminister Rudolf Titzck zitiert wurde. Letzterer besuchte die „liebenswerte Erholungs-, Urlaubs- und Einkaufsstadt“¹²²³ anlässlich des hier stattfindenden Schleswig-Holstein-Tages am 12. Juni 1982. Seine diesbezügliche Ansprache, die in den *Lütjenburger Nachrichten* veröffentlicht wurde, nimmt Bezug auf Wirtschaft, Handel, Handwerk und Gewerbe, enthält indes keinerlei Hinweise auf die Garnison oder deren Bedeutung für die Entwicklung der Stadt.¹²²⁴ Hier zeigen sich

¹²¹⁹ Ebd.

¹²²⁰ Wahlwerbung der Lütjenburger CDU anlässlich der Kommunalwahlen am 5. März 1978 „Mit Kopf und Herz CDU Lütjenburg“, *LN* 1978/1.

¹²²¹ Vgl. Art. „Lütjenburg: Jeder siebte ohne Arbeit“, *LN* 1982/1.

¹²²² Vgl. Titelbild *LN* 1982/5.

¹²²³ Art. „Ansprache von Minister Rudolf Titzck, MdL, anlässlich der Veranstaltungen zum Schleswig-Holstein-Tag 1982 am Sonnabend, dem 12. Juni 1982, auf dem Marktplatz in Lütjenburg“, *LN* 1982/6. Der Schleswig-Holstein-Tag war das Landesfest des Landes Schleswig-Holstein und fand von 1978 bis 2013 im zweijährlichen Rhythmus statt. Er wurde von der Landesregierung auf Anregung des Schleswig-Holsteinischen Heimatbundes ins Leben gerufen.

¹²²⁴ *LN* ebd.

wieder die von Thomas Düllo analysierten Überschreibungseffekte,¹²²⁵ deren palimpsestartige Wirkmächtigkeit im fortschreitenden Transformationsprozess spürbar hervortritt und sich unter anderem im Deutungswandel manifestiert. In diesen erst bei diachroner Untersuchung sichtbar werdenden Schichtungen, Verschiebungen und Übersetzungen manifestieren sich auch politische, gesellschaftliche oder ideologisch überformte Botschaften, die zumeist unter der offiziellen Rhetorik verborgen bleiben. Die in den oben zitierten Beiträgen zum Ausdruck kommende habituelle Konstruktion des städtischen Selbstbildes verweist auf die Kräfte des Marktes, die angetrieben durch das tatkräftige Handeln und die Expansionsfreudigkeit der heimischen Geschäftswelt zum Indikator für den Fortschritt avancierte. Die früher als bedrohlich wahrgenommenen Veränderungen werden nunmehr als Eigenleistung interpretiert und entsprechend gewürdigt. Es ist nicht zuletzt dem gesellschaftlichen Wandel in den „langen 1960er Jahren“¹²²⁶ geschuldet, dass nicht mehr jedweder Art von Neuerung mit Skepsis und Abwehr begegnet wird. Dass viele dieser Transformationen erst durch den Wandel von der ländlichen Handwerkerstadt zur Garnisonstadt befördert wurden, zeigt sich – wie hier deutlich gemacht werden konnte – nicht nur in der Materialität der Stadt, ihren ökonomischen Verhältnissen und dem Wandel der Geschäftswelt. Bemerkenswert ist indes auch der Wandel von der anfänglichen Beachtung jeder neuen „Feldweibelwohnung“ hin zur Veralltäglichung des einstmals Fremden und dessen Verwandlung in das Eigene.

7.3 Die Bundeswehr als Generator – Effekte und Nebeneffekte

Neben den bisher beschriebenen Prozessen, deren Auswirkungen in einem direkten Zusammenhang mit der Bundeswehransiedlung stehen und dementsprechend narrativ eingewebt werden konnten, erfuhr Lütjenburg in den 1960er und 70er Jahren weitere Innovations- und Modernisierungsschübe. Im Folgenden wird der Frage nachgegangen, welche oft erst auf den zweiten Blick erkennbaren Impulse und Effekte der Garnisonswerdung sich für die Stadt und ihre Bewohner ergaben. Einen Eindruck von den städtebaulichen Innovationsschüben der frühen 1960er Jahre gibt der folgende Bericht des *Ost-Holsteinischen Tageblattes* vom Januar 1960:

¹²²⁵ Vgl. Düllo 2012.

¹²²⁶ Vgl. Siegfried 2006a sowie Egger 2013.

„Selbstverständlich hat die Entwicklung zur Garnisonstadt sehr zur umwälzenden Entwicklung der Stadt beigetragen. Um ‚standesgemäß‘ die Garnison aufnehmen zu können, mußten alle Versorgungsanlagen überprüft und leistungsfähig gestaltet werden. So wurde der Ausbau des Kanalisationsnetzes, die Groß-Kläranlagen, die Müllabfuhr geboren, die Straßenbeleuchtung wurde weitgehend erneuert und viele kleine Dinge mehr. Die Stadt folgt der Garnison, kann man heute schon sagen. Die im Bau befindliche Mittelschule steht zur Zeit an der westlichen Peripherie der Stadt, wird bald aber bei dem Wachstum innerhalb der Stadt liegen“.¹²²⁷

In der Realität ging es weniger um eine „standesgemäße Aufnahme“, als vielmehr um notwendige Daseinsvorsorgemaßnahmen, ohne deren Realisierung weder der Kasernen- noch der Wohnsiedlungsbau möglich gewesen wären. Bereits 1959 wurde damit begonnen, ein neues Wasserwerk zu bauen, damit die Versorgung der im Bau befindlichen Bundeswehrliegenschaften und Wohnsiedlungen gewährleistet sein würde. Bis 1964 wurden so viele Brunnen erschlossen, „daß nicht nur die Garnison versorgt, sondern auch eine Ringleitung zu etlichen Dörfern in der Umgebung gelegt werden konnte“,¹²²⁸ wie die *Lütjenburger Nachrichten* im Rückblick berichteten. Da etliche neue Straßen gebaut werden mussten und viele der alten Wohnviertel ohnehin nicht an die Kanalisation angeschlossen waren, entstand neben dem Ausbau des Kanalnetzes auch ein neues leistungsstärkeres Klärwerk. Um die Innenstadt vom stark zunehmenden Verkehr, insbesondere durch die schweren Militärfahrzeuge, zu entlasten, baute man eine sieben Kilometer lange Umgehungsstraße, die 1961 fertiggestellt wurde.¹²²⁹ Auch diese musste mittels Verbindungsstraßen an das innerstädtische Wegenetz angeschlossen werden. Der Schleswig-Holsteinische Gemeindetag hatte bereits 1958 in seiner Verbandszeitung *Die Gemeinde* darauf hingewiesen, dass militärische Ansiedlungen neben den erwünschten Effekten in ökonomischer Hinsicht auch erhebliche Folgelasten mit sich bringen würden. Genannt wurden die Kosten für die „Erschließung der Siedlungsgebiete (Wegebau, Wasser-, Strom- und Gasversorgung, Regelung der Müllabfuhr, Fäkalien- und Schmutzwasserbeseitigung) und die

¹²²⁷ Art. „Vom Fremdenverkehrsverein Lütjenburg“, *OHT* 29.9.1960.

¹²²⁸ Vgl. Art. „Alles kommt einmal wieder“, *LN* 1970/6.

¹²²⁹ Vgl. Art. „Betonfahrbahn für die Lütjenburger Umgehungsstraße“, *OHT* 19.9.1959.

Neuordnung oder Änderung der Gemeinde- und Schulverhältnisse“.¹²³⁰ Bei größeren Siedlungen ergäbe sich daneben noch die Notwendigkeit, gesundheitliche und soziale Einrichtungen neu zu schaffen bzw. zu erweitern. Hierzu zählte man insbesondere als so genannte Folgeeinrichtungen „Krankenhäuser, Kindertagesstätten, Sportanlagen, Alters- und Siechenheime“.¹²³¹ Es sei also stets daran zu denken, die Bundeswehr rechtzeitig an den so entstehenden Kosten zu beteiligen. In Lütjenburg wurden diese Hinweise offensichtlich berücksichtigt, wie der folgende Auszug aus einem Artikel der Kieler Nachrichten nahelegt:

„Ein neues Wasserwerk mußte her, Baukosten rund 1,5 Millionen DM, ein neues Klärwerk für rund 5 Millionen DM. [...] Die Bundeswehr hat es auch zum größten Teil bezahlt, genauso die neue Mittelschule mit Turnhalle und das Gymnasium, in dem Ostern 1964 die ersten Klassen einziehen können. Und gleichfalls mit Finanzhilfen des Bundes wird man zur gemeinsamen Nutzung von Soldaten und Zivilisten ein Sportstadion ausbauen, rund 10 ha groß, mit sechs Übungsplätzen, Schwimmhalle, Tennisplätzen; Kosten: rund 2 Millionen DM. ‚So etwas hat nicht einmal Kiel‘, sagen die Lütjenburger sehr stolz. Wie schon gesagt: man muß die Kühe melken können‘, und das hat man in Lütjenburg gründlich gelernt“.¹²³²

Der oben zitierte Artikel gibt einen guten Eindruck dessen wieder, was der Kultur- und Sozialgeograph Peter Dirksmeier als „kommunale Innovationsförderung auf Grundlage der Unbestimmbarkeit von Handlungsfolgen“¹²³³ identifiziert hat. Der des Öfteren wegen seines „forschen Handelns“ kritisierte Bürgermeister nutzte die Bundeswehr als „Katalysator für Inventionen“¹²³⁴ und war in der Lage, in einer Phase der Kontingenz unkonventionelle Entscheidungen zu treffen. Ein ehemaliger städtischer Mitarbeiter erinnert sich im Interview speziell dieses Aspektes des früheren Verwaltungschefs: „Wenn er irgendetwas plante, kam zuerst die Frage: ‚Können wir die Bundeswehr daran beteiligen?‘ [...] Auch die städtische Wohnungsbaugesellschaft wäre ohne die

¹²³⁰ Vgl. Krüger 1958.

¹²³¹ Ebd.

¹²³² Art. „Der Boom kam mit dem Bataillon“, *KN* 16.1.1964, S. 12.

¹²³³ Dirksmeier 2011.

¹²³⁴ Ebd.

Bundeswehr gar nicht gegründet worden. Das hat Voges auch in Gange gebracht“.¹²³⁵ Das Zusammentreffen von Fremdheit – hier verstanden als Unabhängigkeit von verpflichtenden Rücksichten – und Kontingenz entwickelte sich so zum Katalysator für städtische Inventionen und konnte sich jenseits „lokalistischer“ Beharrungsbestrebungen Geltung verschaffen. Hier generiert der Zusammenfall von Kontingenz und Agency¹²³⁶ Transformationsprozesse, die folgendes Giddens-Zitat bestätigen: „Whatever happened would not have happened if that individual had not intervened“.¹²³⁷ Die Bundeswehr für sich allein genommen, hätte sicher weniger bewirkt. Oder, wie ein anderer Interviewpartner zu bedenken gab: „Diese ganzen Sachen wären in der Zwischenzeit längst gekommen, sie wären nur viel, viel später passiert“.¹²³⁸

Gegenüber der Kaserne entstanden im Jahr 1961 moderne Sportanlagen und die Mitgliederzahlen des TSV Lütjenburg stiegen nach dem Einzug der Bundeswehr sprunghaft an.¹²³⁹ Auch wenn die Schwimmhalle, die im oben zitierten Artikel der *Kieler Nachrichten* erwähnt wird, letztendlich doch nicht gebaut wurde, lässt sich die Bundeswehr auch als auslösender Faktor der Lütjenburger Bildungsexpansion der 1960er Jahre nachweisen. Wie in der folgenden Interviewsequenz erwähnt, gab es plötzlich nicht nur wesentlich mehr schulpflichtige Kinder in der Stadt, sondern auch mehr soziokulturell anspruchsvoller sozialisierte Eltern mit entsprechenden Erwartungen:

„Indirekt hat die Bundeswehr auch dazu beigetragen, dass Lütjenburg ein Gymnasium bekam. Da gab es ja plötzlich viel mehr Kinder und auch andere Ansprüche. Dafür hat sich ja der damalige Bürgermeister Voges unglaublich stark gemacht. Ich weiß, dass der damalige Landrat Galette dagegen war und auch andere hielten es nicht für nötig, dass Lütjenburg ein Gymnasium bekam.“¹²⁴⁰

¹²³⁵ Interview mit Herrn L15 am 10.7.2013.

¹²³⁶ Vgl. Giddens 1984.

¹²³⁷ Giddens ebd., S. 9.

¹²³⁸ Interview mit Herrn LX1 am 21.5.2013.

¹²³⁹ Von 376 Mitgliedern zu Beginn des Jahres 1962 stieg deren Anzahl im darauf folgenden Jahr auf 500, um bis zu Beginn der 1980er Jahre kontinuierlich auf über 1300 Personen zu wachsen. Vgl. Festschrift zum 150. Bestehen des TSV Lütjenburg e.V. von 1861 im Jahre 2011, S. 62 ff.

¹²⁴⁰ Interview mit Herrn L15 am 10.7.2013. Vergleichbare Äußerungen finden sich auch im Interview mit Herrn LX1 am 21.5.2013 und Frau L9 am 16.5.2013.

Wie der Militärgeschichtler Wolfgang Schmidt in seiner Untersuchung über die Bundeswehr als Faktor sozioökonomischer Modernisierung darlegt, war die Militäransiedlung an etlichen Standorten ausschlaggebend für den Bau von Gymnasien. Schmidt schreibt, dass man von folgender Berechnung ausgegangen sei: Gemäß einer vom Verteidigungsministerium festgelegten Schlüsselquote wurde pro Wohneinheit mit 1,5 Kindern gerechnet, von deren Gesamtsumme zehn Prozent das Gymnasium besuchen würden. Es stellte sich indes bald heraus, dass diese Quote zu niedrig angesetzt war und dass sie in den bereits bezogenen Standorten tatsächlich um die dreißig Prozent betrug.¹²⁴¹ Abgesehen von den Kindern der Bundeswehrangehörigen profitierten alle Kinder von der Chance, vor Ort einen höheren Schulabschluss erlangen zu können.

Ob die kurz nach den beiden im Folgenden erwähnten Politikerbesuchen stattfindenden Landtagswahlen den Prozess des Gymnasiumsbaues in Lütjenburg beschleunigt haben, liegt im Bereich der Spekulation, doch deuten die Fakten durchaus auf einen entsprechenden Zusammenhang hin. Knapp zwei Wochen vor der Wahl zum Schleswig-Holsteinischen Landtag, die für den 23.9.1962 angesetzt war, wird der damalige Ministerpräsident von Hassel anlässlich einer CDU-Veranstaltung in Lütjenburg in der Presse wie folgt zitiert: „Für ihn bestehe kein Zweifel, daß nach Lütjenburg ein Gymnasium käme. Die Folgemaßnahmen der Garnison mit Oberschule und Sportplatzanlagen wären nicht zu umgehen“.¹²⁴² Nur einen Tag später „stattete Justizminister Dr. Leverenz dem Fla.-Bataillon in Lütjenburg einen Besuch ab“, wie die Lokalzeitung meldete. „Die Garnison-Folgeerscheinungen in Lütjenburg (Gymnasium und Sportplatzanlage) waren eins der Gesprächsthemen“.¹²⁴³ Da die Bundeswehrangehörigen ein nicht zu unterschätzendes Wählerpotential darstellten, passen die Ankündigungen des zu erwartenden Gymnasiums durchaus in den Kontext eines wahltaktischer Erwägungen geschuldeten Politikerbesuches. Einen Monat später war dem *Ost-Holsteinischen Tageblatt* zu entnehmen, dass sich nicht nur der Ministerpräsident, sondern auch der Landtagsabgeordnete Oberstudiendirektor Dr. Gerlich in seiner Eigenschaft als Vertreter des Kultusministers, sowie der Justizminister sich öffentlich für die Errichtung eines Gymnasiums im Raum Lütjenburg

¹²⁴¹ Vgl. Schmidt 2006, S. 350.

¹²⁴² Art. „An einer Oberschule für Lütjenburg kein Zweifel. Ministerpräsident v. Hassel sprach auf einer CDU-Wahlversammlung im Kossautal“, *OHT* 12.9.1962.

¹²⁴³ Art. „Justizminister Dr. Leverenz besuchte die Garnison“, *OHT* 13.9.1962.

ausgesprochen hätten.¹²⁴⁴ Auch die Lütjenburger FDP erließ noch im Januar 1964 den Aufruf an ihre Mitglieder, „sich in ihren Bereichen um die Errichtung des Gymnasiums in Lütjenburg zu bemühen“.¹²⁴⁵ Würde diese Gelegenheit, „aus der verhältnismäßigen Rückständigkeit vergangener Jahrhunderte herauszukommen, verpaßt, kehrte vielleicht erst in Jahrzehnten eine solche günstige Gelegenheit wieder“.¹²⁴⁶

Die ersten beiden Jahrgänge mit insgesamt 50 Kindern begannen im April 1965 in zwei provisorischen „Schnellfertighäusern“ auf dem Gelände der damaligen Kreisberufsschule mit dem Unterricht.¹²⁴⁷ Im Sommer 1967 konnte der erste Abschnitt des Schulneubaus gegenüber der Kaserne bezogen werden. Entgegen anderslautenden Befürchtungen zeigte sich recht bald, dass durch die Gründung des Gymnasiums weder die Schülerzahlen an der Volksschule noch an der Realschule rückläufig waren und Kinder aus etlichen umliegenden Gemeinden ebenfalls von dieser Schule profitierten.¹²⁴⁸ Dieser Umstand führte zunächst zu Problemen, denn die Schülerzahl aus der Umgebung der Stadt war so groß geworden, dass in einigen Klassen die Auswärtigen in der Überzahl waren, weshalb „ein Mißverhältnis in der Verteilung der aufkommenden Kosten [entstand]“,¹²⁴⁹ wie die Zeitung meldete. Der Bau des Gymnasiums hatte indes nicht nur die Hebung des Bildungsstandes in Lütjenburg und Umgebung zur Folge, mit dem Zuzug weiterer Lehrkräfte stellte sich zugleich die Wohnungsfrage neu. Wie mehrfach öffentlich bemängelt, waren adäquate Unterkünfte derzeit noch Mangelware.¹²⁵⁰ Die *Lütjenburger Nachrichten* teilten mit: „Auf dem Vogelberg ist z. Z. ein Fertighaus in der Montage, das für den Leiter des Gymnasiums bestimmt ist. Der Bau mußte schnell erfolgen, weil das Ministerium Forderungen zur sofortigen Beschaffung von Lehrerwohnungen erhoben hatte“.¹²⁵¹

Am Beispiel der hier gezeigten Abläufe werden Prozesse sichtbar, die einem Dominoeffekt vergleichbar sind und zugleich deutlich machen, warum jede städtische Innovation wieder andere Transformationsschritte auslösen kann. Als die Bundeswehr

¹²⁴⁴ Vgl. Art. „Zur Frage eines Gymnasiums in Lütjenburg“, *OHT* 20.10.1962.

¹²⁴⁵ Art. „FDP: Lütjenburg darf nicht rückständig bleiben“, *OHT* 25.1.1964.

¹²⁴⁶ Ebd.

¹²⁴⁷ Bis 1966 begann das Schuljahr in der Bundesrepublik im Frühjahr nach den Osterferien. Durch die Einschaltung zweier Kurzschuljahre wurde der Rhythmus internationalen Standards angepasst und das Schuljahr beginnt seit dem nach den Sommerferien. Vgl. Art. „Der Mut zur Tat war der Weg zum Erfolg. Empfang der Stadt Lütjenburg anlässlich der Eröffnung des Gymnasiums Lütjenburg“, *OHT* 6.5.1965.

¹²⁴⁸ Vgl. Rubrik „Nichtamtliche Nachrichten“, *LN* 1966/12.

¹²⁴⁹ Rubrik „Nichtamtliche Nachrichten“, *LN* 1966/10.

¹²⁵⁰ Vgl. Art. „Vom Lütjenburger Wohnungsbau“, *OHT* 25.5.1965 sowie Interview mit Herrn L8 am 16.5.2013.

¹²⁵¹ Rubrik „Nichtamtliche Nachrichten“, *LN* 1965/10.

den Anstoß zum Bau eines Gymnasiums gab, waren sich die Lütjenburger keineswegs der Möglichkeit bewusst, welche Anziehungskraft dies Angebot in einem bildungsmäßig unterversorgten Gebiet haben würde. Zugleich etablierte sich mit dem Kollegium des Gymnasiums ein neues Segment in der sozialen Schichtung der Stadt. Hier wurden nicht nur andere Ansprüche an Wohnraum und Freizeitgestaltung formuliert, dieser Personenkreis trug auch zur Belebung und Veränderung des sportlichen und kulturellen Angebotes bei. Die folgende Pressenotiz kann als ein Beispiel für diesen Innovationsschub gelten: „Am Gymnasium ist ein Kursus für Kleinstkinder in ‚Rhythmik‘ und ‚Freies Gestalten‘ angelaufen. Die Lehrkräfte sind ausgebildete Ehefrauen von Oberschullehrern“.¹²⁵² Viele der damals zugezogenen jungen Lehrkräfte ließen sich dauerhaft in Lütjenburg und Umgebung nieder. Etliche von ihnen setzten bis heute Akzente im kulturellen, sozialen oder politischen Leben der Stadt.¹²⁵³

Nicht nur im schulischen Bereich gab die Bundeswehr den Anstoß zur qualitativen Steigerung des Angebotes, auch für Kinder im Vorschulalter änderte sich die Nachfrage. Nur wenige Monate nachdem die Kaserne bezogen worden war, wurden Wünsche nach einer Verbesserung der Kindergartensituation laut, denn „die vielen jungen Paare der Garnison haben die Stadt zu einer ausgesprochenen Kleinkinderstadt gemacht. [...] Wenn man zur Garnisonsfrage A sagt, so muß man eben B zu derartigen Dingen sagen“,¹²⁵⁴ wie die Lokalzeitung schrieb. Zum Zeitpunkt dieser Meldung gab es in Lütjenburg einen Kindergarten in Trägerschaft der evangelischen Kirchengemeinde, der weder baulich noch von der Kapazität her mehr den zeitgemäßen Erfordernissen entsprach. Stadt und Kirche kamen überein, unter finanzieller Beteiligung des Bundes einen Neubau zu errichten. Dieser wurde am 1. September 1965 eingeweiht.¹²⁵⁵ Die Frage der fehlenden Plätze schien damit vorläufig gelöst, doch stellten sich neue und in der Praxis kaum lösbare Probleme ein, wie sich der damalige Pastor im Interview erinnert:

„Der Bund beteiligte sich mit einem Fünftel der Bausumme, aber beanspruchte vier Fünftel der Plätze. Da wurde ich dann auch einmal entsprechend unter Druck gesetzt, wir hätten so und so viele Plätze für

¹²⁵² Rubrik „Nichtamtliche Nachrichten“, *LN* 1970/2.

¹²⁵³ Vgl. Interview mit Frau BXX5 am 20.6.2013.

¹²⁵⁴ Art. „Zeitgemäßer Kindergarten wird gewünscht“, *OHT* 27.10.1962.

¹²⁵⁵ Rubrik „Nichtamtliche Nachrichten“, *LN* 1965/9.

neu zuziehende Bundeswehrangehörige freizuhalten. Aber das konnten wir ja gar nicht. Die Plätze wurden nach den Sommerferien besetzt, wenn die Schulabgänger fort waren und da konnte man nicht auf gut Glück monatelang Plätze reservieren für eventuell anstehende Bundeswehrkinder. Das war ein sehr unangenehmes Gespräch, weil das Problem einfach nicht verstanden wurde“.¹²⁵⁶

Hier zeigen sich Konflikte, die zum einen als Beleg dafür gelten können, dass die Garnisonswerdung nicht in allen Bereichen durchgängig harmonisch verlief und die zum anderen auf die differenten Problemlösungskulturen zwischen militärischer und nichtmilitärischer Sphäre verweisen. Im administrativ-militärischen Kontext schien das Problem damit gelöst zu sein, dass die finanzielle Beteiligung am Kindergartenbau die Garantie dafür bot, den Bundeswehreltern jederzeit Zugriff auf einen Platz zu garantieren. Da sich kein adäquater Lösungsweg finden ließ, blieb die Lütjenburger Kindertagesituation weiterhin unbefriedigend.

Auch wenn zur damaligen Zeit der Anteil der berufstätigen Mütter noch gering war, sahen viele Eltern im Besuch eines Kindergartens ein sinnvolles pädagogisches Angebot, das sich zunehmend als vorschulische Fördereinrichtung etabliert hatte. Für die Kinder von Bundeswehrangehörigen, die oft versetzt wurden, bot sich hier zudem eine Möglichkeit der schnelleren Integration.¹²⁵⁷ Im Jahre 1969 eröffnete sich eine weitere Möglichkeit im neu entstandenen SOS-Kinderdorf, das auch mit einem Kindergarten für die Kinderdorfkinder ausgestattet war. Die Stadt erwarb sich hier das Anrecht auf die Nutzung von dreißig Plätzen.¹²⁵⁸ Die geburtenstarken Jahrgänge und die weiter steigende Nachfrage führten letztendlich dazu, dass die Stadt selbst 1973 einen Kindergarten in dem bis dahin als Altenheim genutzten Henricistift einrichtete. Es blieb jedoch trotz allem dabei, dass Wartelisten geführt werden mussten und neu zugezogene Bundeswehrangehörige nicht sofort einen Platz bekamen.¹²⁵⁹ Ein ausreichendes Angebot entwickelte sich erst in den 1990er Jahren, als sich durch den vermehrten Ausbau von Kindergärten in den Umlandgemeinden deren Nachfrage reduzierte und

¹²⁵⁶ Interview mit Herrn LX1 am 21.5.2013.

¹²⁵⁷ Vgl. Interview mit Frau BXX1 am 5.3.2013 sowie Frau BXX5 am 20.6.2013.

¹²⁵⁸ Vgl. Rubrik „Nichtamtliche Nachrichten“, LN 8/69.

¹²⁵⁹ Vgl. Interview mit Frau BXX1 ebd.

sich in Lütjenburg drei weitere Einrichtungen etablierten. Eine dieser Gruppen entstand im Soldatenheim und nahm bevorzugt Kinder von Bundeswehrangehörigen auf.¹²⁶⁰

Wie unschwer zu erkennen, waren die Innovations- und Modernisierungsschübe, die Lütjenburg vor allen Dingen in den 1960er Jahren transformierten, maßgeblich der Ansiedlung der Bundeswehr zu verdanken. Die meisten der Infrastrukturmaßnahmen, wie der Ausbau des Straßen- und Kanalnetzes, des Wasserwerkes und der Müllabfuhr wären zum damaligen Zeitpunkt nicht realisierbar gewesen und wohl auch nicht für nötig erachtet worden. Auch andere Impulse und Effekte, wie sie sich insbesondere an der Entwicklung des Bildungssektors gezeigt haben, dürften angesichts der von Zeitzeugen geschilderten Situation ante legionis kaum zu realisieren gewesen sein. Die Tatsache, dass die eben beschriebenen Prozesse sowohl durch ein bestimmtes Potential an Akteuren mit bestimmten Erwartungen und Fähigkeiten ausgelöst wurde, zugleich aber auch wieder fordernde und fördernde Personenkreise nachzog, veränderte nicht zuletzt das soziale Gefüge und transformierte somit auch den ländlich-selbstgenügsamen Habitus der früheren Ackerbürgerstadt.

In der medialen Aufbereitung dieser Prozesse fällt der Unterschied zum besorgt abwehrend inszenierten Lokalisten-Duktus der Frühphase der Transformation ins Auge. Es fehlte nun auch zunehmend die Wahrnehmung der Bundeswehr als bemerkens- oder erwähnenswertes Phänomen. Spätestens gegen Ende der 1970er Jahre war ein Status der Veralltäglichung erreicht, der auch dazu führte, die Bundeswehr als Verursacher des Wandels auszublenden und ein neues Bedeutungsskript zu verfassen.

7.3.1 Gastronomie – Kontaktzone und ökonomisches Kapital

Um eine Stadt als gelebten Raum begreifen zu können, sind, so Jürgen Hasse, zwei Perspektiven einzunehmen: „Die eine setzt sich mit der Logik der Objekte auseinander und die andere mit der Logik des individuellen wie kollektiv-subjektiven Erlebens“.¹²⁶¹

Unter Berücksichtigung dieser Aspekte muss der Gastronomie im Lütjenburger Transformationsprozess der 1960er und 1970er Jahre ein besonderes Augenmerk gewidmet werden, da diese nicht nur unter dem ökonomischen Aspekt, sondern vor allem als Kontaktzone und Bühne gesellschaftlichen Wandels zu interpretieren ist. „Die Garnison wirft ihre Schatten voraus, jetzt auch auf dem Gebiet der Gastronomie“,¹²⁶²

¹²⁶⁰ Ebd.

¹²⁶¹ Hasse 2008, S. 319.

¹²⁶² Art. „Die Bar im Kaisersaal“, *OHT* 19.2.1962.

stellte die Lokalzeitung kurz vor dem Einzug der Bundeswehr fest. Wie sehr die Gastronomie mit den Soldaten als Kundschaft rechnete, ließ sich nicht zuletzt der dezidiert auf diesen Personenkreis abzielenden Werbung entnehmen. Am Tage vor dem Einmarsch der Garnison im Mai 1962 fanden sich in der Lokalzeitung etliche Anzeigen, die sich direkt an die Bundeswehrangehörigen richteten. Auch wenn Café Riemenschneiders „herzlicher Willkommensgruß unserer Wehrmacht in Lütjenburg“¹²⁶³ noch nicht ganz den veränderten Gegebenheiten entsprach, wird deutlich, was man sich von den so begrüßten erhoffte. Das *Ost-Holsteinische Tageblatt* stellte dann auch ein Jahr später entsprechende Erfolge fest und berichtete zufrieden, dass „[d]ie zahlreichen, immer von soldatischer Seite gut besuchten Tanzmöglichkeiten in der Stadt und der nächsten Umgebung [...] als Integrierungsmoment einen bedeutenden Umfang angenommen [haben]“. Die Gaststätten würden alle melden, „daß die Soldaten zu ihren besten Kunden gehören“.¹²⁶⁴ Die Presse nahm an der gastronomischen Entwicklung auch in den folgenden Jahren regen Anteil und registrierte vor diesem Hintergrund sogar die zeitweilige Abwesenheit der Soldaten. Anlässlich einer auswärtigen Übung analysierten die *Lütjenburger Nachrichten*, „wie stark das städtische Leben von der neuen Garnison mitgestaltet wird. Besonders die Gaststätten merkten den Ausfall. Im Raiffeisencafé zeigten die Ausfälle der Tänzer, wie lebhaft die Tanzabende von den Soldaten in Zivil besucht werden“.¹²⁶⁵ In welchem Maße sich in diesem Kontext die städtischen Wandlungsprozesse beschleunigten und wie dies von den jeweiligen Akteuren wahrgenommen wurde, ist Gegenstand der folgenden Reflektionen. Wie an kaum einem anderen Beispiel lassen sich Begriffe wie Transformation, Ökonomie und Kontaktzone besser fassen und deuten, als im Segment der Tanzcafés und Gaststätten. Im Lütjenburger Garnisonswerdungsprozess sollten diese ihre Anzahl innerhalb kurzer Zeit nicht nur vervielfachen, sondern sich zugleich in Bars oder Imbissstuben verwandeln, wie die folgende Pressenotiz aus dem Jahr 1960 bereits andeutet:

„Am Markt wurde vor nicht langer Zeit die neue Stehbierhalle und Imbißstube im Gasthaus Brüchmann eröffnet und schon damals ahnte man, daß damit nur der erste Bauabschnitt abgeschlossen war. [...] Zum erstenmal wurden in Lütjenburg ganz neue Baustoffe in größerem

¹²⁶³ Anzeige Café Riemenschneider: „Ein herzlicher Willkommensgruß unserer Wehrmacht in Lütjenburg“, *OHT* vom 11.5.1962.

¹²⁶⁴ Art. „Lütjenburger Garnison“, *OHT* 12.9.1963.

¹²⁶⁵ Rubrik „Nichtamtliche Nachrichten“ *LN* 1967/12.

Umfang verwendet. Glaskacheln umrahmen den äußeren Eingang [...]. Hoffentlich wird die Gestaltung der Räume [...] dazu beitragen, an die Tradition des Gasthauses Brüchmann anzuknüpfen, d. h. ländlich bleiben und nicht wirken, als habe man ein Großstadtlokal unorganisch in unsere alte aber anheimelnde Kleinstadt verpflanzt“.¹²⁶⁶

Die mediale Inszenierung der kleinstädtischen Vergangenheit, die auch andere Lütjenburger Transformationsprozesse begleitete, findet einige Monate später ihre Fortsetzung in einem Artikel, dessen Duktus zwischen nostalgischem Bedauern und fortschrittlichem Optimismus changiert:

„Wo sind die vielen Stammtische in verräucherten Lokalecken hingekommen, wo die Stammtischbrüder, die sich regelmäßig wie die Uhr zum Dämmer- oder Abendschoppen versammelten, wo die geheiligten Honoratioren-Stübchen oder Ecken? Weg und verschwunden! Die Gaststätten sind dieser Entwicklung gefolgt und haben die alten verräucherten Stätten biedermeiermäßiger Gemütlichkeit mit ihrer braunen Wandtäfelung, mit ihrem bestimmten Geruch nach Alkohol, Zigarren und Küchengenüssen beseitigt [...] und in modern lichtvolle Orte verwandelt. Das Stammtischzeitalter ist vorbei“.¹²⁶⁷

Hier benutzt der Verfasser wieder die Opposition von Transformation und Tradition, um eine in Szene gesetzte „biedermeiermäßige Gemütlichkeit“ zu beschwören, die es in der Realität der Kriegs- und Nachkriegsjahre so wohl schon längst nicht mehr gegeben hatte. Mit Hermann Bausinger lässt sich an dieser Stelle festhalten, „dass Tradition ein Produkt der Modernisierung ist“,¹²⁶⁸ etwas, an dem mangels Alternative festgehalten, und keineswegs deshalb, weil ihm ein besonderer Wert beigemessen wurde. Ob die Lütjenburger dieser vom Autor beschworenen Tradition tatsächlich nachtrauerten, lässt sich nicht beweisen, fest steht indes, dass die damalige Jugend den Wandel begrüßte, wie etliche Interviewte bestätigten. Welche Assoziationen das Stichwort Gastronomie in Verbindung mit der Garnisonswerdung der Stadt bei vielen Interviewpartnern auslöste,

¹²⁶⁶ Art. „Um- und Neubauten in Lütjenburg, *OHT* 28.1.1960.

¹²⁶⁷ Art. „Vom Fremdenverkehrsverein Lütjenburg“, *OHT* 29.9.1960.

¹²⁶⁸ Bausinger 1991, S. 7.

belegen die folgenden Zitate. Dieser Interviewte, der Anfang der 1960er Jahre als junger Mann „auf allen Sälen getanzt [hat]“ erinnert sich daran, dass „die Gastronomie so richtig in Schwung gekommen [ist]. Im ‚Kossautal‘, im ‚Stadt Hamburg‘ und oben im ‚Nordpol‘. Da ja überhaupt, das war ja eine richtige Militärgaststätte“.¹²⁶⁹ Einem anderen in Lütjenburg aufgewachsenen fielen „die ersten Grillhähnchen“ ein, die es im ‚Kaisersaal‘ gab. „Und vor der Kaserne machte der ‚Alte Grenadier‘ auf. Da konnte man auch gut essen“.¹²⁷⁰ Letzteres Lokal galt als ausgesprochene „Soldatenkneipe“, deren „absoluter Renner [...] damals die ‚Currywurst‘ [war], die es noch nicht in Lütjenburg gab“.¹²⁷¹ Der gastronomische Wandel brachte der Kleinstadt aber nicht nur die ersten Grillhähnchen und die Currywurst, sondern auch andere bislang unbekannte Zeiterscheinungen, wie sich ein anderer Akteur erinnert, denn „[b]ei Brüssow im ‚Nordpol‘ gab es auch die ersten Pornofilme“.¹²⁷²

Besonders in den Anfangsjahren der Lütjenburger Garnison brachte die Lokalzeitung regelmäßig Meldungen über gastronomische Innovationen, so wie diese im Sommer 1962: „Aller guten Dinge sind drei! Das gilt für die Kleinbar im Bereich des Marktes. Zu den bisherigen Bars bei Brüchmann und an der Ecke bei D. H. Boll ist jetzt gegenüber dem Rathaus eine weitere gemütliche Bar hinzugekommen [...]“.¹²⁷³ Im Dezember desselben Jahres war zu lesen, dass „[z]wei Gaststättenbetriebe in Lütjenburg [...] eine wesentliche Erweiterung ihrer Betriebsräume [planen]“¹²⁷⁴ und im folgenden Jahr wurde „[e]ine neue Bier-Klause am Markt“¹²⁷⁵ registriert. In den 1960er Jahren wurde in der Stadt auch noch in allen Gaststätten „Rosenmontags-Ball“¹²⁷⁶ gefeiert und durch die Soldaten bereichert, wie 1963 mitgeteilt wurde:

„Die Ton-Mix-Kapelle sorgte mit aufreizenden Melodien für die Eroberungswut der Räuber, die manche flotte Korvette scharf anpeilten. Nicht nur die Lütjenburger Garnisonssoldaten, sondern auch die Soldaten dreier rheinischer Batterien, die zu Übungszwecken in Todendorf sind,

¹²⁶⁹ Interview Herr L5 am 7.5.2013.

¹²⁷⁰ Interview Herr L12 am 23.9.2013.

¹²⁷¹ *Auf den Spuren der Gastronomie in und um Lütjenburg*. S. 60.

¹²⁷² Interview Herr L2 am 22.3.2013.

¹²⁷³ Art. „Neue Bar“, *OHT* 16.7.1962.

¹²⁷⁴ Art. „Gaststättenerweiterung“, *OHT* 15.12.1962.

¹²⁷⁵ Art. „Hummel-Klause“, *OHT* 21.11.1963.

¹²⁷⁶ Anzeigen wie die folgenden finden sich bis Mitte der 1960er Jahre in den *Lütjenburger Nachrichten*: „Café-Restaurant ‚Bismarkturm‘ Preismaskerade, Maskenball, großer Rosenmontags-Ball in allen Räumen“, *LN* 1965/2 sowie Anzeige „Raiffeisen-Café – 16. Januar Lumpenball – 23. Januar Bal Paré, Damen dürfen auch auffordern – 16. Februar Maskenball“, *LN* 1965/1.

waren im Café ebenso zahlreich vertreten, wie in ‚Stadt Hamburg‘ und im ‚Kossautal‘. [...] An solchen Tagen wie dem Rosenmontag merkt man, daß Lütjenburg Garnisonsstadt geworden ist“.¹²⁷⁷

Aber auch während des übrigen Jahres war an Tanzgelegenheiten kein Mangel, wie entsprechende Anzeigen belegen. Das Raiffeisen-Café warb 1965 mit täglichem Tanzvergnügen¹²⁷⁸ und im Kossautal fand jeden Sonntag von 15.00 bis 22.00 Uhr ein „großer Tanztee“¹²⁷⁹ statt. Zwei Jahre nach Einzug der Bundeswehr zog die Lokalzeitung eine diesbezügliche Zwischenbilanz und stellte fest, dass „Kenner“ behaupten würden, „daß hinsichtlich ständiger Tanzlokale Lütjenburg der Kreisstadt Plön um das zweifache überlegen ist“.¹²⁸⁰ Es ist diesem Text anzumerken, dass es dem Verfasser der obigen Zeilen daran gelegen war, Lütjenburgs Wandel in diesem Segment besonders prominent zu betonen, waren doch die rasanten Veränderungen gerade hier besonders augenfällig. Die Chiffren der modernen Zeit, die sich in Begriffen wie „Bars“ und „Bands“ dokumentierten, begleiteten diese Transformation auch sprachlich. Auf die oft großstädtisch sozialisierten Soldaten hingegen musste desgleichen nicht zwangsläufig dieselbe Faszination ausüben, wie auf den in Lütjenburg beheimateten Lokalredakteur. Dass wie so oft Selbst- und Fremdwahrnehmung auseinanderfallen, zeigt sich beim Vergleich des obigen Artikels mit einer Passage aus den überregional erscheinenden *Kieler Nachrichten* aus dem gleichen Jahr, die sich in einem Artikel dem Freizeitverhalten der Lütjenburger Soldaten widmete. Während diese in den Sommermonaten den nahen Ostseestrand genießen könnten, so der Verfasser, empfänden die Soldaten den Winter in dem abgelegenen Städtchen eher als eintönig. „Es war sehr provinziell und langweilig“,¹²⁸¹ erinnert sich auch ein damals Wehrpflichtiger im Interview. Trotzdem, so eine frühere Wirtin, war die Stadt „abends voll von Soldaten. Aus Todendorf kamen am Wochenende drei Busse. Vor allem auch die Amerikaner“.¹²⁸² Die erwähnten Gäste aus Todendorf waren es auch, die den Ruf der Lütjenburger Soldaten negativ beeinflussten „Zuerst waren die Soldaten mehr oder

¹²⁷⁷ Art. „Lebhafter Rosenmontag in Lütjenburg“, *OHT* 28.2.1963.

¹²⁷⁸ Vgl. Anzeige *LN* 1965/3.

¹²⁷⁹ Vgl. Anzeige *LN* 1966/9.

¹²⁸⁰ Art. „An den kommenden Festtagen wird getanzt“, *OHT* 23.12.1964.

¹²⁸¹ Interview mit Herrn BXX3 am 25.9.2013.

¹²⁸² Interview mit Frau L3 am 29.4.2013.

minder geduldet. Die Todendorfer haben sich da schlecht benommen“,¹²⁸³ wie sich ein pensionierter Bundeswehrangehöriger erinnert. Auch in dem Bericht der *Kieler Nachrichten* über das Leben in der Garnison wird dieses Thema angesprochen. „Der Schießplatz Todendorf“, so heißt es dort, „ist die Lütjenburger Achillesferse in der schönen Eintracht zwischen Soldaten und Zivilisten. Die rund 3500 Soldaten, die dort überwiegend nur zu Übungszwecken kurzfristig kampieren“, würden gelegentlich „Sprengstoff in das ländliche Idyll des nahen Lütjenburg tragen“, da sie meist im Zuge einer „feuchtfröhlichen Bierreise [...] in den Lütjenburger Lokalen gehörig auf den Putz [hauen]“. ¹²⁸⁴ Zu diesen Begebenheiten fallen einem Interviewpartner auch deren Auswirkungen auf die Anwohner ein:

„Wir wohnten über einer Gaststätte in der Niederstraße. Da war so eine Bierkneipe, davon gab es damals ja mehrere. Musikbox, Tresen und ein paar Tische. Und wenn da denn sonnabendabends die Trupps da durchzogen [...]. Da haben sicher viele drüber geschimpft. Es wurde auch mal randaliert und was kaputt gemacht. So zum Beispiel die Straßenlaternen zwischen Markt und Kaserne, die waren regelmäßig kaputt“. ¹²⁸⁵

Auch die Lütjenburger Polizei bestätigte 1964 gegenüber der Presse, dass sich die Arbeit „durch die Soldaten um ein Viertel vermehrt“ habe. Aber es wären „kaum ernste Sachen“. ¹²⁸⁶ Lediglich ein ehemaliger Bundeswehrangehöriger kann sich auch an konkrete Ablehnungserfahrungen in Gaststätten erinnern, die sich darin äußerten, dass „Soldaten bei ‚Brüchmann‘ nicht in Uniform ins Lokal durften“ und in der Stadt gelegentlich auch als „Adenauerknechte“ diffamiert wurden. ¹²⁸⁷ Derartige Erlebnisse scheinen jedoch eher Ausnahmen gewesen zu sein, denn im Wesentlichen dominieren positive Resümees die Retrospektiven. Dabei darf jedoch nicht übersehen werden, dass viele Einzelerlebnisse inzwischen in das Gesamtnarrativ der „Garnisonstadt mit Herz“ eingeflossen sind und so manches im Rückblick geglättet und kanonisiert worden ist. ¹²⁸⁸

¹²⁸³ Interview mit Herrn BXL3 ebd.

¹²⁸⁴ Folge 5 der Serie „Der Soldat und seine Garnison“, *KN* 17.1.1964, S. 16.

¹²⁸⁵ Interview mit Herrn L15 am 10.7.2013.

¹²⁸⁶ Folge 5 der Serie „Der Soldat und seine Garnison“, *KN* 17.1.1964, S. 16.

¹²⁸⁷ Interview Herr BXX2 am 20.3.2013.

¹²⁸⁸ Vgl. Lehmann 1980.

In der Gesamtschau auf die gastronomische Transformation herrscht der Eindruck vor, dass neben den Gastwirten vor allem die weibliche Jugend von der Kontaktzone auf der Tanzfläche profitierte.¹²⁸⁹ Für viele der jungen Frauen eröffneten sich nun völlig neue Perspektiven, oft verbunden mit der Option, die Kleinstadt für immer hinter sich zu lassen.¹²⁹⁰ Für die männliche Jugend erweiterte sich zwar einerseits das Freizeitangebot, doch kamen mit den Fremden auch unbekannte Rivalen in die Stadt, wie sich dieser 1944 geborene Lütjenburger erinnert: „Wir jungen Leute sahen es wohl etwas anders. Wir hatten ja plötzlich Konkurrenz durch die vielen jungen Soldaten, die da kamen. Das war dann auch beim Tanzen zu merken. Da gab das schon so ein bisschen Wettbewerb“.¹²⁹¹ Insgesamt überwiegt aber die Erinnerung an die Vervielfältigung der Freizeitangebote, wie beispielsweise an das zweite Kino, das ebenfalls der Garnisonsverderkung zu verdanken war.¹²⁹²

Abgesehen von den Erinnerungen und den diesbezüglichen Presseberichten, lassen sich die gastronomischen Effekte auch in den Haushaltsbüchern der Stadt nachweisen. Die Getränkesteuer, die Lütjenburg noch bis 1981 erhob, war bereits seit dem Beginn der militärbedingten Bautätigkeiten merklich angestiegen. Waren es 1957 noch 19.700,-- DM gewesen, die der Stadt aus dieser Quelle zufließen konnten, konnte sie im Jahr 1965 bereits eine Summe von 43.692,-- DM verbuchen.¹²⁹³ Die sicht- und spürbarsten Effekte lassen sich indes anhand des Modernisierungsschubes nachzeichnen, der Lütjenburgs Unterhaltungsszene in den 1960er Jahren merklich veränderte und der ohne den Bevölkerungszuwachs durch die Bundeswehr so nicht möglich gewesen wäre. Nicht nur auf die Metamorphosen der Gastronomie, von der Kneipe zur Bar, von der Speisegaststätte zum Imbiss und vom Tanzcafé zur Diskothek hätte Lütjenburg noch lange warten müssen – wenn sie denn überhaupt stattgefunden hätten. Unabhängig von der Bundeswehr als Katalysator und Impulsgeber werden Prozesse auch „immer von Akteurinnen und Akteuren wahrgenommen, in Gang gesetzt, angeeignet oder auch abgelehnt“,¹²⁹⁴ wie Simone Egger in ihrer Studie *München wird moderner* konstatiert. Einen gastronomischen Akteur, der nicht nur entsprechende Prozesse wahrgenommen, sondern solche auch in Gang gesetzt hat, nimmt das folgende Kapitel in den Fokus.

¹²⁸⁹ KN 17.1.1964 ebd.

¹²⁹⁰ Vgl. Kap.5.2.1 dieser Arbeit.

¹²⁹¹ Interview mit Herrn L12 am 23.9.2013.

¹²⁹² Vgl. Interview mit Herrn L15 am 10.7.2013.

¹²⁹³ Archiv der Stadt Lütjenburg, Haushaltsrechnung 1957 der Stadt Lütjenburg.

¹²⁹⁴ Egger 2013, S. 137.

7.3.2 Moderne Zeiten im Club 69

Der gesellschaftliche Wandel, der insbesondere ab Mitte der 1960er Jahre den Musikgeschmack und die Freizeitgewohnheiten der Jugend revolutionierte,¹²⁹⁵ machte auch vor der Kleinstadt Lütjenburg nicht halt. Dies umso mehr, als es nach dem Einzug der Bundeswehr durch die beständige Auswechslung junger Männer aus dem gesamten Bundesgebiet kulturellen Transfer und eine breitere Diffusionsbasis gab. „Zunehmende Freizeit und materieller Wohlstand, bessere Bildung, die Umbrüche in der Populärkultur und die Aufwertung der Medien veränderten die Art und Weise, wie Waren, Geselligkeit und Kommunikation Lebensstile beeinflussten“,¹²⁹⁶ charakterisiert der Historiker Detlef Siegfried diese Ära. Als Markstein dieses Wandels kann in Lütjenburg die Eröffnung der Diskothek ‚Club 69‘ im Juli 1968 gelten, deren Existenz das ursprünglich in Lütjenburg beheimatete Publikum weder zahlenmäßig noch habituell hätte sicherstellen können. Die Ansiedlung eines derartigen Betriebes war nur dank des Bevölkerungszuwachses und besonders durch die vielen jungen Soldaten realisierbar. In welchem Maße dieses Lokal zum Imagewandel der Lütjenburger Gastronomieszene beitrug und wie diese von den Akteuren wahrgenommen wurde, befragt der folgende Text.

War noch 1964 in der Presse von „den gutbürgerlichen Tanzflächen [der] Lütjenburger Restaurants und Cafés“ zu lesen, fand nur wenige Jahre später ein Umbruch statt, der Stil und Habitus der Szene grundlegend transformierte. Diesen Wandel lässt auch die Ausdrucksweise in der Lokalzeitung erahnen, denn die Berichte über „aufreizende Melodien“ und „flotte Korvetten“, die „scharf angepeilt wurden“ verschwanden zusehends.¹²⁹⁷ Gegen Ende der 1960er Jahre hatte sich im Gefolge der zunehmenden Präsenz britischer Popkultur sowie jugendspezifischer Printmedien und Musiksendungen auch der mediale Sprachstil gewandelt.¹²⁹⁸ Das ‚Raiffeisen-Café‘, das vorher „mit täglichem Tanzvergnügen“¹²⁹⁹ warb, „hat mit neuen Pächtern einen neuen Namen bekommen“, gaben die *Lütjenburger Nachrichten* im August 1968 bekannt. „Club 69 nennt sich jetzt die Gaststätte. Zwei junge, im Fach erfahrene Pächter haben sich ausschließlich auf abendliche Diskothek-Musik mit Disk-Jockey (sic!) umgestellt

¹²⁹⁵ Vgl. Siegfried 2006a, S. 51 ff.

¹²⁹⁶ Ebd., S. 429.

¹²⁹⁷ Vgl. Art. „Lebhafter Rosenmontag in Lütjenburg“, *OHT* 28.2.1963.

¹²⁹⁸ Vgl. Siegfried 2006a, S. 280 ff.

¹²⁹⁹ Vgl. Anzeige *LN* 1965/3.

und damit den Zug der Zeit richtig erkannt“.¹³⁰⁰ War der Lütjenburger Lokalredakteur auch der Meinung gewesen, dass „hinsichtlich ständiger Tanzlokale Lütjenburg der Kreisstadt Plön um das zweifache überlegen [wäre]“,¹³⁰¹ beurteilt einer der erwähnten Pächter des ‚Club 69‘ die Situation in der Rückschau genau entgegengesetzt:

„Und dann habe ich 1968 von Plön aus in Lütjenburg den ‚Club‘ aufgemacht. Plön war voll mit Disco. Also ging ich nach Lütjenburg. [...] Hier in Lütjenburg war ja zum damaligen Zeitpunkt absoluter Totentanz. Der Hund war hier begraben. Und nun kommt da einer daher und macht sowas neues auf. Das wurde dann ja auch gleich überlaufen, denn die jungen Leute waren ja froh, dass es mal was für sie gab. Eintritt zehn Pfennig. Es kam durch den ‚Club 69‘ richtiges Leben nach Lütjenburg“.¹³⁰²

Aus diesen Erinnerungen spricht neben dem Selbstbewusstsein, Begründer einer temporären Lütjenburger Institution gewesen zu sein, auch ein wenig der Habitus des überlegenen Fremden, der einfach so „daher [kommt] und [...] sowas neues auf[macht]“. Hier wird zum wiederholten Male auch die individuell stark variierende differente Wahrnehmung derselben Stadt deutlich. Die Bemerkung, dass in Lütjenburg damals „der Hund begraben“ gewesen sei, wird vor dem Hintergrund verständlich, dass dieser Akteur „schon ziemlich weit herumgekommen“¹³⁰³ war und bereits verschiedene Varianten zeitgemäßer Gastronomie und Unterhaltung kennengelernt hatte.¹³⁰⁴ ‚Der Club‘, wie er heute noch von den ehemaligen Stammgästen genannt wird, befand sich von 1968 bis 1982 im ersten Stock über einer Bankfiliale in den Räumen des vormaligen ‚Raiffeisen-Cafés‘ mitten im Zentrum Lütjenburgs.

Die damaligen Pächter brachten mit der Diskothek eine hier noch unbekannte gastronomische Neuheit nach Lütjenburg. Wurde zuvor die Tanzmusik von einer Kapelle beziehungsweise Band live gespielt oder kam in einfacheren Lokalen aus der Musikbox, warben die *Lütjenburger Nachrichten* im Mai 1968 mit folgender Anzeige:

¹³⁰⁰ „Nichtamtliche Nachrichten“ *LN* 1968 /8.

¹³⁰¹ Art. „An den kommenden Festtagen wird getanzt“, *OHT* 23.12.1964.

¹³⁰² Interview Herr L10 am 28.5.2013.

¹³⁰³ Ebd.

¹³⁰⁴ Der Interviewte kam von auswärts und war vor seiner Zeit als Gastronom für längere Zeit als Marinesoldat und später als Stewart zur See gefahren. Vgl. ebd.

„Club 69 – Neueröffnung am 3. Juli 1968, 20 Uhr – Unser charmanter Disk-Jockey unterhält Sie mit flotten Melodien“.¹³⁰⁵ In einer Publikation des ‚Hotel- und Gaststättenverbandes Lütjenburg/Hohwachter Bucht‘ findet sich ein Foto aus der Zeit mit folgender Unterschrift: „Die führende Diskothek ‚Club 69‘ mit einem ihrer Besitzer; Klaus-Dieter Dehn als Diskjockey“.¹³⁰⁶ Die Schwarzweißfotografie zeigt einen jungen Mann mit gepflegtem Kurzhaarschnitt, weißem Hemd, Krawatte und Pullunder, der hinter einem Plattenspieler steht und in ein Mikrofon spricht.

Der Erfolg ließ nicht lange auf sich warten: „Bereits im ersten Monat 7000 Besucher“¹³⁰⁷ verkündete eine Zeitungsannonce im August 1968. Kurze Zeit später wurde das Angebot erweitert und zielte jetzt auch auf die Jugendlichen, die von der Abendunterhaltung normalerweise ausgeschlossen waren, indem mit „Teenagerparties“ am Sonntagnachmittag geworben wurde.¹³⁰⁸ Der ‚Club 69‘ beließ es aber nicht bei Diskomusik, sondern brachte etliche Akteure aus der damaligen Popmusikszene auf die Lütjenburger Bühne. Während des Interviews mit dem früheren Wirt des ‚Club 69‘ blätterte dieser in seinem Album mit den Fotos der Künstler, die er in sein Lokal holte:

„Gene Williams, Jürgen Drews, [...] Eric Silvester, [...] Ich hab hier zehnjähriges Jubiläum mit Peter Maffay gemacht, da stand die ganze Straße voller Menschen. Und hier: Frank Farian, Ramona, Tanja Berg, Bernd Klüver, Graham Bonney, Bernhard Brink, Nick McKenzie aus Amerika mit ‚Juanita‘ und Shirley & Company mit ‚Shame, shame, shame‘, Desmond Dekker [...] Und hier aus Amerika: Edwin Starr, der hat damals Welterfolge gehabt ‚25 Miles‘ und ‚Fancy‘ mit ‚Slice me nice‘. Ich war auch der erste hier in Norddeutschland mit ‚Oben ohne‘ [...] So viele haben sich damals bei mir im Club kennengelernt. Bei mir waren ja auch die ganzen Amerikaner aus Todendorf. Da waren deshalb auch die meisten Mädchen, haben viele nachher einen Amerikaner geheiratet“.¹³⁰⁹

¹³⁰⁵ Vgl. Anzeige *LN* 1968 /5.

¹³⁰⁶ *Auf den Spuren der Gastronomie in und um Lütjenburg*, S. 59.

¹³⁰⁷ Vgl. Anzeige *LN* 1968 /8.

¹³⁰⁸ Rubrik „Nichtamtliche Nachrichten“ *LN* 1969/5.

¹³⁰⁹ Interview mit Herrn L10 am 28.5.2013.

Hier werden nicht nur private Erinnerungen einer Einzelperson lebendig, sie sind vielmehr fest im kollektiven Gedächtnis der damals Jugendlichen verankert, denen der ‚Club 69‘ ein bis dahin unbekanntes Lebensgefühl vermittelte.¹³¹⁰ Hier zeigt sich auch, in welchem Maße sich Lütjenburg innerhalb von nur etwa zehn Jahren verändert hatte. Die Transformation der „gutbürgerlichen Tanzflächen“ in Diskotheken mit „Oben ohne“ wäre ohne ein entsprechend erweitertes und reformiertes Publikum nicht vorstellbar gewesen.

Neben den unzähligen einfachen Soldaten gehörten zu den Gästen auch Offiziere, denen von einigen Einheimischen gelegentlich ein gewisser Dünkel nachgesagt wurde. „Im ‚Club 69‘ da war Kontakt ohne Dünkel“,¹³¹¹ wie sich eine Interviewpartnerin erinnert. Die Etablierung des ‚Club 69‘ kann aber auch als Beleg dafür gesehen werden, dass sich die Stadt kaum aus sich selbst heraus, sondern immer durch von außen kommende Innovatoren und Impulse transformiert hat. Wie auch schon in anderen Kontexten analysiert, zeigt sich in diesem Transformationssegment erneut, wie Fremdheit als Ressource genutzt und „[d]er Fremde als Katalysator“¹³¹² wirkt. Letztendlich steht auch der ‚Club‘ am Ende einer Ereignis- und Episodenkette, die ausgelöst durch den Wandel Lütjenburgs zur Garnisonstadt die Möglichkeiten für dessen Existenz vorbereitete.

Die in der Gästeszene von damals heute noch sehr lebhaft rezipierten ‚Club‘-Narrative bestätigen folgende Feststellung von Thomas Düllo, demgemäß „[i]n Episoden und Anekdoten, die oftmals in intertextuell-diskursiven Konstellationen auftreten, Fremdes markieren, ‚übersetzen‘ und verschieben, [...] die virtuell unendliche Komplexität jeder historische Situation wachgehalten [wird]“.¹³¹³ Für eine bestimmte Gruppe der heute über sechzigjährigen ehemaligen Lütjenburger ‚Club‘-Stammgäste darf die Zugehörigkeit zu dieser Szene durchaus als identitätsrelevantes Distinktionsmerkmal gewertet werden, das sie letztendlich dem militärisch verursachten Zuwachs zu verdanken hatten.

¹³¹⁰ Vgl. Feldtagebuch, Gesprächsnotizen vom 1.5.2015.

¹³¹¹ Interview mit Frau L9 am 16.5.2013.

¹³¹² Dirksmeier 2011.

¹³¹³ Düllo 2011, S. 193.

7.3.3 Das Soldatenheim – Konkurrenz und kulturelles Kapital

Eine weitere gastronomische wie kulturelle Neuheit – wenn auch nicht annähernd mit einer derart identitätsstiftenden Aura versehen wie der ‚Club 69‘ – gehörte zu den direkten Folgeeinrichtungen der Bundeswehr. Am Beispiel der Historie des 1971 eingeweihten Soldatenheimes direkt gegenüber der Kaserne lassen sich wiederum widersprüchliche Deutungslogiken städtischer Diskurse analysieren. In der synchronen wie diachronen Betrachtung zeigen sich soziale Praxis und Bedeutungswandel vor dem Hintergrund einer Lütjenburger Institution, die vierzig Jahre als „wichtiger Baustein für das kulturelle Leben [in Lütjenburg]“¹³¹⁴ galt. Mit dem Abzug der Bundeswehr 2012 endete auch die Ära des Soldatenheims, das seitdem leer steht.

Im Folgenden wird beleuchtet, welche Synergieeffekte der Bau dieses Hauses auslöste und welche Deutungen und Bedeutungen ihm zugeschrieben wurden und werden. Im subjektiven Deutungsrahmen des bereits im vorigen Kapitel zu Wort gekommenen ‚Club‘-Wirtes gestaltete sich die Geschichte des Soldatenheims wie folgt:

„Mit einem Mal hieß es: Nun kriegen wir ein Soldatenheim direkt gegenüber von der Kaserne. Das war für alle Gastwirte schlecht. [...] Das Soldatenheim gehörte der evangelischen Kirche. Der Betreiber brauchte sich nicht um Pacht oder Miete oder Strom- und Heizkosten zu kümmern. Das spiegelte sich dann natürlich auch in den Getränkepreisen wieder. Das sollte eigentlich nur für die Soldaten sein, aber da ist natürlich alles hingerrannt, weil es so schön billig war. Und dann haben auch Privatleute aus Lütjenburg dort größere Feste gefeiert, Silberhochzeit und so. Das hat den örtlichen Gastronomen natürlich gestunken. [...] Wir haben ja nachher auch alle davon profitiert, weil da ein großer Saal war. Zum Beispiel mit unserer Gilde, wenn da Ball ist mit 200 Leuten. Die Preise haben sich nachher auch angeglichen“.¹³¹⁵

Die in diesen Gedanken zum Ausdruck kommenden Wahrnehmungen zeigen wieder das bereits bekannte Muster der Konkurrenzabwehr. Ob die nachträglich relativierende Betrachtung der saallosen Lütjenburger Gegenwart geschuldet ist, die nicht nur den

¹³¹⁴ Lütjenburg. *Garnisonstadt mit Herz* 2011, S. 33.

¹³¹⁵ Interview mit Herrn L10 am 28.5.2013.

Gildeball in ein Nachbardorf transloziert hat, bleibt Spekulation.¹³¹⁶ Die je nach konfessioneller Majorität entweder von der evangelischen oder katholischen ‚Arbeitsgemeinschaft für Soldatenbetreuung‘ getragenen Soldatenheime werden vorzugsweise in entlegenen Standorten angesiedelt und sind in erster Linie für die Freizeitgestaltung der Soldaten gedacht. Die ‚Arbeitsgemeinschaft für Soldatenbetreuung‘ wirkt als selbstständiger und gemeinnütziger Verein im Auftrag des Militärbischofs und des Bundesministers der Verteidigung. Die Soldatenheime bieten gesellige und kulturelle Veranstaltungen und verfügen neben Konferenz- und Freizeiträumen auch über gastronomische Angebote und einen Saal. Die Häuser können auch von nicht der Bundeswehr angehörigen Personen für Veranstaltungen und Familienfeiern genutzt werden. Da die Arbeitsgemeinschaften gemeinnützig sind und keine Gewinne aus der Bewirtschaftung erzielen dürfen, richtet sich die Preisgestaltung nach dem Prinzip der Kostendeckung. Das Personal der Häuser ist bei der Arbeitsgemeinschaft und nicht bei der Bundeswehr angestellt.¹³¹⁷ Gerade in den abgelegenen Standorten trugen die Soldatenheime aufgrund ihrer übermilitärischen Angebotspalette und Nutzung erheblich zur Verbesserung der sozialen und kulturellen Infrastruktur bei.¹³¹⁸ Die Lütjenburger Öffentlichkeit erfuhr im März 1967 erstmals von dem Vorhaben, dass ein derartiges Haus in ihrer Stadt geplant sei. Bereits in dieser ersten Pressenotiz wurde der Grundstein für ein bis heute nachwirkendes Missverständnis gelegt, dass nämlich „die evangelische Kirche [...] sich mit dem Gedanken [befasse], ein Soldatenheim zu bauen“.¹³¹⁹ Am 10. November 1971 wurde das Lütjenburger Soldatenheim eingeweiht und der damalige Kommandeur der Schillkaserne wies in einer Presseinformation auf die Besonderheiten dieses Bauwerks hin, dass nämlich „die sonst übliche Saalgröße dieses Typs von 160 m² auf 240 m² auf Wunsch der Stadt Lütjenburg im Hinblick auf eine spätere Mitbenutzungsmöglichkeit [...] erweitert wurde“.¹³²⁰ In dieser Besonderheit zeigt sich zum wiederholten Mal das taktische Handeln des Bürgermeisters, den geeigneten Moment zu nutzen, um der Stadt durch die Wahrnehmung kontingenter Konstellationen zu Vorteilen zu verhelfen. Mit Certeau gesprochen „eine Kombinationskunst, die untrennbar von einer Kunst im

¹³¹⁶ Mit dem Abzug der Bundeswehr aus Lütjenburg im Mai 2012 stellte auch das Soldatenheim seinen Betrieb ein und steht seither leer.

¹³¹⁷ Vgl. *Festschrift zum 30jährigen Jubiläum der Garnison Lütjenburg am 12. Mai 1992*, S. 67.

¹³¹⁸ Vgl. Schmidt 2006, S. 349 sowie *Festschrift* ebd.

¹³¹⁹ Vgl. Rubrik „Stadtchronik“, *LN* 1967/3.

¹³²⁰ Schreiben des Kommandeurs der Schillkaserne, Oberstleutnant Hans-Egon von Skopnik vom 29.10.1771: „Information für Presse zum 10. Nov. 1971 – Einweihung Soldatenheim Lütjenburg“, in *Chronik Fla 6, Bd.I*, S. 252 f.

Ausnützen ist“.¹³²¹ Seitdem das ‚Café Riemenschneider‘ 1966 geschlossen und anschließend in den ersten Lütjenburger Supermarkt umgebaut worden war, gab es in der Stadt nämlich keinen geräumigen Saal mit einer Bühne mehr.¹³²² Im ehemaligen ‚Café Riemenschneider‘ hatte es neben dem Kino ‚RiLi-Theater‘ auch eine Bühne mit regelmäßig stattfindenden Theatergastspielen gegeben.¹³²³ Die *Lütjenburger Nachrichten* bemerkten daher, dass „[w]eite Kreise Lütjenburgs darauf hoffen“, mit dem Soldatenheim auch wieder eine Bühne zu bekommen, um „die Rendsburger Landesbühne und die Niederdeutsche Bühne Kiel, regelmäßig für Vorstellungen zu verpflichten“.¹³²⁴

Tatsächlich fanden später regelmäßig Theateraufführungen auswärtiger Bühnen im Soldatenheim statt, so beispielsweise im November 1971, als die ‚Niederdeutsche Bühne Kiel‘ „von der Bevölkerung mit einem vollen Haus quittiert [wurde]“.¹³²⁵ Einen Monat später gastierte die ‚Holsteiner Schulmeisterbühne‘ mit Gogols Komödie *Der Revisor*¹³²⁶ und im darauf folgenden Frühjahr konnten die *Lütjenburger Nachrichten* mitteilen, dass „[d]ie Niederdeutsche Bühne Kiel [...] wieder festen Fuß in Lütjenburg gefaßt hat, was mit dem großen Saal im Soldatenheim ermöglicht wurde“.¹³²⁷ Der Bau dieser Institution war definitiv ein Gewinn für das kulturelle Leben der Kleinstadt. Zusätzlich stellte das Haus mit Klubräumen, Kegelbahn, Tischtennis, Billard und verschiedenen Hobbyräumen eine willkommene Bereicherung des nicht kommerziellen Freizeitangebotes dar.¹³²⁸ In einer Selbstdarstellung wird als Begründung für den Bau des Soldatenheims denn auch daran erinnert, dass sich „[d]as Freizeitangebot [...] in der kleinen Garnisonstadt zu der damaligen Zeit nur sehr dürftig [darstellte]“.¹³²⁹

Dass die ‚Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Soldatenbetreuung‘ nicht mit der evangelischen Kirchengemeinde Lütjenburg identisch war und letztere nichts mit dem Betrieb des Soldatenheims zu tun hatte, wurde in der Stadt nicht verstanden. Ausgehend von dieser Fehlinterpretation entzündete sich ein lange nachwirkender Konflikt zwischen der örtlichen Gastronomie und der Kirchengemeinde, an den noch in einer Publikation des Hotel- und Gaststättenverbandes aus dem Jahr 1998 erinnert wird. In

¹³²¹ Certeau 1988, S. 17.

¹³²² Rubrik „Nichtamtliche Nachrichten“, LN 1966/9.

¹³²³ *Auf den Spuren der Gastronomie in und um Lütjenburg*, S. 33.

¹³²⁴ Rubrik „Nichtamtliche Nachrichten“ LN 1970/11.

¹³²⁵ Rubrik „Nichtamtliche Nachrichten“ LN 1971/12.

¹³²⁶ Veranstaltungshinweis „Theateraufführung im Soldatenheim“, LN 1971/11.

¹³²⁷ Rubrik „Nichtamtliche Nachrichten“ LN 1972/4.

¹³²⁸ Interview mit Herrn L13 am 9.12.2013.

¹³²⁹ *Auf den Spuren der Gastronomie in und um Lütjenburg*, S. 63.

dieser Broschüre heißt es unter anderem, dass „[d]as Soldatenheim [...] zur großen Konkurrenz unserer Mitgliedsverbände [wurde], konnte es doch alles viel billiger anbieten, zumal es keinen Gewinn erwirtschaften mußte und sämtliche Investitionen die Kirche bezahlte“.¹³³⁰ Ein ehemaliger Lütjenburger Gastronom erinnert sich im Interview sogar an eine Demonstration, die der Hotel- und Gaststättenverband damals organisierte.¹³³¹ Unter den Folgen des Missverständnisses zu leiden hatte der damalige Pastor der Lütjenburger Kirchengemeinde, der sich im Interview folgendermaßen erinnert:

„Das ‚Kossautal‘ hat ja in den Anfangsjahren ungeheuer von der Bundeswehr profitiert, jeden Sonntag war da Tanz und es war gerammelt voll. Das war denn ja nachher nicht mehr so, vor allem als dann das Soldatenheim kam. Da hieß es dann ja noch, die Kirche hat uns das Soldatenheim dahin gebaut. Ein späterer Pächter des ‚Kossautales‘ war mir auch immer wahnsinnig böse deswegen. Dabei hatte die Kirchengemeinde damit gar nichts zu tun, das war die ‚Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Soldatenbetreuung‘, [...] das wollte man uns nicht glauben, dass wir als Kirchengemeinde damit nicht identisch waren. Aber das hatte zur Konsequenz, dass der Wirt des ‚Kossautales‘ nicht mehr den Altenkaffee der Kirchengemeinde bei sich haben wollte, woraufhin wir dann ins Soldatenheim ausweichen mussten“.¹³³²

Die Inszenierung dieses Konfliktes lebt nicht nur in den Erinnerungen der direkt Betroffenen fort, sie ist auch vielen anderen Lütjenburgern noch präsent.¹³³³ Ehemalige Bundeswehrangehörige, die zu dieser Zeit schon in Lütjenburg wohnten, erwähnten indes nichts dergleichen. Ein 1938 geborener früherer Kompaniefeldwebel, der 1963 nach Lütjenburg versetzt wurde und seither dort lebt, erinnerte sich vielmehr daran, dass sich das Verhältnis zu den Einheimischen durch das Soldatenheim intensiviert habe.¹³³⁴ Über die Jahre entwickelte sich ein umfangreiches Bildungs- und Freizeitangebot, das Bundeswehrangehörige wie Einheimische gerne in Anspruch nahmen. Ein

¹³³⁰ Ebd., S. 11. Vgl. dazu auch Interviews mit Frau L4 am 29.4.2013, Herrn LX1 am 21.5.2013, Herrn L10 am 28.5.2013 sowie Herrn L15 am 10.7.2013.

¹³³¹ Vgl. Interviews mit Herrn L3 und Frau L4 am 29.4.2013.

¹³³² Interview Herr LX1 am 21.5.2013.

¹³³³ Vgl. Interviews mit Herrn L15 am 10.7.2013, Herrn L5 am 7.5.2013, Herrn L8 am 16.5.2013 und Frau L6 am 14.5.2013.

¹³³⁴ Vgl. Interview mit Herrn BXL3 am 25.3.2013.

Wochenprogramm aus dem Jahr 1992 beispielsweise bot an zwei Abenden „Kino mit aktuellen Filmen“, dazu Tanzschule, Tanzkreis des TSV Lütjenburg, Computer-AG und Gesprächsgruppen der Militärseelsorge.¹³³⁵ Zuletzt wurde das Soldatenheim von mehr als vierzig Vereinen und Verbänden für Veranstaltungen genutzt und beherbergte seit den 1990er Jahren sogar einen kleinen Kindergarten.¹³³⁶

In den vorangegangenen drei Kapiteln konnte gezeigt werden, welche Folgen die Ansiedlung der Bundeswehr für die Lütjenburger Gastronomie hatte und wie diese Transformation von diversen Akteuren genutzt wurde. Die vielgestaltigen Synergieeffekte, Relationen und Brüche, welche die Koexistenz von Gastronomie und Bundeswehr kennzeichnen, leben in Narrativen fort, die trotz der Kleinräumigkeit des Feldes höchst differente Deutungslogiken offenbaren. Die kontrastierenden Wahrnehmungen verweisen auch auf die Existenz lokaler Diskursinseln, die von unterschiedlichen Akteursgruppen gespeist werden. Ein jenseits der medialen Vermittlung existierendes Kollektivgedächtnis scheint sich vor diesem Hintergrund eher partiell aus den Substraten der selektiven Betroffenheit und Wahrnehmung zu formatieren. Selbst innerhalb eines relativ kleinen Feldes konkurrieren kontroverse Perspektiven, ideologisch überformte Botschaften und Inszenierungsweisen und verdichten sich in den narrativen Ordnungen von Zeitzeugenberichten zu eigensinnigen Logiken. Vor diesem Hintergrund kann an die Forderungen des Historikers Alf Lütke angeknüpft werden. Dieser betont in seinen Ausführungen zum Wesen der Alltagsgeschichte, dass es in entsprechenden Studien nicht um die Erhebung des gesellschaftlichen Durchschnitts gehe, sondern dass „die vielfältigen Ausdrucksweisen“ in den Vordergrund treten, „in denen einzelne wie Gruppen ihre Kosten-Nutzenabwägungen anmelden – oder verschweigen, sie durchsetzen oder blockieren“.¹³³⁷ Beide Oppositionen, die Denkfigur „des Fremden als Katalysator“¹³³⁸ und der „Lokalist“¹³³⁹ als dessen Gegenpol, konstruieren Bilder des städtischen Wandels, die nicht zwingend mit denen anderer Akteure deckungsgleich sind. Vergleichbare Wahrnehmungsunterschiede zeigen sich bei ehemaligen Soldaten oder anderen ortsfremden Akteuren.

¹³³⁵ Beitrag „Soldatenheim Uns Huus“, *Festschrift zum 30jährigen Jubiläum der Garnison Lütjenburg am 12. Mai 1992*, S. 67.

¹³³⁶ Vgl. *Lütjenburg. Garnisonstadt mit Herz*, S. 33.

¹³³⁷ Lütke 1989, S. 11.

¹³³⁸ Dirksmeier 2011.

¹³³⁹ Wimmer/Müller 1995, S. 477 f.

Die Stadtsoziologin Martina Löw befasst sich in ihrer *Raumsoziologie* mit dieser differentiellen Konstruktionsleistung im Hinblick auf den mentalen Raum. Löw definiert diesen als „relationale (An)Ordnung von Lebewesen und sozialen Gütern“,¹³⁴⁰ wobei sie unter letzterem materielle Gegenstände oder Objekte versteht, denen der Mensch einen symbolischen Gehalt gibt. Gegenstände und Objekte haben unterschiedliche Bedeutungen und lösen unterschiedliche Zuschreibungsprozesse im Menschen aus. Erst durch die Syntheseleistung, so Löw, wird es möglich, über Wahrnehmungs-, Vorstellungs-, oder Erinnerungsprozesse, Güter und Menschen zu Räumen zusammen zu fassen, über die sich Aussagen treffen lassen.¹³⁴¹ In den Episoden um das Soldatenheim zeigt sich, wie eine direkte Folgeerscheinung der Bundeswehr diverse Prozesse in Gang setzte. Das Verhalten der örtlichen Gastronomie erinnert stark an die Debatten der „Lokalisten“ um die „Ladenstraße“, während die übrigen Akteure das Haus als Kontaktzone und Bereicherung des Freizeitangebotes wahrnahmen. Das Lokale erweist sich somit als eine „relationale, heterogene und häufig konflikthafte Kategorie“,¹³⁴² deren mehrfach überschriebene Palimpseste zu dekonstruieren sind.

7.4 Praxen der Beheimatung

Neben der Praxis der Akteure im Kontext der oben beschriebenen Kontaktzonen bleibt zu fragen, welche sonstigen sozial-generativen Mechanismen, Beziehungen, Prozesse, Handlungen und Situationen sich zwischen Bundeswehr und Stadtbevölkerung entwickelten. Abgesehen von den Soldaten, die zum Teil nur für einen befristeten Zeitraum in der Stadt anwesend waren, wie etwa Wehrpflichtige, sollte Lütjenburg für die Berufssoldaten und ihre Familien zumindest für einige Zeit zum Lebensmittelpunkt werden. Welche offiziell arrangierten Aktivitäten gab es und wem nützen diese? Wie und durch wen wurden Kontakte inszeniert, angebahnt und gegebenenfalls ritualisiert oder veralltäglicht? Ergaben sich durch die neuen Einwohner spürbare Veränderungen im sozialen und gesellschaftlichen Gefüge der Stadt und wenn ja, in welcher Form? Nicht zuletzt geht dieser Teil der Arbeit der Frage nach, ob sich der von Beate Binder entlehene Begriff der „Praxen der Beheimatung“¹³⁴³ auf die hier in Rede stehenden Beispiele übertragen lässt.

¹³⁴⁰ Löw 2001, S. 158.

¹³⁴¹ Ebd., S. 159.

¹³⁴² Knecht 2010, S. 27.

¹³⁴³ Binder 2009a, S. 249.

In der ersten Zeit nach Bezug der Kaserne bemühte sich insbesondere der Berichterstatter des *Ost-Holsteinischen Tageblattes*, bei den Lütjenburger Einwohnern Interesse am Leben „ihrer Soldaten“ zu wecken, indem er beispielsweise einen Text mit folgenden Worten einleitete:

„Der größte Teil der Lütjenburger Garnison befand sich während des vergangenen Monats zu einer einwöchigen Übung auf dem Truppenübungsplatz Munster Lager in der Lüneburger Heide. In der Annahme, daß sich viele Lütjenburger auch dann für das Ergehen ‚ihrer‘ Soldaten interessieren, wenn diese sich nicht in ihren Mauern aufhalten, bringen wir den folgenden Bericht eines an der Übung Beteiligten“.¹³⁴⁴

Aus diesen Zeilen spricht erneut der militärraffine Duktus des bereits mehrfach zitierten Lokalredakteurs, dessen persönliches Interesse nicht zwingend zu verallgemeinern ist.¹³⁴⁵ Ob die Annahme des Autors zutrifft, dass sich die Lütjenburger derart „für das Ergehen ‚ihrer‘ Soldaten“ interessierten, ist nicht überliefert, bekannt ist indes deren zahlreiche Anwesenheit am ersten „Tag der offenen Tür“ im Oktober 1962.¹³⁴⁶ Vergleichbare Veranstaltungen hatte es in den Kasernen der Väter- und Großvätergeneration nicht gegeben. Dementsprechend würde sich sicher „[m]ancher [...] wundern, daß [...] die Kaserne für jeden zugänglich ist, wo man doch sonst nur nach einer scharfen Ausweiskontrolle die Wache passieren kann“,¹³⁴⁷ notierte der Redakteur. Aus dem gleichen Medium erfuhren die Leser, dass die Besucher „[n]eben den soldatischen Tugenden wie Sauberkeit, Ordnung und Disziplin [...] auch die Einsatzbereitschaft des Btl. im Fla-Kampf mit Platzpatronen bewundern [könnten]“.¹³⁴⁸ Auch hier zeigt sich wieder der subjektive Deutungsrahmen des Verfassers und dessen Bestreben, positive Zuschreibungen zu implementieren. „Tage der offenen Tür“ fanden

¹³⁴⁴ Art. „Fla-Bataillon 6 zum Erdzielschießen in Munster Lager“, *OHT* 11.7.1962.

¹³⁴⁵ Zum Quellenwert von Lokalzeitungen äußert sich der Volkskundler Rudolf Schenda dahingehend, dass, die Texte nie losgelöst von der Persönlichkeit der Journalisten oder Redakteurs ausgewertet werden dürften. Schenda unterscheidet zwischen unmittelbaren und mittelbaren Aussagen: „Den letzteren kommt selbstverständlich nicht der gleiche Aussagewert zu wie den objektiveren Nachrichten und Mitteilungen: Sie sind vielmehr durch die subjektive Brille des Berichterstatters gesehen und müssen daher mit der notwendigen Vorsicht ausgewertet werden. Doch lässt sich gerade aus solchen Artikeln etwas über öffentliche Meinung, modisches Denken, ‚Zeitgeist‘, kritisches und unkritisches Bewusstsein der jeweiligen Epoche erfahren“. Schenda 1970, S. 156.

¹³⁴⁶ Vgl. Art. „Tag der offenen Tür in Lütjenburg. Rund 5000 besuchten die Kaserne“, *KN* vom 23.10.1962 sowie Art. „Großer Tag der ‚Offenen Tür‘. Ganz Lütjenburg speiste Erbsensuppe bei seinen Soldaten“, *OHT* vom 22.10.1962.

¹³⁴⁷ Art. „Aus Lütjenburg. Zum ‚Tag der offenen Tür‘ beim Fla.-Btl. 6“, *OHT* 18.10.1962.

¹³⁴⁸ Ebd.

im Laufe der Jahre immer wieder statt und dienten neben der Kontaktaufnahme mit der Bevölkerung vorrangig der Selbstdarstellung des Militärs, aber auch der Sympathie- und Nachwuchswerbung.¹³⁴⁹ Letzteres erwies sich als dringend erforderlich, da der Zulauf insbesondere in Zeiten der Vollbeschäftigung keineswegs den Erwartungen entsprach und das Interesse am Soldatenberuf begrenzt war.¹³⁵⁰ Obwohl das Militär in Lütjenburg mehrheitlich nie infrage gestellt wurde, gab es gelegentlich auch hier kleinere Protestaktionen „gegen Aufrüstung, gegen Militäraktionen, gegen das Spielen von Kindern auf Panzern beim Tag der offenen Tür“,¹³⁵¹ wie ein Interviewpartner berichtet. Dass die bundesrepublikanische Öffentlichkeit generell der Bundeswehr auch in den 1960er Jahren durchaus nicht unkritisch begegnete, lässt sich zwischen den Zeilen einer Reportage über den Besuch des damaligen Schleswig-Holsteinischen Ministerpräsidenten Lemke im Sommer 1964 in der Lütjenburger Kaserne herauslesen. Bei der „Diskussion mit den Lütjenburger Unteroffizieren“, so das *Ost-Holsteinische Tageblatt*, habe der Ministerpräsident betont, wie schwer es „[d]er Unteroffizier und der Offizier in unserer Bundeswehr haben, ihren verantwortlichen und notwendigen Beruf wieder aufzuwerten“. Müssten sich doch „die Soldaten [der ehemaligen Wehrmacht] seit 19 Jahren zum Sündenbock stempeln lassen, worunter die heutigen Berufssoldaten der Bundeswehr zu leiden haben“.¹³⁵²

Auch wenn die Akzeptanz innerhalb der Bevölkerung Lütjenburgs groß war, galt es doch, um Sympathie zu werben und zu demonstrieren, dass sich die Bundeswehr von ihren Vorläufern unterschied. Wiederholt bot die Bundeswehr deshalb auch Räumlichkeiten und personelle Ressourcen an, um andere lokale Organisationen zu unterstützen. So beispielsweise 1973, als der „Tag der offenen Tür“ mit dem „Kreisjugendfeuerwehrtag und einer DRK Katastrophenschau“ kombiniert wurde und 8000 Besucher 6000,- DM für das Jugendheim spendeten.¹³⁵³ Der Chronist der Schillkaserne vermerkte anschließend: „Erheblichen Anteil an dem Aufkommen der

¹³⁴⁹ Vgl. Chronik Fla 6, Bd.I, S. 331, Chronik Fla 6, Bd.II, S. 54 sowie Rubrik „Nichtamtliche Nachrichten“, LN 1971/10. Zur Kritik am öffentlichen Zeremoniell der Bundeswehr vgl. Euskirchen 2006.

¹³⁵⁰ Vgl. Nägler 2010, S. 350 ff.

¹³⁵¹ Interview mit Herrn L14 am 18.12.2013. Siehe hierzu auch Kap. 6.4 dieser Arbeit.

¹³⁵² Art. „Der Beruf des Unteroffiziers ist verantwortungsvoll“, OHT 24.8.1964. Der Verweis auf „die Soldaten“, die sich „seit 19 Jahren zum Sündenbock stempeln lassen [müssen]“, bezieht sich auf die beginnende kritische Auseinandersetzung mit der Rolle der Wehrmacht während des Zweiten Weltkrieges. Die im Original wesentlich ausführlicher dargelegte Rechtfertigung mag angesichts des persönlichen Hintergrundes des Verfassers auch der eigenen Betroffenheit geschuldet sein. Vgl. Anm. 484.

¹³⁵³ Chronik Fla 6, Bd.I, S. 305.

Spende hatten die Frauen der Offiziere und Feldwebel des Bataillons. In mühevoller Kleinarbeit hatten sie einen Basar hergerichtet, der vollständig geräumt wurde“.¹³⁵⁴

Neben Veranstaltungen wie dem „Tag der offenen Tür“ wurden in den ersten Jahren der Lütjenburger Kaserne auch andere öffentlichkeitswirksame Darbietungen veranstaltet und von den lokalen Medien wohlwollend kommentiert. „Am 27. Juni kehrte die Lütjenburger Garnison aus dem Manöver zurück. Sie machte einen feierlichen Einmarsch in die Stadt und wurde von der Bevölkerung herzlich empfangen“,¹³⁵⁵ teilten die *Lütjenburger Nachrichten* beispielsweise im Sommer 1969 mit und ein Jahr später erfuhr die Stadtöffentlichkeit, dass „[d]ie ‚Mutter der Fla 6‘, Hauptfeldwebel Michel, in den Ruhestand [trat]“ und „[...] neben dem Divisionskommandeur und dem Bataillonskommandeur auf dem Markt den Vorbeimarsch abnahm“.¹³⁵⁶ Die Häufigkeit derartiger Berichte, aus denen die Zuneigung des Verfassers zum Objekt immer wieder durchscheint, ließ deutlich nach, als sich gegen Ende der 1970er Jahre in der Lokalpresse ein Generationswechsel vollzog. Die Berichte wurden nicht nur seltener, sondern auch sachlicher im Ton und beschränkten sich weitestgehend auf sportliche, kulturelle und caritative Veranstaltungen.

Jenseits der offiziellen und medial aufbereiteten Performance entwickelten sich zwischen Stadt und Bundeswehr verschiedene Praxen der Kommunikation und Vergemeinschaftung, deren Regelmäßigkeit und Ablauf nicht nur ritualisierte Komponenten beinhaltete, sondern in den meisten Fällen in toto als Ritual begriffen werden kann. Seitens der Stadtvertretung glaubte man zunächst, dass es nicht erforderlich sei, hinsichtlich der Herstellung des Kontaktes zur Bundeswehr irgendwelche Maßnahmen zu treffen, da „genügend Vereine und sonstige Einrichtungen [bestehen], die den Kontakt pflegen können“.¹³⁵⁷ Diese Einstellung änderte sich jedoch, denn im Winter 1966 wurden auf Anregung des neu geschaffenen Kontaktausschuss „50 Herren des Unteroffizierskorps“¹³⁵⁸ zu einem „Bierabend“ eingeladen. Die Chronik des Bataillons vermerkt dazu, dass der Abend „mit Vorträgen und gemeinsamem Gesang äußerst harmonisch“ verlief. Es sei insgesamt der Eindruck entstanden, „daß

¹³⁵⁴ Ebd.

¹³⁵⁵ Rubrik „Nichtamtliche Nachrichten“, *LN* 1969/7.

¹³⁵⁶ Rubrik „Nichtamtliche Nachrichten“, *LN* 1970/10.

¹³⁵⁷ . Protokoll der Sitzung des Magistrats vom 12.9.1966, Tagesordnungspunkt Verschiedenes: Kontakt mit der Bundeswehr, Archiv der Stadt Lütjenburg, Sitzungsprotokolle, nicht paginierte Seite.

¹³⁵⁸ Schreiben des Bürgermeister der Stadt Lütjenburg an das Unteroffizierskorps der Schillkaserne vom 18.2.1966. Archiv der Stadt Lütjenburg, Akte Garnison, nicht paginiert.

sich die Unteroffiziere und ihre Familien in Lütjenburg wohlfühlten“ und „von der Bevölkerung als Vollbürger anerkannt [würden]“.¹³⁵⁹

Nach der Darstellung des Militärhistorikers Detlef Bald, dürften solchen Aussagen wohl auch folgende Prämissen zugrunde liegen: Da der Unteroffizier in die Kategorie der sogenannten gesellschaftlichen Aufsteigerberufe eingeordnet wird und mehrheitlich einem ländlich-kleinstädtischen familiären Hintergrund entstammt, liegt die Identifikation mit eben diesem Milieu nahe und die Integration in entsprechende regionale Kreise und Nachbarschaften gelingt unproblematisch.¹³⁶⁰ Die Integration geschah in erster Linie dank der Initiative einzelner Akteure, die besonders im sportlichen Sektor aktiv waren und auf informeller Ebene Kontakte herstellten.¹³⁶¹ Es verwundert daher nicht, dass jährlich wiederkehrende Kontaktstiftungsrituale insbesondere im Bereich des Sports inszeniert wurden. Beispielhaft aufgeführt seien hier das jährliche Pokalschießen zwischen dem Unteroffizierskorps der 8. Batterie und der Polizei Lütjenburg, der 1975 ins Leben gerufene „Garnisonpokal“ und das seit 1980 ebenfalls jährlich stattfindende Fußballspiel zwischen der Stadtvertretung und den Offizieren des Bataillons.¹³⁶² Letzteres wurde in der *Festschrift zum 30jährigen Jubiläum der Garnison Lütjenburg* mit einem längeren Artikel gewürdigt, der unter dem Titel „Was ist das Fußballspiel Stadtvertretung Lütjenburg – Offiziere FlaRgt 6 oder wie eine Tradition entsteht“¹³⁶³ auf die Anfänge dieser rituellen Veranstaltung rekurrierte: „Insgesamt ist aus dem 1980 begonnenen Jux ein gutes Werk der Begegnung und des Miteinander geworden“,¹³⁶⁴ denn es wurden regelmäßig Geldbeträge für caritative Zwecke gespendet.¹³⁶⁵

Auch die im gleichen Medium nachgezeichnete Entstehungsgeschichte und Bedeutung des „Garnisonpokals“, eines Schießwettbewerbs mit Kleinkalibergewehren, der zwischen der Bundeswehr und von Vereinen und Institutionen entsandten Mannschaften ausgetragen wurde, betont den integrativen Charakter dieses jährlich gestalteten Rituals: „Die Anzahl der Teilnehmer (rund 25 Mannschaften mit 140 Damen und Herren, der

¹³⁵⁹ Chronik Fla 6, Bd.I, S. 208.

¹³⁶⁰ Vgl. Bald 1994, S. 101.

¹³⁶¹ Vgl. Kap. 7.4 dieser Arbeit.

¹³⁶² Vgl. Chronik Fla 6, Bd.I, S. 277, Bd.II, S. 9 und Bd.II, S. 100.

¹³⁶³ Art. „Was ist das Fußballspiel Stadtvertretung Lütjenburg – Offiziere FlaRgt 6 oder wie eine Tradition entsteht“, *Festschrift zum 30jährigen Jubiläum der Garnison Lütjenburg am 12. Mai 1992*, S. 30 f.

¹³⁶⁴ Ebd.

¹³⁶⁵ Der Chronist berichtet wiederholt über entsprechende Spenden an das DRK, die AWO oder das SOS-Kinderdorf. Hier über ein Wohltätigkeits-Fußballspiel zugunsten der Arbeiterwohlfahrt zwischen einer Mannschaft des Bataillons und der Lütjenburger Polizei am 4.11.1972. „Ergebnis: 3:0 für die Polizei und 450,- DM für die Arbeiterwohlfahrt“, Chronik Fla 6, Bd.I, S. 279.

größere Teil aus dem zivilen Bereich) bezeugt die hohe Akzeptanz der Veranstaltung und den Wunsch nach Kontakten“.¹³⁶⁶ Dass es bis 1991 keiner Mannschaft „aus dem zivilen Bereich“ je gelang, den Pokal zu erringen, tat der Akzeptanz offenbar keinen Abbruch.¹³⁶⁷ Da sportliche Wettkämpfe mit Johan Huizinga auch als ludische Rituale¹³⁶⁸ gelesen werden können, eignen sie sich besonders, Menschen unterschiedlicher sozialer Milieus zusammenzuführen, ohne auf habituell bedingte Konfliktfelder zu geraten. Es gibt einen Anfang und ein Ende, es gibt Regeln, die für alle gelten und es ist während des Spiels unwichtig, welchen Rang oder Status die Mitspieler in ihren anderen Rollen haben.¹³⁶⁹ Der Sportphilosoph Gunter Gebauer und der Ritualforscher Christoph Wulf haben in ihrem Werk *Spiel - Ritual - Geste. Mimetisches Handeln in der sozialen Welt* die Ambivalenz ritueller Handlungen und Inszenierungen zwischen „Konflikt und Integration“¹³⁷⁰ hervorgehoben. Innerhalb dieses ludischen Modus könnten selbst Aggressionen „in einer die Kommunität nicht gefährdenden Weise“¹³⁷¹ geäußert werden. Diese spielerischen Vergemeinschaftungsrituale boten auch die Möglichkeit, Personen jenseits des beruflichen Umfeldes kennenzulernen. Neben den überwiegend sportlich geprägten Angliederungsritualen, bemühte sich die Bundeswehr auch, kulturelle und caritative Veranstaltungen zugunsten der in der Stadt tätigen Wohlfahrtsverbände auszurichten. So wie diese Lütjenburgerin erinnern sich viele besonders an die Wohltätigkeitskonzerte mit dem Heeresmusikkorps, wo „alles perfekt organisiert und geschmückt [war]“.¹³⁷² Für die kulturell vergleichsweise ereignisarme Kleinstadt „war das auch ein gesellschaftliches Ereignis“,¹³⁷³ zumal man auf diese gesellschaftlichen Höhepunkte seit der Schließung der Kaserne verzichten muss, wie die Interviewpartnerin bedauert. Am Beispiel der heute vermissten Konzerte wird deutlich, dass man seitens der Bundeswehr bemüht war, sich auch jenseits der maskulin dominierten Sportaktionen öffentlichkeitswirksam zu präsentieren. Seit Mitte der 1960er Jahre veranstaltete die Schillkaserne regelmäßig Militärkonzerte in ihrer „geheizte[n] großen Sporthalle, die 1300 Personen faßt“,¹³⁷⁴ wie die Lokalzeitung ankündigte. Mitte der 1970er Jahre wurden daraus Wohltätigkeits-

¹³⁶⁶ Ebd., S. 288.

¹³⁶⁷ Vgl. Liste der Sieger des Garnisonpokalschießens, ebd.

¹³⁶⁸ Vgl. Huizinga 1987, S. 22.

¹³⁶⁹ Vgl. Wulf 2001, S. 341.

¹³⁷⁰ Gebauer/Wulf 1998, S. 139.

¹³⁷¹ Ebd., S. 140.

¹³⁷² Interview Frau L9 am 16.5.2013.

¹³⁷³ Ebd.

¹³⁷⁴ Art. „Historisches Konzert des Heeresmusikkorps 6“, *OHT* 2.11.1964.

konzerte, die teilweise von prominenten Persönlichkeiten wie dem bekannten Quizmaster Hans Rosenthal oder dem NDR-Prominenten Carlo von Tiedemann moderiert wurden.¹³⁷⁵ Zu einem dieser Anlässe im Jahr 1976 merkt die Chronik der Kaserne an, dass 600 Gäste dabei waren, als der Kommandeur Hubert-Dieter Kirschall „der Vorsitzenden der Lütjenburger Arbeiterwohlfahrt, Frau Frida Scheithauer, einen Scheck über 2.910,00 DM als Erlös aus diesem Konzert [überreichte]¹³⁷⁶. Die Summe war für die Aktion ‚Essen auf Rädern‘ und für die Altenbegegnungsstätte Lütjenburg bestimmt. Der Kommandeur wird mit dem Ausspruch zitiert, dass die Zuhörer „[m]it dem Kauf der Eintrittskarte bewiesen [haben], daß die Kontakte zwischen Bundeswehr und Bevölkerung gut sind“.¹³⁷⁷

Vor dem Hintergrund ihres eigentlichen Zweckes und Auftrages bestand für die Bundeswehr im Grunde genommen keine Notwendigkeit, personelle und materielle Ressourcen in derartige Veranstaltungen zu investieren. Werden die hier geschilderten Vorgänge indes als Angliederungs- und Binderiten interpretiert, greift auch Arnold van Genneps Verweis auf den diese Praxen häufig begleitenden Gabentausch.¹³⁷⁸ Im hier geschilderten Beispiel lässt sich der Einsatz einer Gabe als Teil der Beheimatungsstrategie deuten. Durch die Implementierung einer caritativ-kulturellen Tradition, die sich zum gesellschaftlich honorierten Ritual entwickelte, stiegen Ansehen und Akzeptanz besonders innerhalb der Mittelschicht. Auch der Kultur- und Sozialgeograph Peter Dirksmeier verweist in seinem Werk *Urbanität als Habitus* auf die Funktion der Gabe im Hinblick auf die Ansammlung symbolischen Kapitals.¹³⁷⁹ „Gegenseitiges Kennen und Anerkennen ist zugleich Voraussetzung und Ergebnis dieses Austausches“,¹³⁸⁰ wie Pierre Bourdieu im Kontext seiner Ausführungen zum sozialen Kapital schreibt. Die Erzeugung des Sozialen im Ritual¹³⁸¹ beförderte zugleich den Aufbau informeller Netzwerke. Eine Folge war die enge Verzahnung von Teilen des Offizierskorps mit dem Lütjenburger Lions Club.¹³⁸² Diese 1977 gegründete

¹³⁷⁵ Art. „Ein Jahr mit vielen sportlichen und gesellschaftlichen Höhepunkten“, *KN* 11.1.1983 und *Chronik Lions Club Lütjenburg*, S. 43.

¹³⁷⁶ *Chronik Fla* 6, Bd.I, S. 368.

¹³⁷⁷ Ebd.

¹³⁷⁸ Vgl. van Gennep 2005, S. 37 ff. Siehe zum Begriff der Gabe grundlegend Mauss 1990.

¹³⁷⁹ Vgl. Dirksmeier 2009, S. 120.

¹³⁸⁰ Bourdieu 1983, S. 193.

¹³⁸¹ Vgl. Wulf 2007b, S. 192.

¹³⁸² Vgl. *Chronik des Lions Club Lütjenburg*. Die international tätigen Lions Clubs wurden 1917 in den USA gegründet und verstehen sich selbst als Dienstleister an der Gesellschaft. Die Haupttätigkeiten der Clubs sind – meist nichtöffentliche – Vortragsveranstaltungen und Gesprächsrunden. In der Öffentlichkeit treten Lions Clubs hauptsächlich im Zusammenhang mit Spendenaktionen auf. Das offizielle Motto der

Organisation wurde zu Beginn der 1980er Jahre zum Organisator der Wohltätigkeitskonzerte, die bis zuletzt in der Sporthalle der Kaserne stattfanden.¹³⁸³ Unter den dreiundzwanzig Gründungsmitgliedern des Lions Club befanden sich neben dem Kommandeur der Schillkaserne, der als zweiter Vorsitzender fungierte, hauptsächlich Akademiker und Offiziere.¹³⁸⁴ Die Tatsache, dass das Amt des Präsidenten dieser noch immer existierenden Vereinigung seit 1978 zehnmal von verschiedenen Staboffizieren der Bundeswehr ausgeübt wurde, belegt die Kontinuität innerhalb dieses exklusiven Netzwerkes.¹³⁸⁵ Die Akteure rekrutierten sich aus einem Milieu, das sich distinktiv sowohl von den ehemaligen handwerklich geprägten Kleinstadteliten, als auch von dem der rangniederen Militärdienstgrade unterschied. Die Themen der Vorträge, die von Clubmitgliedern in den ersten Jahren gehalten wurden, belegen diese kulturelle und habituelle Differenz mit der Ambition, einem distinkten intellektuellen Anspruch Genüge zu tun. So referierte der bereits erwähnte Oberstleutnant Kirschall über „Chinas Schrift und die Bestrebungen der Schriftreform“ und ein Lütjenburger Oberstudienrat erläuterte die 1977 neu eingeführte „Gymnasiale Studienstufe“.¹³⁸⁶ Auch wenn diese letztgenannten Aktivitäten nur auf einen begrenzten Kreis von Akteuren ausstrahlten, können sie doch als Beleg für die Implementierung eines neuen Segments im kleinstädtischen Sozialgefüge gedeutet werden, als dessen Generator die Bundeswehr einen wesentlichen Anteil hatte. Ein langjähriges Mitglied im Lions Club bedauerte im Interview, dass nun nach dem Ende der Garnison keine Offiziere mehr nachrücken würden, von denen nicht nur die eigene Organisation in mehrfacher Hinsicht profitiert habe.¹³⁸⁷ Letzteres kann sowohl auf die personellen Ressourcen, als auch auf die materiale Basis bezogen werden, denn mit Sporthalle und Soldatenheim boten sich hervorragende Veranstaltungsmöglichkeiten.

Wie sich im oben dargestellten zeigt, erfuhr die Stadt auch jenseits der materialen und materiellen Transformationsschübe Zuwächse im geselligen und kulturellen Leben, deren diffundierende Reflexe wiederum weitere Aktivitäten nach sich zogen. Welche synergetischen Effekte sonst noch von den neuen Mitbürgern ausgingen, will der folgende Text darstellen.

Vereinigung lautet „We serve“ (engl.) oder „Wir dienen“. Damit verpflichtet sich jedes Lions-Mitglied, den Dienst am Nächsten über seinen persönlichen Profit zu stellen. Vgl. ebd.

¹³⁸³ Vgl. Art. „Von Militärmusik bis hin zu Musicalmelodien. Lütjenburger und Plöner Lions laden zum Wohltätigkeitskonzert ein“, *KN* 16.11.2011.

¹³⁸⁴ Ebd., S. 4.

¹³⁸⁵ Vgl. *Chronik Fla 6*, Bd.II, S. 174 und S. 210.

¹³⁸⁶ *Chronik des Lions Club Lütjenburg*, S. 69.

¹³⁸⁷ Interview mit Herrn L18 am 12.4.2015.

7.4.1 Soziales Kapital und bleibende Werte

Vor allem die standortverhafteten und eher bodenständig sozialisierten Unteroffiziere erwiesen sich oft als Initiatoren bei der Schaffung oder Öffnung neuer Kontaktzonen. Auf ein solches Beispiel verweist die folgende Pressemeldung aus dem Dezember 1962, in der von einem für kurze Zeit existierenden Soldatenchor der Schillkaserne berichtet wird. Dieser sollte vor Weihnachten „in Alters- und Rentnerheimen mit Weihnachtsliedern den betagten Insassen zeigen, dass sie von der soldatischen Jugend nicht vergessen sind“.¹³⁸⁸ Der hier erwähnte Soldatenchor wurde auf Initiative eines Unteroffiziers und eines Lütjenburger Musiklehrers gegründet. Letzterer erinnert sich im Interview:

„Ich war damals Chorleiter bei der Lütjenburger Liedertafel und da kam eines Tages ein Chormitglied, nämlich der Feldwebel S., auf mich zu und sagte, er würde so gerne einen Soldatenchor gründen, ob ich Lust hätte. Daraufhin haben wir einen Soldatenchor gegründet. [...] Der Chor hieß ‚Männerchor der Schillkaserne Lütjenburg‘. Wir hatten so ungefähr 25 bis 30 Sänger. Wir sangen vor allen Dingen Volkslieder, Soldatenlieder mochte ich nicht so gerne. Das ging so zweieinhalb Jahre. Und dann war Kommandeurswechsel und der neue Kommandeur hatte damit gar nichts im Sinn und der Chor wurde aufgelöst. Aber die Freundschaft mit dem Ehepaar S. blieb“.¹³⁸⁹

Obwohl sich die Episode mit dem Soldatenchor nicht im mentalen Speicher Lütjenburgs verewigt hat, kann sie als Beleg dafür gesehen werden, wie Akteure jenseits der dienstlich gesteuerten Kontaktbestrebungen agierten.

Im offiziellen Erinnerungsmedium der Kasernenchronik avancierten andere Begebenheiten als „Beweis für die Eingliederung der Truppe in ihre Garnison“, wie beispielsweise „die Übergabe einer Schleswig-Holstein-Fahne durch die Lütjenburger Handwerkerschaft“ oder „eine öffentliche Sitzung der Lütjenburger Stadtvertretung im Offiziersheim“.¹³⁹⁰ Auch wenn „die [am 11.7.1973] von der Lütjenburger

¹³⁸⁸ Art. „Weihnachtsfeiern der Garnison“, *OHT* 15.12.1962. Der erwähnte Soldatenchor wurde auf Initiative eines Unteroffiziers und eines Lütjenburger Musiklehrers gegründet. Vgl. Interview mit Herrn LX3 am 22.5.2013.

¹³⁸⁹ Interview ebd..

¹³⁹⁰ Kap. „Rückblick“ in Chronik Fla 6, Bd.I, S. S. 400.

Handwerkerschaft gestiftete Schleswig-Holstein Fahne [...] die Verbundenheit zwischen Truppe und Öffentlichkeit in Lütjenburg sinnfällig demonstrieren [sollte]“,¹³⁹¹ wie der in der Fla-Chronik zitierte Presstext bescheinigt, dürfte diesem Akt eher eine symbolische Dimension zukommen. Ähnlich den anderen hier aufgeführten Ereignissen, die ob ihrer medialen Präsenz eine kurzfristige Bedeutung erlangten, bewirkten sie keine Effekte auf das tägliche Leben in der Stadt.

Nachhaltiger etablierte sich die Bundeswehr innerhalb des sportlichen Sektors.¹³⁹² So erinnert sich ein Interviewpartner daran, dass im Sportverein extra eine Position geschaffen wurde, die „Verbindungsmann zur Bundeswehr“ hieß und von dem bereits in anderem Zusammenhang erwähnten Hauptfeldwebel Alfred Michel wahrgenommen wurde. Pierre Bourdieu bezeichnet die Schaffung eines derartigen Sozialkapitalverhältnisses als „Institutionalisierungsakt“.¹³⁹³ Wie die oben erwähnte Funktion in der Praxis ausgefüllt wurde, kann durchaus als Lehrstück zur Veranschaulichung des Begriffes „soziales Kapital“ gelesen werden: „Wenn zum Beispiel neue Soldaten kamen, die gingen erstmal über die Sichtung von Alfred Michel“, wie sich ein Interviewpartner erinnert. Im Anschluss an die Frage nach Herkunftsort und Fußballerfahrung

„hieß es dann, du bleibst jetzt sowieso hier beim Bund und dann spielst du hier beim TSV Lütjenburg. [...] Damals war das noch so, wenn man keine elf Mann zusammen hatte, dann musste man mit neun oder zehn spielen. Und da ist es dann auch vorgekommen, dass Alfred Michel in der Kaserne Leute gefunden hat, die am Wochenende Bereitschaft hatten und Fußball spielen konnten. Die hat er dann in sein Zimmer gerufen und denen einen Spielerpass von einem ausgefallenen Spieler in die Hand gedrückt und gesagt: ‚Pass auf, du heißt heute so und so und spielst für den TSV‘. Das wäre heute gar nicht mehr möglich. Aber damals ging das.

¹³⁹¹ In der Chronik Fla 6, Bd. I. S. 297 zitierter Presstext ohne Quellenangabe: „Auf der Versammlung der Schützen- und Totengilde im Jahre 1973 beschloß das Lütjenburger Handwerk, der Truppe eine Landesfahne zu schenken. Im Rahmen einer feierlichen Flaggenparade an der Wache der Schillkaserne übergab der Innungsmeister Otto Schütt dem Kommandeur des FlaBtl 6, Oberstleutnant von Skopnik, die von der Lütjenburger Handwerkerschaft gestiftete Schleswig-Holstein-Fahne. Sie soll die Verbundenheit zwischen Truppe und Öffentlichkeit in Lütjenburg sinnfällig demonstrieren“.

¹³⁹² Vgl. Interviews mit Herrn L11 am 13.6.2013, Herrn BXL2 am 20.3.2013 und Herrn BXL1 am 27.2.2013.

¹³⁹³ Bourdieu 1983, S. 191.

Das waren damals so Leute, die den Kontakt zur Bevölkerung gepflegt haben. Manchmal wurden natürlich auch immer dieselben gepflegt“.¹³⁹⁴

Am Beispiel der hier geschilderten Aktivitäten eines besonders engagierten Akteurs zeigt sich, wie jenseits offiziell inszenierter Kontaktbemühungen auf informeller Ebene agiert wurde. Dass derartige sozial-generative Mechanismen im kleinstädtischen Beziehungsgefüge ein aufnahmebereites Substrat vorfanden, lag nicht nur am Geschick einzelner Akteure, sondern auch an den im Interview geschilderten günstigen Rahmenbedingungen.

Ein spezifisches Kennzeichen der Kleinstadt sind die häufig in mehrfach sich überlappenden Feldern und Funktionen agierenden Personen.¹³⁹⁵ So war beispielsweise Schlachtermeister Horstmann, „Lieferant der Bundeswehr in Lütjenburg und Todendorf“,¹³⁹⁶ zeitgleich Fußballobmann im Sportverein. „Das waren ja damals ganz andere Typen, die hatten ja noch eine ganz andere Mentalität“,¹³⁹⁷ skizzierte ein Interviewpartner die habituellen Merkmale dieser damals maßgeblichen Akteure, um erklärbar zu machen, weshalb manches so „heute gar nicht mehr möglich [wäre]“.¹³⁹⁸ Im lokalspezifischen Modus der kurzen Wege und informellen Kontaktgelegenheiten konnten sich Akteurskonstellationen herausbilden, die in differenzierter segmentierten Feldern so kaum möglich gewesen wären. Bourdieu betont explizit den Charakter des Sozialkapitals als Ressource und Katalysator.¹³⁹⁹ Hierbei handelt es sich um „die Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind“ und die, so Bourdieu „auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruhen“.¹⁴⁰⁰ Die affektive Teilnahme an den Aktivitäten kann als eine Investition in sich anhäufendes soziales Kapital gelesen werden.¹⁴⁰¹

¹³⁹⁴ Interview mit Herrn L11 am 13.6.2013.

¹³⁹⁵ Vgl. Glaser 1969, S. 66.

¹³⁹⁶ Werbung der Schlachtereier Horstmann, *OHT* vom 11.5.1962.

¹³⁹⁷ Interview mit Herrn L11 ebd.

¹³⁹⁸ Ebd.

¹³⁹⁹ Bourdieu 1983, S. 184.

¹⁴⁰⁰ Ebd., S. 190f.

¹⁴⁰¹ Bourdieu 1992, S. 67.

Zwischen den relativ großen Gruppen Bundeswehr und Sportverein war eine „Beziehungsarbeit in Form von ständigen Austauschakten“¹⁴⁰² für beide Seiten fruchtbar, wobei sich der Nutzen für die Bundeswehr eher im symbolischen Bereich auszahlte. Dazu zählte neben dem Sammeln von Sympathiepunkten, die der gesamten Organisation gutgeschrieben wurden, selbstverständlich auch persönliche Beziehungen zwischen den Akteuren. Die Sozialkapitalbeziehungen zwischen der Bundeswehr und dem Sportverein werden in mehreren Interviews betont. Auch dieser Akteur, der in seiner Jugend Handball spielte, erinnert sich an entsprechende Erlebnisse: „Wenn wir Tore brauchten oder irgendwas, da genügte ein Anruf und wir bekamen Unterstützung von der Kaserne. [...] Wir konnten nachher auch die Halle benutzen, denn hier in Lütjenburg gab es ja damals keine“.¹⁴⁰³

Die erhöhte Ertragsrate aus Investitionen, die sich aus einer günstigen Positionierung im sozialen Raum ergibt, zeigt, dass auch die Struktur der vorhandenen Kontaktpersonen ein Aspekt des sozialen Kapitals sein kann. In der Unteroffizierslaufbahn selten vorkommende Versetzungen sowie eine habituelle Affinität begünstigten nicht nur die Ortsbindung, sondern eben auch den Aufbau informeller Netzwerke. Im generell eher symmetrischen Interaktionsmodus des Sports gelang es derart engagierten Akteuren recht schnell, lokale Identität zu entwickeln.¹⁴⁰⁴ So befinden sich beispielsweise unter den insgesamt fünf TSV-Vorsitzenden seit dem Einzug der Bundeswehr 1962 drei Berufssoldaten. Die Synergieeffekte dieser Selbstverortungs- und Beheimatungsstrategien als aktiv gestaltetem Prozess vermochten auch der Stadt insgesamt neue Impulse zu geben. „Es kamen ja viele junge Menschen hierher. Leute die etwas machen und organisieren wollten.[...]. Und die brachten ja auch Ideen mit und wünschten sich neue Sportarten, die wir hier vorher nicht hatten“,¹⁴⁰⁵ wie sich ein Sportfunktionär erinnert. So etablierte sich 1972 „eine Damen-Fußball-Abteilung“ und im Februar „fanden zum ersten Mal in der Halle der Schillkaserne Wettkämpfe statt“, wie die *Lütjenburger Nachrichten* meldeten.¹⁴⁰⁶ Ein Jahr später entstanden die Sparten Judo und Karate und bald darauf Volleyball, Faustball und Badminton.¹⁴⁰⁷ Von diesen neuen Angeboten profitierten viele alte und neue Lütjenburger, die auf dieser informellen

¹⁴⁰² Ders. 1983, S.193.

¹⁴⁰³ Interview mit Herrn L12 am 23.9.2013.

¹⁴⁰⁴ Ebd. Siehe dazu auch die Fotogalerie „Die Vorsitzenden des SCL und des TSV Lütjenburg“, in *150 Jahre TSV Lütjenburg e. V.*, S. 93.

¹⁴⁰⁵ Interview mit Herrn L12 am 23.9.2013.

¹⁴⁰⁶ Rubrik „Nichtamtliche Nachrichten“, *LN* 1972/3.

¹⁴⁰⁷ *150 Jahre TSV Lütjenburg e. V.*, S. 65 ff.

Ebene wiederum Kontakt zueinander fanden. So zeigen sich auch an diesen Beispielen Transformations- und Modernisierungsschübe, die zwar nicht mehr die Materialität, wohl aber die Gesellschaftsstruktur und den partizipativen Möglichkeitsraum in der Stadt verwandelten.

Mit der engen Verzahnung von Bundeswehr und Sportverein hatte sich ein Akteurshabitus entwickelt, der sich nur aufgrund des Vorhandenseins eines bestimmten sozialen Feldes entwickeln konnte. Bourdieus Begriff des sozialen Feldes meint differenzierte gesellschaftliche Bereiche mit eigenen Ressourcen und eigenen Spielregeln für das soziale Verhalten innerhalb dieses Feldes.¹⁴⁰⁸ Die von der Bundeswehr beförderte Kontaktaufnahme einerseits und die relative Autonomie bestimmter Akteure andererseits hatte ein Feld generiert, das vielen dieser neuen Akteure zum beheimateten Möglichkeitsraum wurde. Deren gesellschaftliche Position wurde nicht mehr von der Zugehörigkeit zu einer der etablierten Familien bestimmt, sondern beruhte auf einem zugewiesenen Status neuer Prägung. Dieser basierte auf einer Kombination aus dem symbolischen Kapital des militärischen Dienstgrades und der Akkumulation sozialen Kapitals.¹⁴⁰⁹

Für längere Zeit am Standort lebende Soldaten boten auch die im Rathaus vertretenen Parteien eine Möglichkeit der Mitwirkung und Kapitalakkumulation. Ein Interviewpartner weist diesen Akteuren eine kontingente Bedeutung zu, indem er konstatiert: „Ja wenn die nicht da gewesen wären, wäre es auf jeden Fall anders gewesen. Die haben einen anderen Wind da rein gebracht, das kann man schon so sagen“.¹⁴¹⁰ Dieser „andere Wind“ resultierte nicht zuletzt aus der Tatsache, dass diese Akteure Erfahrungen aus anderen Regionen mitbrachten und aufgrund von Herkunft und Sozialisation einen distanzierteren Blick auf die Stadt einnehmen konnten. Andererseits dürfen die hier beschriebenen Praxen auch nicht überbewertet werden, denn die in Selbstbeschreibungsmidien immer wieder betonte Integration in die städtischen Vereine und Gruppen hatte de facto auch einen statuszuweisenden Charakter. So befanden sich in dem hier erwähnten Gremium ausschließlich Akteure aus dem Kreis der Offiziere.

¹⁴⁰⁸ Vgl. Müller 1992, S. 263.

¹⁴⁰⁹ Vgl. Bourdieu 1983, S. 197.

¹⁴¹⁰ Interview Herr L 15 am 10.7.2013. Anhand der vorliegenden Namenslisten aller Stadtvertreter seit 1962 lassen sich insgesamt sieben (aktive) Offiziere identifizieren, die in der Schillkaserne oder in Todendorf Dienst taten. Davon gehörten der FDP einer, der SPD zwei und die übrigen der CDU an. Zwei weitere CDU-Stadtvertreter, von Beruf Marineoffiziere, haben keinen dienstlichen Bezug zum Bundeswehrstandort Lütjenburg. Aus der Gruppe der Unteroffiziere finden sich keine Namen in den Listen der Lütjenburger Stadtvertretung. Vgl. Zillmann 2008, S. 362-364.

Will man vor diesem Hintergrund Heinz Schillings Feststellungen zur integrativen Komponente von Vereinen folgen, heben sich „die positiven sozialen Funktionen des Vereinswesens durch verschiedene disfunktionale Merkmale teilweise wieder auf“.¹⁴¹¹ Am deutlichsten sichtbar wird eine ausgesprochen segregationsfördernde Tendenz jener Vereine, deren Mitgliedschaft eine gewisse Exklusivität bedingt. Heinz Schilling nennt hier beispielhaft die „Konzentration auf männliche Mitglieder, [das] Versagen von Schichtintegration, [sowie die] Kartellbildung zur Herstellung von Loyalitätsbeziehungen“.¹⁴¹² Bestätigung findet Schillings Analyse unter anderem in der dienstgradspezifischen Häufung von Bundeswehrangehörigen in den verschiedenen Vereinen und anderen Kontaktzonen. Spuren einer auf diese Weise determinierten Statusmarkierung lassen sich bis heute in den semantischen Arealen der Lütjenburger Vereinsgenealogie nachzeichnen. Die gesellschaftlichen Neujustierungen der städtischen Handlungs- und Diskursräume generierten indes noch weitere Praxen und Rahmungen kollektiver Bedeutungsproduktion, deren Spuren der anschließende Text nachgeht.

7.4.2 Differenzierungen und Hierarchisierungen

Innerhalb der etablierten habituellen Kategorien der Kleinstadt bildeten sich mit dem Einzug der Bundeswehr weitere Determinanten gesellschaftlicher Zuweisung heraus, deren Mechanismen einer Ordnung gehorchten, die sich der Bestimmung durch die alteingesessenen Bewohner weitestgehend entzog. Welche Praktiken der In- und Exklusion wurden von den Akteuren eingesetzt und wie wurden diese reflektiert? Auf welchen Neben- und Hinterbühnen¹⁴¹³ entfalteten diese Prozesse ihre Wirkung und in welchem Modus wurden sie von den Akteuren wahrgenommen und gedeutet? Vor dem Hintergrund der medialen Vermittlung städtisch-militärischer Relationen ist auch zu fragen, wessen Interessen und Versionen kultureller und sozialer Ordnung hier zum Ausdruck gebracht wurden.

Wie bereits an anderer Stelle erläutert, handelt es sich bei den Angehörigen der Bundeswehr keineswegs um eine homogene Gruppe, sondern um ein äußerst hierarchisch nach Dienstgruppen und –graden differenziertes Sozialgefüge.¹⁴¹⁴

¹⁴¹¹ Schilling 1995, S. 83.

¹⁴¹² Ebd.

¹⁴¹³ Zum Begriff der Hinterbühne vgl. Goffman 2003, S. 104.

¹⁴¹⁴ Vgl. Hagen 2014, S. 137 f.

Wesentlich ausgeprägter als in anderen Berufen wird hier zudem Dienstliches mit Privatem verquickt, was nicht zuletzt durch die Wohnsituation und die Einbindung der Ehefrauen in klassifizierende Aktivitäten befördert wird.¹⁴¹⁵ Diese gewollten Differenzierungseffekte lassen sich auch aus dem folgenden Text ableiten, der im Zusammenhang mit dem bereits geschilderten Konflikt um den Bau des Lütjenburger Offiziersheims entstand. Vor dem Hintergrund der bürgermeisterlichen Kritik an dessen Erstellung und der Tatsache, „daß die Soldaten in zwei Gruppen eingeteilt werden“,¹⁴¹⁶ hatte die Wehrbereichsverwaltung Kiel der Stadt unter anderem beschieden, „daß die Offiziersheime [zwar] nicht mehr die gleiche Bedeutung für das gesellschaftliche Leben der Offiziere [hätten] wie die Offizierskasinos früherer Zeiten [...]“, es „[a]us Gründen der nun einmal unverzichtbaren Hierarchie im militärischen Bereich“ allerdings unerlässlich sei, „daß diese internen Gesellschaftsräume getrennt für Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften gebaut werden müssen“.¹⁴¹⁷

Diese Worte drücken nicht nur das dem Militär immanente Distinktionsbedürfnis innerhalb der eigenen Gruppe aus, sie betonen auch die Notwendigkeit eigener „Gesellschaftsräume“ zur Abgrenzung nach außen. Einer Erhebung von 1962 zufolge „waren im damaligen Offizierskorps die mittlere und obere Sozialschicht überproportional vertreten“, wie der Militärhistoriker Schmidt belegt. Wenngleich, so Schmidt weiter, „man das Urteil grundsätzlich teilen [müsse], dass höhere und mittlere gesellschaftliche Gruppen im Offizierskorps nicht mehr so dominierten wie früher“.¹⁴¹⁸ Auch wenn der Nachwuchs sich ab den 1960er Jahren immer seltener aus den früher „erwünschten Kreisen“¹⁴¹⁹ rekrutierte, war doch eine habituelle Adaption festzustellen,

¹⁴¹⁵ Als ein Beispiel dieser Segregationspraxen der Ehefrauen sei auf den so genannten ‚Damenkaffee‘ verwiesen, zu welchem die Frau des jeweiligen Kommandeurs, im internen Jargon ‚Kommandeuse‘ genannt, die Ehefrauen der anderen Offiziere einlud. Gegenseitige Geburtstagsveranstaltungen betrafen ebenfalls ausschließlich die Mitglieder dieses Kreises. Die Frauen der Unteroffiziere pflegten ihren eigenen Zirkel. Vgl. Interview Frau BXX5 am 20.6.2013. Siehe dazu auch Näser-Lather 2011, S. 315 ff sowie Dillkofer et al. 1986, S. 117 ff.

¹⁴¹⁶ Vgl. „Protokoll der Sitzung des Magistrats vom 22.9.1969, Tagesordnungspunkt Verschiedenes: Offiziersheim für die Schill-Kaserne“, Archiv der Stadt Lütjenburg, Akte Garnison, nicht paginiert.

¹⁴¹⁷ Schreiben der Wehrbereichsverwaltung Kiel an den Bürgermeister der Stadt Lütjenburg vom 12.1.1970. Archiv der Stadt Lütjenburg, Akte Garnison, nicht paginiert.

¹⁴¹⁸ Schmidt 2006, S. 370. Zum historischen Hintergrund vgl. Pröve 2006 S. 44, Frevert 2008b, S.139, Seifert 1996, S. 49 und Lau 1988, S. 92 ff.

¹⁴¹⁹ Der Militärhistoriker Frank Nägler stellt in seinem Werk *Der gewollte Soldat und sein Wandel*, in dem er die Aufbaujahre der Bundeswehr analysiert, fest: „Noch 1966 kamen 52 Prozent der Generale und Obersten aus den früher ‚erwünschten Kreisen‘ (deren Väter zählten also entweder zur agrarischen Führungsschicht, waren Akademiker, höhere Beamte oder selbst Offiziere gewesen), während gleichzeitig der entsprechende Anteil bei den Leutnanten bereits signifikant von 1962: 38 Prozent auf 31 Prozent gefallen war“. Nägler 2010, S. 475. Siehe dazu auch Warnke 1970 und 1971.

die auch durch eine entsprechende „Manierenliteratur“¹⁴²⁰ befördert wurde. „Von Offizieren werden [...] die Beherrschung von gesellschaftlichen Verhaltensstandards und ‚höheren‘ Umgangsformen erwartet, die in der militärischen Ausbildung berücksichtigt werden“,¹⁴²¹ wie der Militärsoziologe Ulrich vom Hagen am Beispiel einiger entsprechender Publikationen aufzeigt. Der Militärsoziologe Gerhard Kümmel zitiert Beispiele aus der 1965 vom Bundesverteidigungsministerium herausgegebenen Broschüre, die unter dem Titel *Stil und Formen* „Hinweise für Erziehung und Selbsterziehung“¹⁴²² anbot: „In einem neuen Kreis oder in einer großen Gesellschaft erleichtert die Anrede ‚Gnädige Frau‘ den Umgang mit Damen, deren Namen noch nicht geläufig sind. [...] Auch der Handkuß ist [...] keineswegs überholt“.¹⁴²³

Dass die in *Stil und Formen* propagierten Verhaltensnormen auch in Lütjenburg als Distinktionsmerkmal registriert wurden, belegt die folgende Erinnerung aus den 1970er Jahren. Eine Akteurin berichtete von einer privaten Zusammenkunft, bei der unter den Gästen anwesende Offiziere Frauen mit einem Handkuss begrüßt hätten. Die Erzählerin, die sich darüber verwundert zeigte, wurde daraufhin von einer Gesprächspartnerin belehrt, dass dergleichen „in unseren Kreisen“ so üblich sei.¹⁴²⁴ Die Implementierung dieser und anderer zunächst fremd erscheinender Verhaltensmuster in das kleinstädtische Stilrepertoire wurde vor allem deshalb akzeptiert, weil sie einen statuserhöhenden Effekt hatten. Gelegenheiten, diese distinktiven Umgangsformen zu erleben, boten neben privaten Einladungen auch Veranstaltungen im Offiziersheim. Empfänge wie diesen im Jahre 1963, der „für einen im öffentlichen Leben stehenden Personenkreis“¹⁴²⁵ gegeben wurde, registrierte auch die Lokalzeitung.

Während die Aufnahme der jeweiligen Bataillonskommandeure in den Kreis der städtischen Honoratioren überall wie selbstverständlich erfolgte,¹⁴²⁶ wie der Militärsoziologe Georg-Maria von Meyer feststellt, mussten sich die Offiziere innerhalb des noch unbekanntes Sozialgefüges am Standort zunächst einmal einordnen. In einer 1967 durchgeführten Untersuchung antworteten über achtzig Prozent der Offiziere auf die Frage, zu welcher Berufsgruppe die Freunde und Bekannten gehören, mit denen

¹⁴²⁰ Kümmel 2007, S. 156.

¹⁴²¹ Hagen 2014, S. 236.

¹⁴²² *Stil und Formen: Hinweise für Erziehung und Selbsterziehung*, Bundesministerium für Verteidigung, Abteilung Streitkräfte I 4 1965, zitiert nach Kümmel 2007, S. 156.

¹⁴²³ Ebd.

¹⁴²⁴ Feldnotiz vom 28.5.2013.

¹⁴²⁵ Art. „Empfang bei den Offizieren“, *OHT* 5.6.1963.

¹⁴²⁶ Meyer 1991, S. 26 ff.

man am häufigsten verkehre, mit ihresgleichen.¹⁴²⁷ Selbst- und Fremdwahrnehmung konnten aber je nach Standort auseinanderklaffen.¹⁴²⁸ In der Kleinstadt Lütjenburg entsprachen sich diese Kategorien weitestgehend, wie bereits am Beispiel der Wohnsituation der Bundeswehrrangehörigen deutlich gemacht wurde.¹⁴²⁹ Im unterbewussten oder bewussten Selbstverständnis des Offizierskorps lässt sich hier wieder der Begriff des symbolischen Kapitals anschließen, worunter Bourdieu Renommee und Prestige versteht.¹⁴³⁰ Dem entsprechend gewährt das symbolische Kapital quasi einen Kredit an legitimer gesellschaftlicher Anerkennung. Diese kann dem Militär gegenüber – wie die mediale Vermittlung in der Lokalpresse immer wieder betonte – im traditionell geprägten Lütjenburg mehrheitlich unterstellt werden. „Die Macht zur Durchsetzung einer alten oder neuen Sicht der sozialen Trennungen und Gliederungen hängt ab von der in vorangegangenen Kämpfen erworbenen sozialen Autorität“,¹⁴³¹ so Bourdieu.

Vor dem Einzug der Bundeswehr wurde die kleinstädtische Elite Lütjenburgs weitestgehend durch die Schicht der Handwerker und Gewerbetreibenden definiert, deren performativ wichtigstes Distinktionsmerkmal die Mitgliedschaft in der traditionsreichen Schützengilde darstellte.¹⁴³² Konrad Köstlin, der sich 1972 in seiner Kieler Habilitationsschrift mit den *Gilden in Schleswig-Holstein* befasste, verweist unter anderem auf die generelle Spezifik der kleinstädtischen Gildemitgliedschaften. Am Beispiel der ‚Bürger Gilde Heiligenhafen‘, die mit ihren schwarzen Anzügen, Zylindern und gelben Rosen am Revers nicht nur ein optisches Pendant zur Lütjenburger Schützengilde darstellt, stellt er fest: „Kontakte mit Gildebrüdern [sind] aus wirtschaftlichen Erwägungen wichtig in der Kleinstadt, aus diesem Grunde [sind] auch die meisten Geschäftsleute in der Gilde“.¹⁴³³

Bankdirektor, Amtsgerichtsrat und Freiberufler mit akademischem Hintergrund, wie Rechtsanwälte, Ärzte und Apotheker trafen sich seit 1950 im Kegelclub „Gut Holz“.¹⁴³⁴ Dort musste laut Satzung über den Beitritt eines Neumitgliedes ein einstimmiger Beschluss aller Kegelbrüder vorliegen, um zu beurteilen, ob der Beitrittskandidat auch

¹⁴²⁷ Vgl. Schmidt 2006, S. 393.

¹⁴²⁸ Ebd.

¹⁴²⁹ Vgl. Kap. 7.1 dieser Arbeit.

¹⁴³⁰ Vgl. Bourdieu 1985, S. 11.

¹⁴³¹ Bourdieu 1992, S. 152.

¹⁴³² Vgl. Zillmann 2008, S. 111-118.

¹⁴³³ Köstlin 1976, S. 237.

¹⁴³⁴ Vgl. Zillmann ebd., S. 76.

in den Kreis passte.¹⁴³⁵ Da, wie bereits an anderer Stelle erwähnt, der Anteil der akademisch gebildeten Freiberufler nach dem Einzug der Bundeswehr deutlich anstieg, erfuhr auch diese Vereinigung entsprechende Zuwächse. In den Mitgliederlisten dieses prestigeträchtigen Clubs, die im Lütjenburger Stadtarchiv verwahrt werden, finden sich auch die Namen von Offizieren, was als Indiz sowohl für deren Selbstverortung als auch Akzeptanz gewertet werden kann.¹⁴³⁶ In der zahlenmäßig deutlich größeren Gilde lassen sich in fünfzig Jahren Bundeswehr hingegen nur wenige Soldaten als Mitglieder finden.¹⁴³⁷ Hier lässt sich ein Bezug zum anti-ökonomischen Ideal der Militärkultur herstellen, auf den der Militärsoziologen Ulrich vom Hagen verweist.¹⁴³⁸ Das Prestige, welches die Mitgliedschaft in der Gilde verleiht und das Konrad Köstlin als „Bestimmung des Standes durch Kultur“¹⁴³⁹ interpretiert, hatte für die Selbstpositionierung der Offiziere kaum Bedeutung, zumal deren Aufenthaltsdauer am Standort in der Regel begrenzt war. Auch für die zwar standortverhafteten, aber nicht im gewerblich-ökonomisch geprägten Milieu sozialisierten Unteroffiziere bot die Gilde keinen Distinktionsgewinn.¹⁴⁴⁰

Vor diesem Hintergrund lässt sich die feldspezifische Wertigkeit der Kapitalien erkennen,¹⁴⁴¹ die auch das Habituskonzept Bourdieus formen. In seinem Werk *Sozialer Raum und Klassen* beschreibt Bourdieu die soziale Wirklichkeit als „ein Ensemble unsichtbarer Beziehungen, die einen Raum wechselseitig sich äußerlicher Positionen bilden [und] sich wechselseitig zueinander definieren [...]“.¹⁴⁴² Nach welchen Kriterien diese Klassifizierung geschieht, ist durchaus variabel und hängt nicht zuletzt von Ort und Zeit ab. Akteure, die in Selbst- wie Fremdwahrnehmung einer gehobenen Position zugeordnet werden, definieren allein durch ihre Anwesenheit wo „oben“ ist. Eine Mitgliedschaft in einer Gilde oder einem Club aus Gründen des Prestiges ist deshalb nicht erforderlich. Im Gegenteil, diese Akteure verfügen über die Macht, Bedeutung zu definieren.

¹⁴³⁵ Vgl. archiviertes Schriftgut des „Kegelclub Gut Holz“, Stadtarchiv Lütjenburg, Abteilung Vereine.

¹⁴³⁶ Der Ausdruck „prestigeträchtig“ ist einer Selbstbeschreibung aus dem Jahre 1983 entliehen. In einem Schreiben an den „Präsidenten“ des Kegelclubs „Gut Holz“ mahnen die Verfasser mehr Aktivität der Kegelbrüder an. „Wir stehen auf dem Standpunkt, daß die Mitgliedschaft nicht allein aus ‚Prestige-Gründen‘ bestehen darf, wer kein Engagement verspührt (sic!), sollte die Konsequenzen ziehen“. Ebd.

¹⁴³⁷ Vgl. Interview mit Herrn L11 am 13.6.2013.

¹⁴³⁸ Vgl. Hagen, S. 230.

¹⁴³⁹ Köstlin 1976.

¹⁴⁴⁰ Vgl. Bald 1994, S. 101.

¹⁴⁴¹ Vgl. Bourdieu 1984, S. 193.

¹⁴⁴² Bourdieu 1985, S. 11.

Eine in besonderem Maße statuszuweisende Kategorie kommt in diesem Zusammenhang dem so genannten Standortball zu, der jährlich im Winterhalbjahr vom Lütjenburger Offizierskorps ausgerichtet wurde. Dieser „an erster Stelle der gesellschaftlichen Ereignisse stehende Ball“,¹⁴⁴³ wie der Chronist der Schillkaserne vermerkt, wurde von vielen Lütjenburgern als Gradmesser des sozialen Status gedeutet. Ähnlich wie diese Interviewpartnerin erinnern sich viele an den Standortball als den „Ball des Jahres“, bei dem „es nach Rang und Namen ging. Bürgermeister mit Gattin, Herr Doktor und so weiter“.¹⁴⁴⁴ Aber nicht nur die Teilnehmer, „auch die Geschäfte haben profitiert, da wurde ein neues Kleid gekauft und die Friseure hatten gut zu tun“.¹⁴⁴⁵ Hier wird deutlich, dass nicht nur die geladenen Gäste, sondern auch diverse andere Akteure nicht nur Notiz von der Veranstaltung nahmen, sondern zum Teil auch ökonomisch partizipierten.

Gemeinsam mit dem Offizierskorps nahm der Kommandeur „bei dieser Veranstaltung Gelegenheit, die Beziehungen zu weiten Kreisen der Lütjenburger Bevölkerung für sich selbst anzuknüpfen“,¹⁴⁴⁶ wie die Lokalpresse das Ereignis 1972 interpretierte. Zu den „weiten Kreisen“ zählten neben den Spitzen der Kommunalpolitik die Leiter von Behörden und Schulen, Bankdirektoren, Rechtsanwälte, Ärzte, Apotheker und Teile der „Geschäftswelt“,¹⁴⁴⁷ wie sich ein Akteur im Interview ausdrückte. Eine Interviewpartnerin umschrieb dieses Selektionsverfahren etwas drastischer, indem sie beschied: „Die hatten auch einen ziemlichen Dünkel, die Offiziere. Beim jährlichen Standortball haben sie längst nicht alle eingeladen, sondern nur Akademiker und so. Kreti und Pleti hatten da gar nichts zu suchen“.¹⁴⁴⁸ Ähnlich kritisch kommentierte dieser ehemalige Lehrer die Teilhabe an dem als rituellen Distinktionsritual gedeuteten Ereignis: „Da galten ja nur die Offiziere. Die einfachen Soldaten durften bedienen. Ich bin einmal da gewesen, das hat mir gereicht“.¹⁴⁴⁹

Die hier wiedergegebenen Äußerungen können als Beleg dafür gelten, dass es durchaus differenziertere Meinungen gab, als die in der Lokalpresse veröffentlichte Wahrnehmung, der zufolge „[z]ahlreiche Gäste der Stadt bewiesen, wie sehr die

¹⁴⁴³ „Bericht über den Standortball im Januar 1976“, Chronik Fla 6, Bd.I, S. 355.

¹⁴⁴⁴ Interview mit Frau L6 am 14.5.2013.

¹⁴⁴⁵ Ebd.

¹⁴⁴⁶ Art. „Vom großen Festball beim Fla Btl 6“, *LN* 1972/2.

¹⁴⁴⁷ Interview mit Herrn BXL2 am 20.3.2013.

¹⁴⁴⁸ Interview mit Frau L9 am 16.5.2013.

¹⁴⁴⁹ Interview mit Herrn LX3 am 22.5.2013.

Garnison heute in der städtischen Bevölkerung verwurzelt ist“.¹⁴⁵⁰ Von seinen medialen Deutern wird dem Standortball eine integrierende Funktion im Sinne eines Angliederungsrituals zugeschrieben. Mithilfe sozialer, performativer und ästhetischer Praxen werden in derart ritualisierten Ereignissen gesellschaftliche Werte und Vorstellungen dargestellt. Nicht nur in den oben zitierten *Lütjenburger Nachrichten*, sondern auch in der Chronik der Schill-Kaserne wurde das Ereignis in Wort und Bild dokumentiert. Immer wieder mit dem Hinweis versehen, dass der Kommandeur in seiner Rede „die Bedeutung dieses in Lütjenburg an erster Stelle der gesellschaftlichen Ereignisse stehenden Balles für die Integration des örtlichen Militärs in die Stadt [unterstrich]“.¹⁴⁵¹

Im Gegensatz zur Interpretation der Akteure und Selbstdeutungsmedien repräsentieren und konstruieren derartige Rituale de facto jedoch als Parameter sozialer Differenzierung gesellschaftliche Machtstrukturen. Der Ritualforscher Gerd Baumann verweist auf die nicht unwesentliche Rolle derer, die nicht am Ereignis teilnehmen, es aber wahrnehmen und deuten.

“[R]ituals shows how ‘Others’ may be implicated not only as physically present addressees but, even in their absence, as categorical referents. In such cases, ritual can serve to negotiate the differing relationships of its participants with these ‘Others’ and in the process reformulate cultural values and self-knowledge”.¹⁴⁵²

Selbstverständlich hatte es auch vor dem Einzug der Bundeswehr jährlich stattfindende Winterbälle gegeben. Im „Kaisersaal“ fanden beispielsweise die Feste des Landwirtschaftlichen Versuchsrings, der Reiterball, der Pommernball und der Weihnachtsball des TSV Lütjenburg statt.¹⁴⁵³ Anders als bei diesen von der selbst intendierten Zugehörigkeit bedingten Geselligkeiten, hing die Entscheidung über die Teilhabe am Standortball jedoch von einer persönlichen Einladung des Kommandeurs ab. Während die Anwesenheit der Offiziere bei derartigen Veranstaltungen als

¹⁴⁵⁰ Rubrik „Nichtamtliche Nachrichten“, *LN* 1969/2.

¹⁴⁵¹ Chronik Fla 6, Bd.I, S. 355.

¹⁴⁵² Baumann 1992, S. 99.

¹⁴⁵³ Vgl. *Auf den Spuren der Gastronomie in und um Lütjenburg*, S. 48.

verpflichtend angesehen wurde,¹⁴⁵⁴ bedurfte es in der Gruppe der Unteroffiziere eines bestimmten Dienstgrades. Eine Interviewpartnerin, deren Ehemann in den frühen 1970er Jahren als Unteroffizier in Lütjenburg stationiert war, berichtete, dass sie irgendwann plötzlich zum Standortball eingeladen wurden, nachdem der Ehemann befördert worden war. „Und da habe ich gesagt, da will ich gar nicht hin. Früher wollten sie uns nicht dabei haben, dann will ich jetzt auch nicht mehr“.¹⁴⁵⁵

Dies Beispiel dokumentiert die statuszuweisende Komponente dieses sozialen wie performativen Ereignisses, weshalb die erste Einladung zu einem Standortball für die Mehrheit der Lütjenburger wohl eher einem Initiationsritual gleichkam. Statusmarkierende Praxen wie diese dienen der Aufführung und Herstellung von Identität und Zugehörigkeit, entfalten aber zugleich ihre Wirkmacht als *rite de passage* für Neuzugänge. Man war sich dessen bewusst, nicht zu „Kreti und Pleti“¹⁴⁵⁶ zu gehören und hatte Gelegenheit, anderen Mitgliedern dieses als elitär gedeuteten Gesellschaftskreises näher zu rücken. Dieser sich mit und durch die Bundeswehr vergrößernde Bevölkerungssektor schuf nicht nur neue Interpretationsrahmen, er wirkte sich auch transformierend auf Geschmackspräferenzen und Verhaltensstile aus.¹⁴⁵⁷ Anhand der folgenden Beispiele wird deutlich, auf welchen gesellschaftlichen Feldern diese Deutungslogiken sich manifestierten. So berichtete die Ehefrau eines in den 1970er Jahren nach Lütjenburg versetzten Offiziers, dass sie von einer Nachbarin gefragt worden wäre, warum ihre Tochter in den städtischen und nicht in den evangelischen Kindergarten ginge. Denn da würden doch sonst die „besseren Leute“ ihre Kinder hinbringen.¹⁴⁵⁸ So entwickelte sich auch aus der Kindergartenpräferenz ein Statusanzeiger gesellschaftlicher Verortung. Ein Phänomen, welches im doppelten Sinne auf die Bundeswehr zurückweist, da dieser auch die Einrichtung eines zweiten Kindergartens überhaupt erst zu verdanken war.

¹⁴⁵⁴ Der Militärsoziologe Ulrich vom Hagen zitiert in seinem Buch *Homo militaris* eine diese Praxis betreffende Anweisung aus einer Publikation der Offiziersschule des Heeres: „Grundsätzlich sind viele Veranstaltungen für den Soldaten Dienst, unserer Ehefrau, Verlobten oder Freundin ist es natürlich grundsätzlich freigestellt, aber wir sollten nicht ständig allein kommen“. Publikation der Offiziersschule des Heeres o. J., S. 27, zitiert nach Hagen 2014, S. 236.

¹⁴⁵⁵ Interview mit Frau BXX1 am 5.3.2013.

¹⁴⁵⁶ Interview mit Frau L9 am 16.5.2013.

¹⁴⁵⁷ Hinweise auf gesellschaftlichen Wandel durch Bundeswehransiedlungen sind auch aus der Literatur bekannt. So verweist der Militärgeschichtler Wolfgang Schmidt in seiner Untersuchung *Integration und Wandel. Die Infrastruktur der Streitkräfte als Faktor sozioökonomischer Modernisierung in der Bundesrepublik 1955 bis 1975* auf das Beispiel der vorwiegend von Bauern und Arbeitern geprägten Stadt Hürth bei Köln, der die Bundeswehr nach dem Willen der Stadtvertreter unter anderem „eine neue Mittelschicht“ beschenken sollte. Vgl. Schmidt 2006, S. 370.

¹⁴⁵⁸ Vgl. Interview mit Frau BXX5 am 20.6.2013.

Wie Peter Dirksmeier in seinem Werk *Urbanität als Habitus* anmerkt, ist ein wichtiger Aspekt bei der Ansammlung von symbolischem Kapital „die Arrondierung von Akteuren mit ähnlichen sozialen Positionen und die räumliche Nähe zu Akteuren mit höheren sozialen Positionen im sozialen Raum“.¹⁴⁵⁹ Neben der Implementierung hierarchisierender Deutungsmuster mithilfe von Wohnumfeld und Verhaltensnormen kolonisierte auch die bereits erwähnte „Schattenhierarchie“¹⁴⁶⁰ der Soldatenfrauen weitere Kontaktzonen. Eine Interviewpartnerin, die in den 1970er Jahren Frauengruppen der Kirchengemeinde leitete, berichtete von ihren dort gemachten Erfahrungen:

„Da gab es zu Anfang immer so eine Vorstellungsrunde. Damals war ja noch dieses Prestigedenken sehr verbreitet. Und da sagte dann eine Teilnehmerin: ‚Ja, mein Mann ist Soldat‘. Und dann ging das so rum. Und dann sagte eine, ihr Mann wäre Hauptfeldwebel und die nächste Stabsfeldwebel und so weiter. Und dann sagte die erste: ‚Und mein Mann ist Hauptmann‘. Diese Frau wollte sich zu Beginn bewusst nicht mit dem Dienstgrad ihres Mannes hervortun. Aber so war das damals“.¹⁴⁶¹

Darauf, dass die Zuordnung zu einer vermeintlich höherrangigen Sozialschicht keineswegs ökonomisch intendiert war, verweist die Anmerkung dieser Akteurin, die sich „immer gefragt [habe], worauf die sich eigentlich etwas einbilden. Ein Hauptmann hat schließlich nur dieselbe Besoldungsgruppe wie eine Grundschullehrerin“.¹⁴⁶² Mit dieser sachlichen Einschätzung wird indes die Komplexität der habituellen Selbst- und Fremdverortung unterschätzt, die solchen Differenzkriterien als Folie dient. Dass es im System der symbolischen Kapitalien nicht zuvörderst um die Höhe des Einkommens geht, bescheinigt Pierre Bourdieu in seinem Werk *Sozialer Raum und Klassen*. Darin verweist er auf „die symbolische Rarität des Titels im System der Berufsbezeichnungen“,¹⁴⁶³ der im historisch determinierten anti-ökonomischen Ideal der

¹⁴⁵⁹ Dirksmeier 2009, S. 232.

¹⁴⁶⁰ Dillkofer et al. 1986, S. 164.

¹⁴⁶¹ Interview mit Frau LX2 am 21.5.2013.

¹⁴⁶² Interview mit Frau BXX5 am 20.6.2013.

¹⁴⁶³ Bourdieu 1985, S. 26.

Militärkultur eine ausgeprägte Bedeutung zukommt.¹⁴⁶⁴ Auf der mentalen Landkarte der Kleinstadt sind die bevorzugten Plätze zudem von anderen Markern gekennzeichnet, als in der Großstadt, wo ausdifferenziertere Milieus miteinander konkurrieren.

So ist festzustellen, dass es durch den Zuzug der Bundeswehr zur Implementierung eines neuen Segmentes im gesellschaftlichen Gefüge der Stadt kam, das Auswirkungen auf die verschiedensten sozialen Felder hatte, aber auch neue Kontaktzonen generierte. Abgesehen von der Erweiterung der Personenkreise, die in verschiedenen Interessengruppen aktivierend und innovationsfördernd wirkten, bildeten sich auch neue Milieus und Koalitionen aus. Im Prozess der sich transformierenden und zugleich fragmentierenden Stadtgesellschaft verstetigten sich diese neu entstandenen sozialen Kartierungsparameter und Referenzsysteme auch durch die Implementierung ritueller Ordnungen.¹⁴⁶⁵ Die ehemals vom Geschmack der Handwerker, Kaufleute und Landwirte geprägte Gastronomie, die als Bühne der kleinstädtischen Vereins- und Festkultur diente, verwandelte sich ebenso, wie deren Publikum. Wechselnde Akteure, oft großstädtisch sozialisiert und mit entsprechendem Kapital in kultureller, ökonomischer und symbolischer Hinsicht ausgestattet, forderten und förderten andere Bildungs-, Freizeit- und Kulturangebote. Im Verbund mit den ohnehin einsetzenden Modernisierungsschüben der 1960er Jahre wandelte sich die Gastronomie ebenso wie die Sportarten im Verein. Durch die im Gefolge der Garnison sich erweiternde Gruppe akademisch gebildeter Akteure etablierte sich zudem ein Partizipationspotential, das ebenfalls Gestaltungsspielraum für sich reklamierte und in Vereinswesen wie Politik gestaltend mitwirkte.¹⁴⁶⁶ Über den Möglichkeitshorizont der 1950er Jahre, der vorrangig von ökonomischen Erwartungen geprägt war, hatte die Realität der Garnisonswendung eine neu beschriebene Folie gelegt, die zwar partiell militärisch eingefärbt war, aber auch eigenlogische Nuancierungen bewahrte. Zu denken sei hier an das immer wieder betonte Identitätskonstrukt der „traditionsreichen Handwerkerstadt“ und deren nicht nur touristisch motivierte Stilisierung. Die sich nach wie vor aus diesem Traditionsfundus speisende Schützengilde, die auch nach Abzug der Bundeswehr keinen Mitgliederschwind zu beklagen hat, fügt sich ebenfalls in dieses Bild.¹⁴⁶⁷

¹⁴⁶⁴ Vgl. Hagen, S. 230.

¹⁴⁶⁵ Zum Begriff der rituellen Ordnungen vgl. Bergesen 2012, S. 49-76.

¹⁴⁶⁶ Vgl. Zillmann 2008, S. 73 sowie 362 ff.

¹⁴⁶⁷ Vgl. Art. „Nachwuchs für die Schützengilde - Während andere Gilden über Nachwuchsmangel klagen oder sich auflösen müssen, steht die Lütjenburger Schützen-Totengilde von 1719 glänzend da“. *KN* 26.05.2015.

8 Fazit

Auslösendes Moment für die Annäherung an die Fragestellung dieser Arbeit waren die medialen Diskurse im Zusammenhang mit dem Abzug der Bundeswehr und die anlässlich dieser Zäsur publizierten Befürchtungen und Erwartungen. Diese ließen vordergründig darauf schließen, dass Lütjenburgs Funktion als Garnisonstadt in erster Linie ökonomisch begründet war. Entsprach diese Wahrnehmung den historischen Tatsachen? Mein forschungsleitendes Interesse galt deshalb den Prozessen, die Lütjenburgs Entwicklung zur Garnisonstadt begleiteten sowie den sichtbaren und unsichtbaren Spuren, die sich in Infrastruktur, Materialität und soziokultureller Prägung der Stadtgesellschaft eingeschrieben haben. Zur Analyse historischer Vorgänge und Zusammenhänge suchte ich nach dem Material, aus welchem, wie Lutz Musner fordert, „eine eigenlogische Entwicklungsdynamik der Stadt rekonstruiert werden kann“.¹⁴⁶⁸ Meine Gespräche mit Zeitzeugen und die Recherchen in den Archiven förderten mehr als einmal Episodenketten zutage, die erst durch eine „Verschaltung von Bild und Episode“¹⁴⁶⁹ verstehbar wurden. So löste ein zufällig entdecktes Pressefoto, welches den Bürgermeister im Mai 1962 mit seiner neuen Amtskette zeigte, ein ertragreiches Interview aus und führte mich auf die Spur einer städtischen Identitätskonstruktion, die am Vorabend der Garnisonswerdung symbolisch materialisiert wurde.¹⁴⁷⁰ Dieses und etliche andere Beispiele erlaubten nachzuzeichnen, wie Angliederungsprozesse rituell gerahmt, in die vorhandenen kleinstädtischen Praxen integriert oder in neue Modi transportiert wurden.

Dabei bewahrheitete sich wiederholt Beate Binders Feststellung, dass „keine allgemeine, vor allem keine eindeutige Lesart und Lesbarkeit der symbolischen Textur der Stadt vorausgesetzt werden kann“.¹⁴⁷¹ Dies zeigt sich nicht nur in der jeweiligen Wahrnehmung Lütjenburgs, die sowohl in historischer als auch gegenwärtiger Perspektive je nach Akteur und Medium sehr individuell ausfällt. Diese Differenzen korrespondieren mit dem Befund Binders, die in ihrer Arbeit über den Berliner Schlossplatz konstatiert, „dass die Textur einer Stadt kein geschlossenes Gewebe darstellt, sondern eher ein Patchwork aus Überlappungen“.¹⁴⁷² Auch wenn diese Aussage sich konkret auf die Großstadt Berlin bezieht, darf sie durchaus auf die

¹⁴⁶⁸ Musner 2014, S. 76.

¹⁴⁶⁹ Düllo 2011, S. 589.

¹⁴⁷⁰ Vgl. Art. „Einzug des Fla.-Batl. 6 in die neue Garnisonstadt Lütjenburg. Einweihung der Schill-Kaserne“. *OHT* 14.5.1962.

¹⁴⁷¹ Binder 2009, S. 66.

¹⁴⁷² Binder 2009c, S. 69.

Kleinstadt Lütjenburg übertragen werden. Städte als „symbolische Texturen“¹⁴⁷³ zu deuten, impliziert auch, dass Bedeutung stiftende Erinnerungen, die in diesen kumulative Textur¹⁴⁷⁴ eingewebt sind, aus individuell wie kollektiv überformten Erinnerungen bestehen. Eine stadthnologische Perspektive betrachtet die Gesamtheit Bedeutung stiftender Praxen, indem sie die auf unterschiedlichen Ebenen zusammenwirkenden Akteure und Politiken in den Blick nimmt. Dazu gehören auch Prozesse auf der Makro-Ebene, die Auswirkungen auf die Stadt haben, wie im hier vorliegenden Falle die Entscheidung auf Bundesebene, in Lütjenburg eine Garnison einzurichten. Die Produktion von Lokalität, die in einer Kleinstadt nur auf den ersten Blick eindeutigen Pfadabhängigkeiten geschuldet scheint, erweist sich bei genauerer Analyse als ein Feld relationaler Dynamiken. Bei der Durchmusterung der verschiedenen Narrative und Bedeutungszuschreibungen, die im Kontext der Garnisonsauflösung im Jahr 2012 die lokalen Diskurse dominierten, stand der Begriff Wirtschaftsfaktor an erster Stelle. Im Verlaufe dieser Arbeit ist indes eine Kette sich aufeinander beziehender Episoden herausgearbeitet worden, die alle direkt oder indirekt um den Kristallisationspunkt Bundeswehr kreisen.

Zu den Dingen, in denen sich unsere sozialen Beziehungen materialisieren und symbolisieren, gehören – so Wolfgang Kaschuba – auch die „bebaute[n] Umwelten, als Objekte mit Zeichen- und Erinnerungsfunktion“.¹⁴⁷⁵ Sie sind „Kristallisationen unserer kulturellen Praxis, weil sich in ihnen Denkweisen, Wertehorizonte und Nutzungsformen ‚verewigen‘, die [...] in Gespräch und Gebrauch wieder verschwunden sind [...]“.¹⁴⁷⁶ Auch wenn sie in Gespräch und Gebrauch noch nicht wieder verschwunden sind, weisen ihnen Akteure je nach Altersgruppe und Erfahrungshorizont oft höchst unterschiedliche Zeichen- und Erinnerungsfunktionen zu. Und dies umso mehr, wenn die bebaute Umwelt Gegenstand eines Transformationsvorganges war, der nicht nur Materialitäten überschrieb, sondern auch differente Erinnerungsgemeinschaften schuf. Ein prägnantes Beispiel derartiger Zuschreibungsvielfalt nimmt diese Arbeit im fünften Kapitel in den Blick. Das Gebäude mit der Hausnummer dreizehn in der Lütjenburger Pankerstraße ist für diejenigen Akteure, die bereits vor 1958 in der Stadt lebten, nicht nur das einstige Krankenhaus, sondern erhält zugleich als

¹⁴⁷³ Ebd.

¹⁴⁷⁴ Vgl. Lindner 2008. Rolf Lindner bezieht sich in seinem Aufsatz *Textur, Imaginaire, Habitus* auf den Text des Chicagoer Stadtsoziologen Gerald D. Suttles mit dem Titel *The Cumulative Texture of Local Urban Culture* von 1984.

¹⁴⁷⁵ Kaschuba 1999, S. 224.

¹⁴⁷⁶ Ebd.

tatsächlicher Geburtsort einen symbolischen Mehrwert.¹⁴⁷⁷ Für ehemalige Soldaten und Zivilbedienstete der Bundeswehr ist das Haus als ehemaliger Sitz der Standortverwaltung mit einer völlig anderen Konnotation belegt, während es auf den Mental Maps der übrigen Einwohner lediglich irgendein unspezifisches Gebäude darstellt. Analog zur Bedeutungsvielfalt eines einzelnen Gebäudes lassen sich vor dem Hintergrund des Wandels wechselnde Etikettierungen für die gesamte Stadt nachzeichnen. Anders als die „Schusterstadt“ Preetz,¹⁴⁷⁸ der dieses Label auch heute noch – trotz fehlender Schuster – anhaftet, changierte Lütjenburgs „Image“¹⁴⁷⁹ seit dem Ende der 1950er Jahre zwischen den Etikettierungen Handwerker- und Garnisonstadt. Rolf Lindner verweist in seinen *Perspektiven der Stadtethnologie* auf die Wirkmächtigkeit der „Texte“, die ein derart „stereotypisiertes Vorstellungsbild“¹⁴⁸⁰ produzieren. Im Verlauf dieser Arbeit konnte unter anderem gezeigt werden, wie diese Texte je nach Anlass und Adressat variieren und Lütjenburgs Auslöser für den Wandel entweder explizit betonen oder komplett ignorieren. Je mehr sich die Anwesenheit der Bundeswehr ab den 1970er Jahren verstetigte, desto seltener findet sich der Begriff Garnisonstadt in Lokalpresse und Selbstdarstellungsmedien. Vor dem Hintergrund touristisch motivierter Vermarktungsstrategien inszenierte sich die Stadt betont als traditionsreiche Handwerkerstadt. In vielen Fällen hatte das kollektive Gedächtnis¹⁴⁸¹ die Bundeswehr als Auslöser eines umfassenden Transformationsprozesses mit anderen Texten überschrieben. Virulent wurde das Sprachbild Garnisonstadt erst wieder, als dem drohenden Abzug der Bundeswehr entgegengewirkt werden sollte.¹⁴⁸²

Welche Areale städtischer Lebenswelten tatsächlich durch die Garnisonswerdung geschaffen und durch Synergieeffekte umgeformt wurden, ist in den lokalen Diskursen kaum gegenwärtig. Die Tatsache, dass die Ansiedlung der Bundeswehr 1962 Lütjenburgs Einwohnerzahl um ca. 1000 Personen vermehrte, hatte keineswegs nur ökonomische Auswirkungen, auch wenn dies in den Selbstdarstellungsmedien immer besondere Erwähnung findet.¹⁴⁸³ Diese Fokussierung auf den Wirtschaftsfaktor korrespondiert auch mit den ambivalenten Reaktionen der „Lokalisten“ in der Frühphase der Bundeswehransiedlung, deren Beharrungsimpetus und Konkurrenz-

¹⁴⁷⁷ Vgl. Interviews mit Frau L6 am 14.5.2013 und Herrn L11 am 13.6.2013.

¹⁴⁷⁸ Vgl. Kap. 4.2 dieser Arbeit.

¹⁴⁷⁹ Lindner 1997, S. 327.

¹⁴⁸⁰ Ebd.

¹⁴⁸¹ Assmann 1988.

¹⁴⁸² Vgl. Image-Broschüre *Lütjenburg. Garnisonstadt mit Herz* aus dem Jahr 2011.

¹⁴⁸³ Vgl. *Festschrift zum 30jährigen Jubiläum der Garnison Lütjenburg am 12. Mai 1992*, S. 18 f.

abwehr einen eklatanten Widerspruch zu den Garnisonswünschen markierte. Im Selbstverständnis der „Lokalisten“ wurden die als problematisch aufgefassten Innovationen den als fremd gedeuteten Akteuren zugeschrieben, die ihrerseits die kontingente Phase zu nutzen wussten, um Lütjenburg im Zuge der Garnisonswerdung zu modernisieren. „Wenn die Bundeswehr nicht gekommen wäre, dann wäre Lütjenburg jetzt schon lange zum Dorf herabgesackt“,¹⁴⁸⁴ stellte ein 1948 in Lütjenburg geborener Interviewpartner fest. Abgesehen von der Einwohnerzahl hat sich die bebaute Fläche Lütjenburgs in den Jahren zwischen 1956 und 1985 verdoppelt.¹⁴⁸⁵ Auch die Modernisierung beziehungsweise der Ausbau der Infrastruktur ist weitestgehend dem Zuzug der Bundeswehr und entsprechender finanzieller Zuschüsse zu verdanken.

Die im gesamten Bundesgebiet stattfindenden Modernisierungsschübe der 1960er Jahre wurden in Lütjenburg zwar maßgeblich durch die Bundeswehransiedlung befördert, benötigten aber immer Akteure, die diese Chancen erkannten. Die Bundeswehr schuf zwar die Ausgangsbasis und forderte bestimmte Folgeleistungen, wie beispielsweise den Wohnungsbau, war aber für viele andere Aus- oder Nachwirkungen nur noch indirekt verantwortlich. Mit der Ausdehnung des Kontingenzraumes konnten einzelne Akteure Chancen erkennen und ergreifen, deren Realisierung nur durch die sich verändernden Ansprüche und Bedarfe möglich war.

Als eine der ersten im Stadtraum sich materialisierenden Innovationen erfolgte der Ausbau der kleinen Fußgängerzone namens Markttwiete. Die zuvor stattgefundene Aussiedlung des letzten landwirtschaftlichen Betriebes aus dem Stadtzentrum kann durchaus als ein ins städtische übertragener *rite de passage* gedeutet werden, wurde diesem Akt in den lokalen Medien doch eine bemerkenswerte Aufmerksamkeit zuteil. Nicht nur in den Interviews, sondern auch in den gedruckten Erinnerungsmedien wird immer wieder auf „die Kühe, die durch die Stadt liefen“¹⁴⁸⁶ rekurriert, was durchaus als Metapher für den Zustand vor der Modernisierung Lütjenburgs gelesen werden kann. Für Peter Dirksmeier entsteht Urbanität, wenn „Strukturbedingungen von subjektiv bewusster Individualisierung, bestimmter struktureller Fremdheit und damit einhergehender Kontingenzausdehnung gegeben ist“.¹⁴⁸⁷ Mit den fremden Neubürgern stiegen auch die Erwartungen an ein anspruchsvolleres Waren-, Dienstleistungs-, Bildungs-, Kultur und Freizeitangebot. Obwohl die Stadt bereits durch die 1181

¹⁴⁸⁴ Interview Herr L13 am 9.12.2013.

¹⁴⁸⁵ Vgl. Aude 1987, S. 160.

¹⁴⁸⁶ Vgl. Interview mit Herrn L13 am 9.12.2013.

¹⁴⁸⁷ Dirksmeier ebd., S. 81.

Heimatvertriebenen, die 1959 noch in der Stadt gezählt wurden,¹⁴⁸⁸ einen Zuwachs an differenzierter sozialisierten Einwohnern bekommen hatte, wurden die Ansprüche und Erwartungshaltungen der uniformierten Neubürger anders bewertet. Im Gegensatz zu den zunächst eher geduldeten Vertriebenen erwartete sich die Wirtschaft von den Bundeswehrangehörigen und deren Familien einen direkten ökonomischen Aufschwung. Ein nicht mehr in der Stadt lebender Interviewpartner fasste seine diesbezüglichen Wahrnehmungen mit den Worten zusammen, er „habe immer den Eindruck gehabt, dass man in Lütjenburg der Bundeswehr zu sehr hinterherlief. Die wurde ungeheuer hofiert“.¹⁴⁸⁹ Zu kurzfristigen Krisen kam es nur, wenn die ökonomisch intendierte Wunscherfüllung von eigendynamischen Prozessen überholt wurde, wie beim Verkauf des Krankenhauses, dem Bau der Marktwiese oder des konkurrenzverdächtigen Soldatenheims.

Zu den anderen vorher nicht antizipierten Folgeerscheinungen der Bundeswehransiedlung gehörte auch der Bau eines Gymnasiums mit allen daraus resultierenden Synergieeffekten. Die zuziehende Lehrerschaft beförderte nicht nur das Anwachsen akademisch gebildeter Kreise, sie verlangte ebenso wie die nachrückenden Freiberufler und höheren Dienstgrade der Bundeswehr nach adäquatem Wohnraum und anspruchsvolleren kulturellen Angeboten. Auch wenn es etwas zu hoch gegriffen erscheint, in diesem Zusammenhang von einem Elitenwechsel zu sprechen, lassen sich spätestens ab Mitte der 1970er Jahre deutliche Segregationsprozesse beobachten.

Im Verlaufe dieser Untersuchung konnte herausgearbeitet werden, dass städtische Transformationen nicht als schlagartig sich verändernde Situationen zu begreifen sind. Es zeigt sich vielmehr, dass urbaner Wandel als Ereigniskette gelesen werden muss, die sich aus beabsichtigten und unbeabsichtigten Handlungsfolgen generiert. Am Beispiel der statuszuweisenden Komponente des Wohnens lassen sich derartige Effekte besonders augenfällig nachzeichnen. Auf eine Phase der Knappheit, in welcher die als fortschrittlich gedeuteten Bundeswehrwohnungen begehrte Objekte darstellten, die nur einer privilegierten Gruppe zur Verfügung gestellt wurden, folgte eine Phase der Entwertung. Als gegen Ende der 1970er Jahre genügend Wohnraum zur Verfügung stand, wurde das Eigenheim am Stadtrand für eine sich neu herausgebildete soziale Formation zum Statusanzeiger. Diese symbolische Verschiebung ging einher mit dem Anstieg der Arbeitslosenzahlen gegen Ende der 1970er Jahre, wodurch weitere

¹⁴⁸⁸ Archiv der Stadt Lütjenburg, Flüchtlingskartei.

¹⁴⁸⁹ Interview LX1 am 21.5.2013.

Differenzierungsprozesse in Gang gesetzt wurden. Diese gesellschaftlichen Formatierungen verstetigten sich durch den Zuzug gering qualifizierter und immobiler Personengruppen aus dem Umland, die nun nicht mehr von der Bundeswehr als Arbeitgeber profitierten. Korrespondierend zur Wertigkeitsverschiebung der Stadtquartiere etablierten sich so neue soziale Randgruppen.

In welchem Maße sich das soziale Gefüge der Stadt veränderte, lässt sich nicht nur anhand räumlicher Segregationsprozesse nachvollziehen. Aufgrund der gering ausdifferenzierten Milieuvielalt konnte die Bundeswehr in der ländlich geprägten Kleinstadt ein positiv besetztes Statusbewusstsein entwickeln, welches von der Mehrheit der alteingesessenen Bevölkerung zurückgespiegelt wurde. Auch erzeugten Veranstaltungen wie beispielsweise ein „Tag der offenen Tür“ auf dem Kasernengelände in der vergleichsweise ereignisarmen Kleinstadt ein höheres Aufmerksamkeitspotential als in einer Großstadt. Bezüglich der Auswirkungen überlokaler Einflüsse in lokalen Kontexten zeigt sich hier ebenfalls ein deutlicher Unterschied zu größeren Garnisonsstädten, in denen der Bundeswehr keine derartig prominent wahrgenommene Rolle zufallen konnte.

Andererseits wird ein bemerkenswerter Unterschied zu den Garnisonsstädten vergangener Epochen deutlich, in denen das Militär sich nicht um Akzeptanz bemühen musste. Die Selbstverständlichkeit mit der sich frühere Soldatengenerationen als Angehörige eines privilegierten Standes deuten und daraus eine gesellschaftliche Höherwertigkeit ableiten konnten, war seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges definitiv verschwunden. Anhand vieler Beispiele konnte in dieser Arbeit gezeigt werden, in welchem Maße die Bundeswehr um ein positives Bild in der Öffentlichkeit bemüht war und dabei Einfluss auf gesellschaftliche Prozesse nahm. Diverse Hilfsaktionen oder Veranstaltungen mit caritativem Charakter – analysierend als Angliederungsriten und Gabentausch gedeutet – finden ihre Entsprechung in etlichen rituell gerahmten ludischen Praxen städtischer wie militärischer Akteure. Die Lokalspezifik dieser Aktivitäten findet sich in der besonders augenfälligen Ausprägung sozialkapital-generierender Vergemeinschaftungen in den Feldern des Vereinswesens.

Es sind vorzugsweise die hier erwähnten Beheimatungsstrategien, die im Verbund mit der ökonomischen Komponente das Substrat bilden, aus welchem die bis in die Gegenwart wirkenden Bundeswehrr Narrative erwachsen. Allein die Tatsache, dass in Selbstbeschreibungstexten – gleichgültig ob städtischer oder militärischer Provenienz – ausschließlich positive Konsequenzen evoziert werden, verschleiert die komplexe

Relationalität der Synergieeffekte. Auch die in diesen Medien zu Wort kommenden Gewährsleute erwecken den Eindruck, als hätte die Bevölkerung alle Aus- und Nebenwirkungen durchgängig akzeptiert. Die bereits vor dem Einzug der Bundeswehr ausgetragenen Konflikte sind im kollektiven Gedächtnis der Stadt weitestgehend ausgeblendet. Eine ähnliche Feststellung betrifft militärkritische Aktionen, die in Selbstdarstellungs- und Erinnerungsmedien entweder keinen oder einen verfremdeten Eingang fanden.

Obwohl jede Stadt in übergeordnete Zusammenhänge eingebunden ist, die auf das Leben ihrer Bewohner einwirken, zeigt Lütjenburgs Garnisonsgeschichte, wie eine derartige Wendung in einer Kleinstadt Kontingenzzräume eröffnet und Auslöser unerwarteter Ereignisketten sein kann. Diese Prozesse dürfen aber nie unabhängig von den handelnden Akteuren betrachtet werden. Abgesehen von Einzelpersonen, deren Namen mit bestimmten Episoden in Verbindung stehen, kommt hier eine Dynamik des stetigen Austausches zum Tragen. Denn ebenso, wie Lütjenburg vielen ehemaligen Bundeswehrangehörigen zur Heimat geworden ist, war die Stadt für wesentlich mehr Menschen nur eine Durchgangsstation. Aber auch diese Akteure wirkten als permanentes Erneuerungspotential, welches die verhaltenskanalisierenden städtischen Rahmenbedingungen veränderte. Dadurch transformierten sich auch die Bedingungen, mit denen die Stadt als Raum normativer Orientierung wirksam werden konnte. So ist abschließend festzustellen, dass die Bundeswehr neben ihren materialen Hinterlassenschaften als Katalysator ökonomischer, sozialer und gesellschaftlicher Prozesse gewirkt und die Stadt maßgeblich mitgestaltet hat. Die militärisch intendierten Prägungen werden jedoch, abgesehen von dem noch als solchem zu erkennenden Kasernenkomplex, erst auf den zweiten Blick offenbar.

9 Anhang

9.1 Anonymisierungschiffren der interviewten Personen

L1-L18: Lütjenburger Einwohner/innen, die bereits vor 1962 in der Stadt lebten.

LX1-LX4: Ehemalige Lütjenburger Einwohner/innen, die in den 1960er Jahren in der Stadt lebten.

BXL1-BXL3: Ehemalige Bundeswehrangehörige, die seit den 1960er Jahren in Lütjenburg leben.

BXX1-BXX5: Ehemalige Lütjenburger Bundeswehrangehörige oder deren Ehefrauen, die nicht mehr in der Stadt leben.

Abkürzungen häufig zitierter Publikationen

KN: Kieler Nachrichten

LN: Lütjenburger Nachrichten

OHT: Ost-Holsteinisches Tageblatt

VZ: Schleswig-Holsteinische Volkszeitung

9.2 Schriftliche Quellen

Archiv der Stadt Lütjenburg

„Goldenes Buch“ der Stadt Lütjenburg

Zeitungsarchiv des Kreises Plön

Festschriften, Chroniken, Selbstdarstellungspublikationen und ähnliches

Auf den Spuren der Gastronomie in und um Lütjenburg. 90 Jahre Hotel- und Gaststättenverband Lütjenburg-Hohwachter Bucht. DEHOGA Lütjenburg 1998.

Chronik des Lions Club Lütjenburg, Stadtarchiv Lütjenburg, Abteilung Vereine.

Chronik des Flugabwehrregiments 6 Lütjenburg, Bd. I-III (unveröffentlichte privat zugänglich gemachte Digitalversion).

Festschrift zum 20-jährigen Bestehen der Schill-Kaserne 1982.

Festschrift zum 150. Bestehen des TSV Lütjenburg e.V. von 1861 im Jahre 2011.

Festschrift zum 275-jährigen Bestehen der Lütjenburger Schützen-Totengilde von 1719.

Festschrift zum 30jährigen Jubiläum der Garnison Lütjenburg.

Informationsbroschüre der Städtischen Wohnungsfürsorge GmbH vom Dezember 1975.

Integriertes Entwicklungskonzept Lütjenburg im Programm „Soziale Stadt“ 2008.

Jahresrückblicke, Einladungen und anderes Schriftgut des „Kegelclub Gut Holz“,
Stadtarchiv Lütjenburg, Abteilung Vereine.

Lütjenburg – Garnisonstadt mit Herz, Stadt Lütjenburg 2011.

Lütjenburger Gildezeitung 2011.

Lütjenburger Gildezeitung 2012.

Zeitungen und illustrierte Zeitschriften

Der Spiegel

Die Zeit

Frankfurter Rundschau MAGAZIN

Kieler Nachrichten

Lütjenburger Nachrichten

Ostholsteiner Anzeiger

Ost-Holsteinisches Tageblatt

Schleswig-Holsteinische Volkszeitung

Stern

Spiegel

Spiegel Spezial

Welt am Sonntag

Westdeutsche Allgemeine Zeitung

9.3 Internetquellen

Amt Lütjenburg: <http://www.amt-luetjenburg.de>, Aufruf 13.6.2014, 14.08 Uhr.

BHE: Art. „Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten. In: *Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa*. <http://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/55228.html>, Aufruf 2.3.20014, 13.35 Uhr.

Brennrechte: § 25 des Gesetzes über das Branntweinmonopol, <http://www.gesetze-im-internet.de/bundesrecht/branntwmong/gesamt.pdf>. Aufruf 12.4.20014, 16.35 Uhr.

Bundeswehr: „50 Jahre Bundeswehr: Ein Kind des Kalten Krieges wird erwachsen“, *Stern* vom 26.10.2005, <http://www.stern.de/politik/deutschland/50-jahre-bundeswehr-ein-kind-des-kalten-krieges-wird-erwachsen-548415.html>, Aufruf 8.8.2014, 11.36 Uhr.

Bundeswehrkinder: „<http://ratzerennt.wordpress.com/tag/bap/>. Aufruf 03.02.20014, 17.10 Uhr.

„Der häßliche Deutsche“, Leitartikel und Titelbild, *Der Spiegel* vom 22.7.1964, <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-21112168.html>, Aufruf 8.8.2014, 11.58 Uhr.

Der Landser - Ritterkreuzträger (Kapitän z. S. Hermann Witt. Der Verteidiger von Cherbourg) Erscheinungszeitraum: 1959-1962 sowie Neuauflage 1971-1972. Vgl. http://www.romanhefte-info.de/d_weitere_landseritterkreuztraeger_1.htm, Aufruf 24.10.2013, 20.45 Uhr.

Die vernachlässigten Kleinstädte: pro-regio-online: <http://www.pro-regio-online.de/>, Aufruf 21.1.2015, 18.35 Uhr.

Dorfpunks: „Lütjenburg im Dorfpunk-Fieber. Eine Kleinstadt in Ostholstein wird berühmt. Ein Besuch in der Provinz“. Beitrag von Rainer Link am 20.04.2009 im *Deutschlandradio Kultur*: <http://www.dradio.de/dkultur>. Aufruf 13.02.2013, 16.50 Uhr.

Dorfpunks: „Wo es immer nass ist. Pop kommt in die Provinz. In Lütjenburg an der Ostsee wird ein Nichtskönner zum King“. Artikel über den Film *Dorfpunks* am 23.09.2004 im *Tagesspiegel*: <http://www.tagesspiegel.de/kultur/wo-es-immer-nass-ist/550062.html>, Aufruf 21.01.2014, 15.15 Uhr.

Düllo, Thomas, Autoreninterview: <http://www.transcript-verlag.de/978-3-8376-1279-0/kultur-als-transformation>, Aufruf 20.11.2014, 13.45 Uhr.

Eheliche erstgeborene Kinder (einschließlich Totgeborene) nach der Ehedauer der Eltern. Drucksache 7/3502 – 7. Wahlperiode des Deutschen Bundestages, Bericht der Sachverständigenkommission, Familie und Sozialisation – Leistungen und Leistungsgrenzen der Familie hinsichtlich des Erziehungs- und Bildungsprozesses der jungen Generation. Vorgelegt im Mai 1974, Tabelle II/9. <http://dipbt.bundestag.de/doc/btd/07/035/0703502.pdf>, Aufruf 2.5.2013, 22.10 Uhr.

Einwohner: Bevölkerung der Gemeinden in Schleswig-Holstein. Statistikamt Nord 4. <https://www.statistik-nord.de/daten/bevoelkerung-und-gebiet/bevoelkerungsstand-und-entwicklung/dokumentenansicht/163/produkte-1/>, Aufruf 3.3.2013, 12.03 Uhr.

Färber, Alexa (Forschungsprojekt 2012/13): Zur Transformation des Städtischen unter dem Primat des Sparens. <https://www.hcu-hamburg.de/bachelor/kultur-der-metropole/forschung/low-budget-urbanitaet>, Aufruf 21.4.2014, 13.15 Uhr.

Feierliches Gelöbnis: Anlässlich des 50. Jahrestages der Bundesmarine propagierten Wilhelmshavener Umwelt- und Friedensaktivisten Aktionen unter Bezeichnungen wie „Schwören stören“ oder „Gelöbnix“, <http://www.gegenwind-whv.de/rituale>, Aufruf 13.2.2013, 14.36 Uhr.

Fremdheit: „Wenn Stadtviertel fest in türkischer Hand sind“, *Westdeutsche Allgemeine Zeitung* vom 9.11.2009, online verfügbar: <http://www.derwesten.de/waz-info/wenn-stadtviertel-fest-in-tuerkischer-hand-sind-id303992.html>, Aufruf 1.5.2014, 16.17 Uhr.

Garnisonsstädte in Deutschland, Tagung vom 20.11.2012–21.11.2012 in Potsdam, Tagungsbericht in: *H-Soz-u-Kult* vom 08.02.2013, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=4628>, Aufruf 23.5.2013, 13.45 Uhr.

Gemeinden im Amt Lütjenburg: http://www.amt-luetjenburg.de/orte/index_ort.htm. Aufruf 14.01.2014, 16.30 Uhr.

Gemeindeordnung Schleswig-Holstein: <http://www.gesetze-rechtsprechung.sh.juris.de/jportal/?quelle=jlink&query=GemO+SH&psml=bsshoprod.psml&max=true&aiz=true>, Aufruf 28.4.2013, 17.35 Uhr.

„Heimat ohne Schleifchen“. *FORUM. Das Wochenmagazin* vom 01.06.2013. <http://archiv.magazin-forum.de/heimat-ohne-schleifchen/> Aufruf 19.01.2014, 17.38 Uhr.

„Heimat – unter grüner Flagge“ in: *Der Spiegel* vom 23.7.1979. <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-40348807.html>. Aufruf 22.01.2014, 13.20 Uhr.

Herrenknecht, Albert, Jürgen Wohlfarth (2008): Die vernachlässigten Kleinstädte - Der vergessene Teil des ländlichen Raumes. "Kleinstadt 1968" - Politische Jugendbewegung 1967 - 1977 in der Provinz. In: *Pro-Regio-Online* (5), S. 7–137. <http://www.pro-regio-online.de/downloads/klein1968>, Aufruf 14.3.2013, 16.00 Uhr.

Historisches Adressbuch Lütjenburg 1958: <http://adressbuecher.genealogy.net/address-books/place/LUTURGJO54HH>. Aufruf 12.01.2014, 11.45 Uhr.

Kaschuba, Wolfgang „Wie man Fremde macht!“ online verfügbar: http://gyv.org.tr/content/userfiles/pdf/makaleing_wolfgang_kaschuba.pdf, Aufruf 5.5.2014, 13.50 Uhr.

Kasernenschließung in Lütjenburg. Art. „Würde und Emotionen zum Abschied“, *Ostholsteiner Anzeiger* vom 14.5.2012. <http://www.shz.de/lokales/ostholsteiner-anzeiger/wuerde-und-emotionen-zum-abschied-id165989.html>, Aufruf 30.4.2013, 20.25 Uhr.

KleinStadtBilder (2010): <http://www.traumaland.de/html/kleinstadtbilder.html>, Aufruf 7.1.2014, 21.25 Uhr.

Kolb, Annette (2007): Die Kleinstadt auf dem Weg in die Moderne. Pro-Regio-Online. Themenschwerpunkt Kleinstädte III. Ostfildern. http://www.pro-regio-online.de/html/heft_4_-_2007.html, Aufruf 12.6.2013, 19.24 Uhr.

Kossert, Andreas: „Keine Landsleute, sondern Fremde. Andreas Kossert zerstört den Mythos von der erfolgreichen Integration der Vertriebenen im Nachkriegsdeutschland“, *Die Zeit* vom 2. Juni 2008. <http://www.zeit.de/2008/23/P-Kossert>, Aufruf 28.2.20014, 12.30 Uhr.

Kuhlmann, Jürgen: Kriegsdienstverweigerung und Zivildienst in der Bundesrepublik Deutschland. online unter: [http://www.mgfa-potsdam.de/html/einsatzunterstuetzung/downloads/ap049.pdf?PHPSESSID=92b b8](http://www.mgfa-potsdam.de/html/einsatzunterstuetzung/downloads/ap049.pdf?PHPSESSID=92b%20b8), Aufruf 8.11.2014, 22.10 Uhr.

Löw, Martina: Interview mit der Stadtsoziologin Martina Löw im *Darmstädter Echo* vom 14.7.2008: <http://www.echo-online.de/region/darmstadt/Martina-Loew-Wir-wissen-noch-viel-zu-wenig-wie-Darmstadt-tickt;art1231,940802>. Letzter Aufruf 12.04.2014, 12.16 Uhr.

Lütjenburg: <http://www.stadt-luetjenburg.de/72/1/401>. Aufruf 12.01.2014, 11.25 Uhr.

Lütjenburg im Kunst- und Kulturführer: www.kunst-kulturfuehrer.de/pdf/kkf/kunst_kulturfuehrer.pdf, S. 12. Letzter Aufruf 11.01.2014, 10.38 Uhr.

Schildt, Axel: Modernisierung, Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 11.2.2010, URL: <http://docupedia.de/zg/Modernisierung?oldid=84640>, Aufruf 10.3.2015, 20.39 Uhr.

Schwanhäüßer, Anja: Art. „Stadtethnologie – Einblicke in aktuelle Forschungen“. *dérive* Nr. 40, 2010, http://www.derive.at/index.php?p_case=2&id_cont=940&issue_No=40. Aufruf 12.9.14, 16.53 Uhr.

„Schwarze Fahnen an der Ruhr“, Art. In: *Die Zeit* vom 25.2.1966. <http://www.zeit.de/1966/09/schwarze-fahnen-an-der-ruhr>, Aufruf 10.7.2014, 16.38 Uhr.

Schleswig-Holsteinische Volkszeitung: Kieler Erinnerungstag: 15. Februar 1933. Verbot der in Kiel erscheinenden Schleswig-Holsteinischen Volkszeitung. <http://www.kiel.de/kultur/stadtarchiv/erinnerungstage/index.php?id=84>, Aufruf 23.1.2014, 16.28 Uhr.

Sloterdijk, Peter: „Der gesprengte Behälter. Notiz über die Krise des Heimatbegriffs in der globalisierten Welt“. In: *Spiegel Special* 6/99, S. 26-29 <http://www.spiegel.de/spiegel/spiegelspecial/d-13536502.html>, Aufruf 22.01.2014, 13.35 Uhr.

Siegfried, Detlef: *Sozial. Geschichte Online* 2 (2010), S. 12–36, <http://www.stiftung-sozialgeschichte.de>, Aufruf 12.3.2015, 14.25 Uhr.

Soldatengesetz: „Gesetz über die Rechtsstellung der Soldaten (Soldatengesetz - SG)“ vom 19.03. 1956, <http://www.gesetze-im-internet.de/sg/BJNR001140956.html>, Aufruf 8.8.2014, 15.45 Uhr.

Soldatenlieder in: Volksliederarchiv. http://www.volksliederarchiv.de/modules.php?name=Search_top_cat_&topic=8&file=2000&page=26, Seitenaufruf 22.4.2014, 20.48 Uhr.

Steuten, Ulrich (1999): *Der große Zapfenstreich. Eine soziologische Analyse eines umstrittenen Rituals (Duisburger Beiträge zur soziologischen Forschung, 2/1999)*, https://www.uni-due.de/imperia/md/content/soziologie/dbei2_99.pdf, Aufruf 3.2.2013, 9.30 Uhr.

Wahlstedt: <http://www.wahlstedt.de>. Aufruf 25.5.2014, 15.38 Uhr.

Yildiz, Erol (2002): *Fremdheit im urbanen Kontext*. Online verfügbar unter <http://www.geschichtswerkstatt-muelheim.de/Bilder/Yildiz2002.pdf>, Aufruf 23.4.2014, 17.26 Uhr.

9.4 Literaturverzeichnis

Adriansen, Inge, Jens Ole Christensen (2013): *Der Zweite Schleswigsche Krieg 1864. Vorgeschichte, Verlauf und Folgen*. Sønderborg.

Anderson, Benedict R. (1988): *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines erfolgreichen Konzepts*. Frankfurt a. M./New York.

Apelt, Maja (2005): *Militärische Sozialisation*. In: Leonhard, Nina, Ines Jaqueline Werkner (Hg.): *Militärsoziologie. Eine Einführung*. Wiesbaden, S. 428–474.

Assmann, Alaida (2007): *Geschichte im Gedächtnis. Von der individuellen Erfahrung zur öffentlichen Inszenierung*. München.

Assmann, Jan (1988): *Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität*. In: Assmann, Jan, Tonio Hölscher (Hg.): *Kultur und Gedächtnis*. Frankfurt a. M., S. 9–19.

Aude, Martin (1987): *Kleinstädte im Ostseeküstenbereich Schleswig-Holsteins. Lütjenburg und Oldenburg*. In: Stewig, Reinhard (Hg.): *Untersuchungen über die Kleinstadt in Schleswig-Holstein*. Kiel, S. 135–196.

Augé, Marc (2011): *Nicht-Orte*. München.

Bald, Detlef, Wolfgang Wette (2008): *Alternativen zur Wiederbewaffnung. Friedenskonzeptionen in Westdeutschland 1945-1955*. Essen.

- Bald, Detlef (1994): *Militär und Gesellschaft 1945 - 1990. Die Bundeswehr der Bonner Republik*. Baden-Baden.
- Bald, Detlef (2005): *Die Bundeswehr. Eine kritische Geschichte 1955 - 2005*. München.
- Barthes, Roland (1988): *Das Semiologische Abenteuer*. Frankfurt a. M.
- Baudissin, Adalbert von (1865): *Schleswig-Holstein meeresumschlungen. Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1864*. Stuttgart.
- Bauman, Zygmunt (1992): *Moderne und Ambivalenz*. Hamburg.
- Baumann, Gerd (1992): Ritual implicates "others". Rereading Durkheim in a plural society. In: Coppet, Daniel de (Hg.): *Understanding rituals*. London u.a., S. 97–116.
- Bausinger, Hermann (1969): Kritik der Tradition. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 65 (1969), S. 232-250.
- Bausinger, Hermann (1980): Heimat und Identität. In: Köstlin, Konrad, ders. (Hrsg.): *Heimat und Identität. Probleme regionaler Kultur*. 22. Deutscher Volkskunde-Kongress in Kiel vom 16. bis 21. Juni 1979. (= Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, 7). Neumünster. S. 9-24.
- Bausinger, Hermann (1991): Tradition und Modernisierung. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires* 87 (1-2), S. 5–14.
- Berger, Peter L., Thomas Luckmann (1997): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Mit einer Einleitung zur deutschen Ausgabe von Helmuth Plessner. Übersetzt von Monika Plessner. Frankfurt a. M.
- Bergesen, Albert (2003): Die rituelle Ordnung. In: Belliger, Andrea, David J. Krieger (Hg.): *Ritualtheorien*. Wiesbaden, S. 49–76.
- Berking, Helmuth (2008): „Städte lassen sich an ihrem Gang erkennen wie Menschen“ - Skizzen zur Erforschung der Stadt und der Städte. In: Berking, Helmuth, Martina Löw (Hg.): *Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung*. Frankfurt a. M. S. 15–31.
- Biehl, Heiko, Nina Leonhard (2005): Militär und Tradition. In: Leonhard, Nina, Ines Jaqueline Werkner (Hg.): *Militärsoziologie. Eine Einführung*. Wiesbaden, S. 216–239.
- Bilse, Fritz Oswald (1904): *Aus einer kleinen Garnison. Ein militärisches Zeitbild*. Wien.
- Bimmer, Andreas C. (2001): Kultur des Militärischen - Militärkultur. In: ders. (Hg.): *Das Militärische im Volksleben*. Marburg, S. 7–10.
- Binder, Beate (2006): Urbanität als „Moving Metaphor“. Aspekte der Stadtentwicklungsdebatte in den 1960er/1970er Jahren. In: Saldern, Adelheid von (Hg.): *Stadt und Kommunikation in bundesrepublikanischen Umbruchszeiten*. Wiesbaden, S. 45–59.
- Binder, Beate (2008): Heimat als Begriff der Gegenwartsanalyse? Gefühle der Zugehörigkeit und soziale Imaginationen in der Auseinandersetzung um Einwanderung. In *Zeitschrift für Volkskunde* 104 (1), S. 1–17.
- Binder, Beate (2009a): Die Anderen der Stadt. Überlegungen zu Forschungsperspektiven im Grenzgebiet von Europäischer Ethnologie und Geschlechterstudien. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 105 (2), S. 233–254.

- Binder, Beate (2009b): Kultur-Forschung polyphon. In: Windmüller, Sonja, Beate Binder, Thomas Hengartner (Hg.): Kultur-Forschung. Zum Profil einer volkswissenschaftlichen Kulturwissenschaft: Berlin u. a. S. 11–31.
- Binder, Beate (2009c): Streitfall Stadtmitte. Der Berliner Schlossplatz. Köln/Weimar/Wien.
- Binder, Beate (2010): Heimat. Translokale Perspektiven auf Räume der Zugehörigkeit. In: Seifert, Manfred (Hg.): Zwischen Emotion und Kalkül. „Heimat“ als Argument im Prozess der Moderne. Dresden, S. 189–204.
- Blickle, Peter (2004): Heimat: A Critical Theory of the German Idea of Homeland. Rochester/ NY.
- Bloch, Ernst (1935): Erbschaft dieser Zeit, Gesamtausgabe, Bd. 4, Frankfurt a. M., S. 104-126.
- Bloch, Ernst (1985): Das Prinzip Hoffnung. 3 Bd. Berlin.
- Bockrath, Franz (2008): Städtischer Habitus - Habitus der Stadt. In: Berking, Helmuth Martina Löw (Hg.): Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung. Frankfurt a. M., S. 55–82.
- Bonz, Jochen (2006): Das Kultur-Wissen des Habitus. Ausführungen zu Pierre Bourdieus Rekonzeptualisierung des ethnologischen Kulturbegriffs angesichts der Kultur der Moderne. In: Hillebrand, Mark (Hg.): Willkürliche Grenzen. Das Werk Pierre Bourdieus in interdisziplinärer Anwendung. Bielefeld, S. 91–112.
- Bormann, Regina (2001): Raum, Zeit, Identität. Sozialtheoretische Verortungen kultureller Prozesse. Opladen.
- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Joachim (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen, S. 183–198.
- Bourdieu, Pierre (1984): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M.
- Bourdieu, Pierre (1985): Sozialer Raum und „Klassen“. *Leçon sur la leçon*. Frankfurt a. M.
- Bourdieu, Pierre (1992): Rede und Antwort. Berlin.
- Bourdieu, Pierre (1997): Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens der Gesellschaft. In: ders. (Hg.): Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz, S. 159–167.
- Bourdieu, Pierre, Loïc J. D. Wacquant, (1996): Reflexive Anthropologie. Frankfurt a. M.
- Braun, Rainer (1998): Garnisonswünsche 1815-1914. Bemühungen bayerischer Städte und Märkte um Truppen oder militärische Einrichtungen. In: Sicken Bernhard (Hg.): Stadt und Militär 1815 - 1914. Wirtschaftliche Impulse, infrastrukturelle Beziehungen, sicherheitspolitische Aspekte. Paderborn, S. 311–355.
- Brednich, Rolf Wilhelm (2001): Quellen und Methoden. In Brednich, Rolf Wilhelm (Hg.): Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der europäischen Ethnologie. Berlin, S. 77–100.

Brednich, Rolf Wilhelm, Schmitt, Heinz (Hg.) (1997): Symbole. Zur Bedeutung der Zeichen in der Kultur. 30. Deutscher Volkskundekongreß in Karlsruhe vom 25. bis 29. September 1995. Münster.

Büchner, Georg (2008): Woyzeck. Stuttgart.

Bürk, Thomas (2011): Wie der Habitus über die Städte kam. Erkundungen zur Wanderung und Wandlung des Konzeptes 'City Habitus'. In: Kemper, Jan, Anne Vogelpohl (Hg.): Lokalistische Stadtforschung, kulturalisierte Städte. Zur Kritik einer „Eigenlogik der Städte“. Münster, S. 137–157.

Butler, Judith (1995): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Berlin.

Certeau, Michel de (1988): Kunst des Handelns. Berlin.

Collmer, Sabine (2010): Militärsoziologie. In: Kneer, Georg Markus Schroer (Hg.): Handbuch Spezielle Soziologien. Wiesbaden, S. 309–324.

Dangschat, Jens S. (2007): Soziale Ungleichheit, gesellschaftlicher Raum und Segregation. In: ders. (Hg.): Lebensstile, soziale Lagen und Siedlungsstrukturen. (Forschungs- und Sitzungsberichte/Akademie für Raumforschung und Landesplanung, Bd. 230), Hannover, S. 21–50.

Dangschat, Jens S. (2009): Symbolische Macht und Habitus des Ortes. Die „Architektur der Gesellschaft“ aus Sicht der Theorie(n) sozialer Ungleichheit von Pierre Bourdieu. In: Fischer, Joachim Heike Delitz (Hg.): Die Architektur der Gesellschaft. Theorien für die Architektursoziologie. Bielefeld, S. 311–341.

Davidovic-Walther, Antonia, Gisela Welz (2009): Wer wird Gemeindeforscher? Ländliche Herkunft als Professionalitätsmerkmal. Volkskundliches Wissen. Akteure und Praktiken. In: Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin (Hg.): Volkskundliches Wissen. Ethnographische und ethnologische Beiträge, (Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge, Heft 50). Münster u. a., S. 49–67.

Deist, Wilhelm (1991): Militär, Staat und Gesellschaft. Studien zur preussisch-deutschen Militärgeschichte. Berlin.

Dillkofer, Heide, Georg-Maria Meyer, Siegfried Schneider (Hg.) (1986): Soziale Probleme von Soldatenfamilien der Bundeswehr. Opladen.

Dirksmeier, Peter (2009): Urbanität als Habitus. Zur Sozialgeographie städtischen Lebens auf dem Land. Bielefeld.

Dirksmeier, Peter (2011): Der Fremde als Katalysator für Inventionen. Kommunale Innovationsförderung auf Grundlage der Unbestimmtheit von Handlungsfolgen. In: *Geographica Helvetica* 66 (2), S. 115–121.

Douglas, Mary (1998): Ritual, Tabu und Körpersymbolik. Sozialanthropologische Studien in Industriegesellschaft und Stammeskultur. Frankfurt a. M.

Düllo, Thomas (2011): Kultur als Transformation. Eine Kulturwissenschaft des Performativen und des Crossover. Bielefeld.

Düllo, Thomas (2012): Der urbane Wunderblock. Überschreiben als Aneignen im städtischen Raum. In: Eisewicht, Paul (Hg.): Techniken der Zugehörigkeit. Karlsruhe, S. 95–118.

- Egger, Simone (2013): „München wird moderner“. Stadt und Atmosphäre in den langen 1960er Jahren. Bielefeld.
- Eggmann, Sabine (2009): Öffentliche Wissenschaft. Die Dreidimensionalität der Volkskunde/ Europäischen Ethnologie/Empirischen Kulturwissenschaft. In: Windmüller, Sonja, Beate Binder, Thomas Hengartner (Hg.): Kultur-Forschung. Zum Profil einer volkskundlichen Kulturwissenschaft. Berlin, S.156–162.
- Eggmann, Sabine (2013): Diskursanalyse. Möglichkeiten für eine volkskundlich-ethnologische Kulturwissenschaft. In: Hess, Sabine, Johannes Moser, Maria Schwertl (Hg.): Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte. Berlin, S. 56–77.
- Eisch, Katharina (2001): Feldforschung. Wie man zu Material kommt. In: Löffler, Klara (Hg.): Dazwischen. Zur Spezifik der Empirien in der Volkskunde. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Wien 1998. Selbstverlag des Instituts für Europäische Ethnologie (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Bd. 20), S. 27–46.
- Elias, Norbert (1988): Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Frankfurt a. M.
- Engelen, Beate (2005): Soldatenfrauen in Preußen. Eine Strukturanalyse der Garnisationsgesellschaft im späten 17. und im 18. Jahrhundert. Münster.
- Engling, Irmtraut, Herbert Engling (1990): Altes Handwerk im Kreis Plön. Von der ersten schriftlichen Überlieferung bis zum Jahr 1867. Plön.
- Engling, Irmtraut, Herbert Engling (2003): Geschichte der Stadt Lütjenburg 1163-1918. Eutin.
- Epkenhans, Michael (2009): Einigung durch „Blut und Eisen“. Militärgeschichte im Zeitalter der Reichsgründung 1858 bis 1871. In: Hansen, Ernst Willi, Karl-Volker Neugebauer (Hg.): Grundkurs deutsche Militärgeschichte: Die Zeit bis 1914. Vom Kriegshaufen zum Massenheer. München, S. 302–377.
- Euskirchen, Markus (2005): Militärrituale. Berlin.
- Euskirchen, Markus (2006): Das Zeremonielle der Bundeswehr. Banalisierung von Staatsgewalt durch Militärrituale. In: Thomas, Tanja, Fabian Virchow (Hg.): Banal militarism. Zur Veralltäglicung des Militärischen im Zivilen. Bielefeld, S. 187–202.
- Fahlenbrach, Kathrin, Martin Klimke, Joachim Scharloth (2008): Anti-Ritual, Medieninszenierung und Transnationalität. Kulturwissenschaftliche Aspekte von ‚68‘. In: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen* Jg. 21, 3/2008 (Jg. 21), S. 106–118.
- Färber, Alexa (Hg.) (2005): Hotel Berlin. Formen urbaner Mobilität und Verortung. (Berliner Blätter Heft 37). Münster/ Hamburg/ Berlin/ London.
- Farwick, Andreas (2012): Segregation. In: Eckardt, Frank (Hg.): Handbuch Stadtsoziologie. Wiesbaden, S. 381–420.
- Fleckenstein, Bernhard (1998): 25 Jahre AMS. In: Klein, Paul Andreas Prüfert (Hg.): Militär und Wissenschaft in Europa – kritische Distanz oder hilfreiche Ergänzung? 25 Jahre Arbeitskreis Militär und Sozialwissenschaften. Baden-Baden, S. 9–15.

- Fleischhack, Julia (2013): ‚(Un-)Heimliche Akteure‘. Überlegungen zur (archivalischen) Quellenarbeit. In: Jöhler, Reinhard, Christian Marchetti, Bernhard Tschöfen, Carmen Weith (Hg.): Kultur_Kultur. Denken. Forschen. Darstellen. (38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Tübingen vom 21. bis 24. September 2011). Münster u.a., S. 492–499.
- Fleißer, Marieluise (1977): Ingolstädter Stücke. Frankfurt a. M.
- Foit, Wolfgang (2003): Identitätskonstruktion des deutschen Handwerks. Perspektiven einer historischen Mittelstandsforschung. St. Katharinen.
- Fontane, Theodor (1976): Effi Briest. Frankfurt a. M..
- Förster, Jürgen (2010): Die Wehrmacht im NS-Staat. Ein „grauer Fels in brauner Flut“? In: Lutz, Karl-Heinz Martin Rink, Marcus von Salisch (Hg.): Reform, Reorganisation, Transformation. Zum Wandel in deutschen Streitkräften von den preussischen Heeresreformen bis zur Transformation der Bundeswehr. München, S. 263–276.
- Foucault, Michel (1994): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Übers. v. Walter Seitter. Frankfurt a. M.
- Franke, Jürgen (2012): Wie integriert ist die Bundeswehr? Eine Untersuchung zur Integrationssituation der Bundeswehr als Verteidigungs- und Einsatzarmee. Baden-Baden.
- Freud, Sigmund (1924): Notiz über den „Wunderblock“. In *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse* (Bd. 10 (1)), S. 1–5.
- Frevert, Ute (1997a): Das Militär als „Schule der Männlichkeit“. Erwartungen, Angebote, Erfahrungen im 19. Jahrhundert. In: dies. (Hg.): Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart, S. 145–173.
- Frevert, Ute (1997b): Gesellschaft und Militär im 19. und 20. Jahrhundert. Sozial-, kultur- und geschlechtergeschichtliche Annäherungen. In: dies. (Hg.): Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart, S. 7–47.
- Frevert, Ute (2001): Die kasernierte Nation. Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland. München.
- Frevert, Ute (2008a): Das Militär als Schule der Männlichkeiten. In: Brunotte, Ulrike, Rainer Herr (Hg.): Männlichkeiten und Moderne. Geschlecht in den Wissenskulturen um 1900. Bielefeld, S. 57–75.
- Frevert, Ute (2008b): Heldentum und Opferwille, Ordnung und Disziplin. Militärische Werte in der zivilen Gesellschaft. In: Bueb, Bernhard, Ute Frevert, Hans Joas, Gerhard H. Ritter, Andreas Rödder u.a. (Hg.): Alte Werte – neue Werte. Schlaglichter des Wertewandels. Göttingen, S. 139–149.
- Fuchs-Heinritz, Werner (2005): Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. Wiesbaden.
- Gadamer, Hans Georg (1993): Hermeneutik. Wahrheit und Methode. Tübingen.
- Gallus, Alexander (2008): Zäsuren in der Geschichte der Bundesrepublik. In: Schwarz, Hans-Peter (Hg.): Die Bundesrepublik Deutschland. Eine Bilanz nach 60 Jahren. Köln, S. 35–56.
- Gattermann, Claus Heinrich (2009): Am Rande der Gesellschaft? Uneheliche Geburten in Göttingen 1875 bis 1919. Göttingen.

- Gebauer, Gunter, Wulf, Christoph (1998): *Spiel - Ritual - Geste. Mimetisches Handeln in der sozialen Welt.* Reinbek bei Hamburg.
- Gebhard, Gunther, Oliver Geisler, Steffen Schröter (Hg.) (2007): *Heimat. Konturen und Konjunkturen eines umstrittenen Konzepts.* Bielefeld.
- Geertz, Clifford (1987): *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme.* Frankfurt a. M.
- Gehring, Petra (2008): Was heißt Eigenlogik? Zu einem Paradigmenwechsel für die Stadtforschung. In: Berking, Helmuth Martina Löw (Hg.): *Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung.* Frankfurt a. M., S. 153–169.
- Gennep, Arnold van (2005): *Übergangsriten.* Frankfurt a. M. / New York.
- Gerhardt, Uta (2004): Die zwei Gesichter des Rituals. Eine soziologische Skizze. In Harth, Dietrich (Hg.): *Ritualdynamik. Kulturübergreifende Studien zur Theorie und Geschichte rituellen Handelns.* Wiesbaden, S. 49–72.
- Gerndt, Helge (2002): *Kulturwissenschaft im Zeitalter der Globalisierung. Volkskundliche Markierungen.* (Münchner Beiträge zur Volkskunde, Bd. 31), Münster/New York.
- Giddens, Anthony (1984): *The Constitution of Society, Outline of the Theory of Structuration.* Cambridge.
- Glaser, Barney G., Anselm L. Strauss (1967): *The discovery of grounded theory. Strategies for qualitative research.* Chicago.
- Glaser, Hermann (1969): *Kleinstadt-Ideologie. Zwischen Furchenglück und Sphärenflug.* Freiburg i. Br.
- Goethe, Johann Wolfgang von (1868): *Hermann und Dorothea.* Berlin.
- Goffman, Erving (1973): *Asyle - Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen.* Frankfurt a. M.
- Goffman, Erving (2003): *Wir alle spielen Theater die Selbstdarstellung im Alltag.* München.
- Göttsch, Silke (1997): "Der Soldat, der Soldat ist der erste Mann im Staat...". Männerbilder in volkstümlichen Soldatenliedern 1855-1875. In: Mohrmann, Ruth Elisabeth, Hinrich Siuts, Volker Rodekamp, Dietmar Sauermann (Hg.): *Volkskunde im Spannungsfeld zwischen Universität und Museum: Festschrift für Hinrich Siuts zum 65. Geburtstag.* Münster u. a., S. 109–123.
- Göttsch, Silke (2007): Archivalische Quellen und die Möglichkeiten ihrer Auswertung. In: dies. (Hg.): *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie.* Berlin, S. 15–32.
- Greverus, Ina-Maria (1972): *Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen.* Frankfurt a. Mn.
- Greverus, Ina-Maria (1979): *Auf der Suche nach Heimat.* München.
- Greverus, Ina-Maria (1983): Die Sehnsucht des Ethnologen nach dem Feld. In: Nixdorf, Heide, Thomas Hauschild (Hg.): *Europäische Ethnologie. Theorie- und Methodendiskussion aus ethnologischer und volkskundlicher Sicht.* Berlin, S. 207–219.

- Greverus, Ina-Maria, Ute Ritschel (2009) (Hg.): *Aesthetics and anthropology. Performing life – performed lives*. Berlin.
- Gyr, Ueli (1988): Touristenkultur und Reisealltag. In: *Zeitschrift für Volkskunde*, 84. Jg., S. 224 - 239.
- Haas, Hippolyt, Hermann Krumm, Fritz Stoltenberg (Hg.) (1896): *Schleswig-Holstein meerumschlungen in Wort und Bild*. Kiel.
- Hagen, Ulrich vom (2014): *Homo militaris. Perspektiven einer kritischen Militärsoziologie*. Bielefeld.
- Hagen, Ulrich vom, Maren Tomforde (2005): *Militärische Organisationskultur*. In: Leonhard, Nina Ines Jaqueline Werkner (Hg.): *Militärsoziologie. Eine Einführung*. Wiesbaden, S. 176–197.
- Hahn, Alois, Hans Achim Schubert, Hans-Jörg Siewert (Hg.) (1979): *Gemeindesoziologie. Eine Einführung*. Stuttgart u. a.
- Hahn, Alois (1994): Die soziale Konstruktion des Fremden. In: Sprondel, Walter M. (Hg.): *Die Objektivität der Ordnung und ihre kommunikative Konstruktion*. Frankfurt a. M., S. 140-163.
- Hahn, Alois (1997): „Partizipative“ Identitäten. In: Münkler, Herfried, Bernd Ladwig (Hg.): *Furcht und Faszination. Facetten der Fremdheit*. Berlin, S. 115–158.
- Hahn, Alois (2000): *Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kultursoziologie*. Berlin.
- Hanisch, Ernst (2005): *Männlichkeiten. Eine andere Geschichte des 20. Jahrhunderts*. Wien.
- Hannemann, Christine (2004): *Marginalisierte Städte. Probleme, Differenzierungen und Chancen ostdeutscher Kleinstädte im Schrumpfungsprozess*. Berlin.
- Hannerz, Ulf (1980): *Exploring the city. Inquiries toward an urban anthropology*. New York.
- Hannerz, Ulf (1995): "Kultur" in einer vernetzten Welt. Zur Revision eines ethnologischen Begriffes. In: Kaschuba, Wolfgang (Hg.): *Kulturen - Identitäten - Diskurse*. Berlin, S. 64–84.
- Hansen, Nils (1993): *Meldorf 1900. Zum Alltags- und Mentalitätswandel in einer westholsteinischen Kleinstadt unter dem Einfluß der Industrialisierung (1869-1914)*. Neumünster.
- Harth, Annette, Ulfert Herlyn, Gitta Scheller, Wulf Tessin (Hg.) (2011): *Stadt als lokaler Lebenszusammenhang. Gemeindestudien als Ansatz in der Stadtsoziologie*. Wiesbaden.
- Hasse, Jürgen (2008): „Stadt“ als schwimmender Terminus. In: Berking, Helmuth Martina Löw (Hg.): *Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung*. Frankfurt a. M., S. 313–334.
- Hauser, Andrea (2007): *Kulturwissenschaftliche Stadtforschung historisch - Zeitsprünge zum Raumbild des Urbanen*. In: Hartmann, Andreas (Hg.): *Historizität. Vom Umgang mit Geschichte. (Hochschultagung "Historizität als Aufgabe und Perspektive" der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 21. - 23. September 2006 in Münster)*. Münster u. a., S. 31–55.

- Heide, Karen, Doris Tillmann, Telse Wolf-Timm (2011): *Probstei. Ländliche Lebenswelt im Blick*. Husum.
- Heil, Peter (1999): *Von der ländlichen Festungsstadt zur bürgerlichen Kleinstadt: Stadtumbau zwischen Deutschland und Frankreich. Landau, Hagenau, Selestat und Belfort zwischen 1871 und 1930*. Stuttgart.
- Heimerdinger, Timo (2005): *Der Seemann*. Köln.
- Heinemann, Winfried (2012): *Kasernennamen und „neue“ Traditionsräume*. In: Birk, Eberhard, Winfried Heinemann, Sven Lange (Hg.): *Tradition für die Bundeswehr. Neue Aspekte einer alten Debatte*. Berlin, S. 163–174.
- Heller, Burgis (2006): *Heimatlieder. Herzenslandschaften, Klischeebilder und geographische Beliebigkeit*. In: Heller, Hartmut (Hg.): *Raum - Heimat - fremde und vertraute Welt. Entwicklungstrends der quantitativen und qualitativen Raumansprüche des Menschen und das Problem der Nachhaltigkeit*. Wien u. a., S. 287–306.
- Hengartner, Thomas (2000): *Die Stadt im Kopf. Wahrnehmung und Aneignung der städtischen Umwelt*. In: Hengartner, Thomas, Waltraud Kokot, Kathrin Wildner (Hg.): *Das Forschungsfeld Stadt in Ethnologie und Volkskunde*. Berlin, S. 87–106.
- Hengartner, Thomas (2005): *Zur Kulturanalyse der Stadtforschung*. In: Binder, Beate, Silke Götsch, Wolfgang Kaschuba, Konrad Vanja (Hg.): *Ort. Arbeit. Körper. Ethnografie Europäischer Modernen; 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Berlin 2003. Münster/ München/ Berlin*, S. 67–80.
- Herlyn, Gerrit (2013): *Systematik oder Intuition. Zur kulturwissenschaftlichen Praxis der Auswertung qualitativer Interviews*. In: Jöhler, Reinhard, Christian Marchetti, Bernhard Tschöfen, Carmen Weith (Hg.): *Kultur_Kultur. Denken. Forschen. Darstellen*. (38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Tübingen vom 21. bis 24. September 2011). Münster u.a., S. 485–491.
- Herrenknecht, Albert (1977): *Provinzleben. Aufsätze über ein politisches Neuland*. Frankfurt/a.M.
- Herrenknecht, Albert (1983): *Heimatlos. Wortmeldungen aus der Provinz*. München.
- Hess, Sabine, Maria Schwertl (2013): *Vom Feld zur Assemblage?* In: Hess, Sabine, Johannes Moser, Maria Schwertl (Hg.): *Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte*. Berlin, S. 13–37.
- Hillebrand, Mark (Hg.) (2006): *Willkürliche Grenzen. Das Werk Pierre Bourdieus in interdisziplinärer Anwendung*. Bielefeld.
- Hirschauer, Stefan, Klaus Amann (1997): *Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie*. Frankfurt a. M.
- Hirschhausen, Ulrike von, Jörn Leonhard (2001): *Nationalismen in Europa. West- und Osteuropa im Vergleich*. Göttingen.
- Hobsbawm, Eric John (1983): *Introduction: Inventing Traditions*. In: ders., Terence Ranger: *The Invention of Tradition*. Cambridge, S. 1-14.
- Hoffmann, Georg (1896): *Das östliche Holstein*. In: Haas, Hippolyt, Hermann Krumm, Fritz Stoltenberg (Hg.): *Schleswig-Holstein meerumschlungen in Wort und Bild*. Kiel, S. 255-277.

- Horn, Elke (2011): Die militärischen Aufbaugenerationen der Bundeswehr. Versuch einer psychohistorischen Problematisierung. In: Hammerich, Helmut R. (Hg.): Militärische Aufbaugenerationen der Bundeswehr 1955 bis 1970. Ausgewählte Biografien. München, S. 439–468.
- Hörning, Karl H. (2001): Experten des Alltags. Die Wiederentdeckung des praktischen Wissens. Weilerswist.
- Höhne, Stefan (2011): Identitätslogische Prämissen des eigenlogischen Denkens und die Multiplikation des Urbanen. In: Kemper, Jan, Anne Vogelpohl (Hg.): Lokalistische Stadtforschung, kulturalisierte Städte. Zur Kritik einer „Eigenlogik der Städte“. Münster, S. 54-72.
- Hugger, Paul (2001): Volkskundliche Gemeinde- und Stadtforschung. In: Brednich Rolf Wilhelm (Hg.): Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der europäischen Ethnologie. Berlin, S. 291–309.
- Huizinga, Johan (1987): Homo ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel. Reinbek bei Hamburg.
- Hüppauf, Bernd (2005): Die Kleinstadt. In: Geisthövel Alexa, Habbo Knoch (Hg.): Orte der Moderne: Erfahrungswelten des 19. und 20. Jahrhunderts. Frankfurt a. M. S. 303–315.
- Hüppauf, Bernd (2007): Heimat - die Wiederkehr eines verpöhten Wortes. Ein Populärmythos im Zeitalter der Globalisierung. In: Gebhard, Gunther, Oliver Geisler, Steffen Schröter (Hg.): Heimat. Konturen und Konjunkturen eines umstrittenen Konzepts. Bielefeld, S. 109–140.
- Imeri, Sabine, Franka Schneider (2013): Historische Ethnografie als reflexiver Forschungsmodus. In: Johler, Reinhard, Christian Marchetti, Bernhard Tschofen, Carmen Weith (Hg.): Kultur_Kultur. Denken. Forschen. Darstellen. (38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Tübingen vom 21. bis 24. September 2011). Münster u. a., S. 213–224.
- Imhoff, Andreas (1996): Landau. Kaiserslautern.
- Ipsen, Detlev (2006): Ort und Landschaft. Wiesbaden.
- Jeggle, Utz (1977): Kiebingen: eine Heimatgeschichte. Zum Prozess der Zivilisation in einem schwäbischen Dorf. Tübingen.
- Jeggle, Utz, Joachim Schlör (1990): Stiefkinder des Fortschritts. "Kennt ihr die deutsche Provinz?". In Nitschke, August, Gerhard A. Ritter, Detlev J. K. Peukert, Rüdiger vom Bruch (Hg.): Jahrhundertwende. Der Aufbruch in die Moderne 1880-1930. Reinbek bei Hamburg, S. 56–74.
- Jeggle, Utz (2001): Volkskunde im 20. Jahrhundert. In: In Brednich, Rolf Wilhelm (Hg.): Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der europäischen Ethnologie. Berlin, S. 53-75.
- Jóo, Klara (1984): Folklorismus in der Reisewerbung. In Berwing, Margit Konrad Köstlin (Hg.): Reisefieber. Regensburg, S. 163–171.
- Kaschuba, Wolfgang (1999): Einführung in die europäische Ethnologie. München.
- Kaschuba, Wolfgang (2007): Ethnische Parallelgesellschaften? Zur kulturellen Konstruktion des Fremden in der europäischen Migration. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 103 (2007), S. 65-85.

Kaschuba, Wolfgang (2013): Urbane Kulturtransfers. Globale Stile, mediale Bühnen, lokale Räume. In: Gantner, Eszter B., Péter Varga (Hg.): Transfer – Interdisziplinär! Akteure, Topographien und Praxen des Wissenstransfers, Frankfurt a. M., S. 211-234.

Katschnig-Fasch, Elisabeth (1998): Möblierter Sinn. Städtische Wohn- und Lebensstile. Wien.

Katschnig-Fasch, Elisabeth (2000): Wohnen und Wohnkultur im Wandel. In: Kokot, Waltraud, Thomas Hengartner, Kathrin Wildner (Hg.): Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Eine Bestandsaufnahme. Berlin, S. 123–138.

Keller-Drescher, Lioba: Die Fragen der Gegenwart und das Material der Vergangenheit. Zur (Re-) Konstruktion von Wissensordnungen. In: Hartmann, Andreas (Hg.): Historizität. Münster u. a., S. 57–69.

Kernic, Franz (2001): Sozialwissenschaften und Militär. Eine kritische Analyse. Wiesbaden.

Ketelsen, Iris (1999): Lütjenburg und seine Umgebung. Dobersdorf.

Kienitz, Sabine (2013): Landauer Pflaster-Geschichte(n). Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf eine Urbane Oberfläche. In *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* LXVII/116 (1+2), S. 177–198.

Kießling, Friedrich, Bernhard Rieger (2011a): Neuorientierung, Tradition und Transformation in der Geschichte der alten Bundesrepublik. In: dies. (Hg.): Mit dem Wandel leben. Neuorientierung und Tradition in der Bundesrepublik der 1950er und 60er Jahre: Wien/Köln/Weimar, S. 7–27.

Klein, Paul, Peter-Michael Kozielski (1998): Das Militär und die Sozialwissenschaften in Deutschland. In: Klein, Paul, Andreas Prüfert (Hg.): Militär und Wissenschaft in Europa – kritische Distanz oder hilfreiche Ergänzung? 25 Jahre Arbeitskreis Militär und Sozialwissenschaften. Baden-Baden, S. 17–33.

Klimm, Erich (2008): Die Anfänge der Sozialdemokratie in Preetz. In: *Jahrbuch für Heimatkunde im Kreis Plön*. 38. Jg. 2008, S. 51-60.

Klusen, Ernst (1969): Volkslied. Fund und Erfindung. Köln.

Knecht, Michi (2010): ">Vor Ort< im Feld"? Zur Kritik und Reakzentuierung des Lokalen als europäisch-ethnologischer Schlüsselkategorie. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* LXIV/113, S. 23–50.

Kock, Otto; Heinrich Pöhls (Hg.) (1953): Heimatbuch des Kreises Plön. Selbstverlag des Kreislehrervereins Plön. Plön.

Kohlmann, Theodor, Hermann Bausinger (Hg.) (1985): Großstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung. 24. Deutscher Volkskunde-Kongress in Berlin vom 26. bis 30. September 1983. = Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde Berlin, Bd. 13. Berlin.

Köstlin, Konrad (1973): Relikte – Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. In: *Kieler Blätter für Volkskunde* 5, S. 135–157.

Köstlin, Konrad (1996): Heimat als Identitätsfabrik. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde*, L./99/3. S. 321-338.

Köstlin, Konrad (1976): Gilden in Schleswig-Holstein. Die Bestimmung des Standes durch Kultur. Göttingen.

- Köstlin, Konrad (2005): Region in europäischen Modernen. In: Binder, Beate, Silke Göttsch, Wolfgang Kaschuba, Konrad Vanja (Hg.): Ort. Arbeit. Körper. Münster u. a., S. 119–126.
- Korff, Gottfried (1986): Rote Fahnen und geballte Faust. In: Petzina, Dietmar (Hg.): Fahnen, Fäuste, Körper. Symbolik und Kultur der Arbeiterbewegung. Essen, S. 27–60.
- Korff, Gottfried (1991): Symbolgeschichte als Sozialgeschichte. In: Warneken Bernd Jürgen (Hg.): Massenmedium Straße. Zur Geschichte der Demonstration. Frankfurt a. M., S. 17–37.
- Korff, Gottfried (2013a): Umgang mit Dingen. In: ders. (Hg.): Simplizität und Sinnfälligkeit. Volkskundliche Studien zu Ritual und Symbol. Tübingen. S. 262-275.
- Korff, Gottfried (2013b): Mentalität und Kommunikation in der Großstadt. In: ders. (Hg.): Simplizität und Sinnfälligkeit. Volkskundliche Studien zu Ritual und Symbol. Tübingen. S. 398-423.
- Kotzebue, August von (1994): Die deutschen Kleinstädter. Ein Lustspiel in vier Akten. Stuttgart.
- Krasny, Elke, Irene Nierhaus (Hg.) (2008): Urbanografien. Stadtforschung in Kunst, Architektur und Theorie. Berlin.
- Kreff, Fernand (2003): Grundkonzepte der Sozial- und Kulturanthropologie in der Globalisierungsdebatte. Berlin.
- Krüger, Paul (1958): Die finanzielle Sicherstellung der durch die Errichtung von Siedlungen, Industriebetrieben und Bundeswehranlagen erforderlich werdenden gemeindlichen Einrichtungen. In: *Die Gemeinde*, Heft Nr. 7, Juli 1958.
- Kümmel, Gerhard (2007): Ein Offizier und Gentleman. Ritterlichkeit im Selbstverständnis des Soldaten und ihre Auswirkungen auf die Geschlechterordnung in der Bundeswehr. In: Nägler, Frank (Hg.): Die Bundeswehr 1955 bis 2005. Rückblenden - Einsichten - Perspektiven [47. Internationale Tagung für Militärgeschichte vom 12. bis 16. September 2005 in Bonn]. München, S. 147–163.
- Küsters, Ivonne (2009): Narrative Interviews: Grundlagen und Anwendungen. Wiesbaden.
- Langreiter, Nikola; Lanzinger, Margareth (2003): Vorgeschichte(n). In: dies. (Hg.): Kontinuität - Wandel. Kulturwissenschaftliche Versuche über ein schwieriges Verhältnis. Wien, S. 7–26.
- Lanzinger, Margareth (2008): Kleinstadtgeschichte(n) zwischen locus und focus. In Berking, Helmuth, Martina Löw (Hg.): Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung. Frankfurt a. M., S. 197–212.
- Lau, Thomas (1988): Normenwandel der deutschen militärischen Elite seit 1918. Frankfurt a. M..
- Lauschke, Karl (1984): Schwarze Fahnen an der Ruhr. Die Politik der IG Bergbau und Energie während der Kohlenkrise 1958-1968. (Schriftenreihe der Studiengesellschaft für Sozialgeschichte und Arbeiterbewegung, Bd. 42). Marburg.
- Lee, Martyn (1997): Relocating Location. Cultural Geography, the Specificity of Place and the City Habitus. In: McGuigan, Jim (Hg.): Cultural methodologies. London, S. 126–141.

- Lehmann, Albrecht (1976): Das Leben in einem Arbeiterdorf. Eine empirische Untersuchung über die Lebensverhältnisse von Arbeitern. Stuttgart.
- Lehmann, Albrecht (1980): Rechtfertigungsgeschichten. In *Fabula* 21 (Jahresband), S. 56–69.
- Lehmann, Albrecht (1982): Militär als Forschungsproblem der Volkskunde. Überlegungen und einige Ergebnisse. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 78. Jahrgang, S. 230–245.
- Lehmann, Albrecht (2007): Bewußtseinsanalyse. In: Göttisch-Elten, Silke (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin, S. 271 - 288.
- Leimgruber, Walter (2013): Entgrenzungen. Kultur - empirisch. In: Jöhler, Reinhard, Christian Marchetti, Bernhard Tschöfen, Carmen Weith (Hg.): Kultur_Kultur. Denken. Forschen. Darstellen. 38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Tübingen vom 21. bis 24. September 2011. Münster/ New York/ München/ Berlin, S. 71–85.
- Leonhard, Jörn (1991): Symbolgeschichte als Sozialgeschichte? Zehn vorläufige Notizen zu den Bild- und Zeichensystemen sozialer Bewegungen in Deutschland. In: Warneken, Bernd Jürgen (Hg.): Massenmedium Straße. Zur Geschichte der Demonstration. Frankfurt a. M., S. 17–36.
- Leonhard, Jörn (2004): Die Nationalisierung des Krieges und der Bellizismus der Nation. Die Diskussion um „Volks“- und „Nationalkrieg“ in Deutschland, Großbritannien und den Vereinigten Staaten seit den 1860er Jahren. In: Jansen, Christian (Hg.): Der Bürger als Soldat. Die Militarisierung europäischer Gesellschaften im langen 19. Jahrhundert. Ein internationaler Vergleich. (Erweiterte und überarbeitete Fassungen von Referaten, die auf der Jahrestagung des Arbeitskreises Historische Friedensforschung am 1. bis 3. November 2002 in den Räumen der Heinrich-Böll-Stiftung in Berlin gehalten wurden). Essen, S. 83–105.
- Libero, Loretana de (2006): Tradition in Zeiten der Transformation. Zum Traditionsverständnis der Bundeswehr im frühen 21. Jahrhundert. Paderborn u.a.
- Lindner, Rolf (1981): Die Angst des Forschers vor dem Feld. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 77, S. 51–66.
- Lindner, Rolf (1997): Perspektiven der Stadtethnologie. In: *Historische Anthropologie. Kultur, Gesellschaft, Alltag*. 5. Jahrgang, S. 319–328.
- Lindner, Rolf (2003): Der Habitus der Stadt – ein kulturgeographischer Versuch. In: *Petermanns Geographische Mitteilungen. Zeitschrift für Geo- und Umweltwissenschaften* (147. Jahrg., Heft 2.), S. 46–53.
- Lindner, Rolf (2004): Walks on the wild side. Eine Geschichte der Stadtforschung. Frankfurt a. M.
- Lindner, Rolf, Johannes Moser (Hg.) (2006): Dresden. Ethnographische Erkundungen einer Residenzstadt (=Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde. Band 16). Leipzig 2006.
- Lindner, Rolf (2007): Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage. Frankfurt a. M.

- Lindner, Rolf (2008): Textur, imaginaire, Habitus - Schlüsselbegriffe der kulturanalytischen Stadtforschung. In: Berking, Helmuth, Martina Löw (Hg.): Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung. Frankfurt a. M. S. 83–94.
- Link, Jürgen (2006): Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. Opladen.
- Lipp, Carola (2013): Perspektiven der historischen Forschung und Probleme der kulturwissenschaftlichen Hermeneutik. In: Hess, Sabine Johannes Moser, Maria Schwertl (Hg.): Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte. Berlin, S. 205–246.
- Logemann, Jan (2006): Einkaufsparadies und „Gute Stube“. Fußgängerzonen in westdeutschen Innenstädten der 1950er bis 1970er Jahre. In: Saldern, Adelheid von (Hg.): Stadt und Kommunikation in bundesrepublikanischen Umbruchszeiten. Wiesbaden, S. 103–122.
- Löw, Martina (2001): Raumsoziologie. Frankfurt a. M.
- Löw, Martina (2008a): Eigenlogische Strukturen. Differenzen zwischen Städten als konzeptuelle Herausforderung. In: Berking, Helmuth, Martina Löw (Hg.): Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung. Frankfurt a. M., S. 33–54.
- Löw, Martina (2008b): Soziologie der Städte. 1. Aufl. Frankfurt a. M.
- Luckmann, Benita (1970): Politik in einer deutschen Kleinstadt. Stuttgart.
- Lüdtke, Alf (1989): Einleitung: Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte. In: ders. (Hg.): Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen. Frankfurt/New York, S. 9–47.
- Lüdtke, Alf (1994): Die Kaserne. In: Haupt, Heinz-Gerhard (Hg.): Orte des Alltags. Miniaturen aus der europäischen Kulturgeschichte. München, S. 227–237.
- „Lütjenburg wurde Garnisonstadt“. In: *Bauwirtschaftliche Informationen* vom 9.6.1962, S. 9 ff.
- Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a. M.
- Maase, Kaspar (2000): „Give peace a chance“. Massenkultur und Mentalitätswandel – Eine Problemskizze. In: Kühne, Thomas (Hg.): Von der Kriegskultur zur Friedenskultur? Zum Mentalitätswandel in Deutschland seit 1945. Münster, S. 262–279.
- Maier, Susanne (2005): Die Provinz in der Hauptstadt. Deutungen des Globalen und Lokalen im Berliner Tourismus. In: Färber, Alexa (Hg.): Hotel Berlin. Formen urbaner Mobilität und Verortung. (Berliner Blätter, Heft 37), Münster u. a. S. 32–43.
- Makropoulos, Michael (2004): Kontingenz. Aspekte einer theoretischen Semantik der Moderne. In: *Archives Européennes de Sociologie* 45 (3), S. 369–399.
- Mank, U. (2011): Zwischen Trauma und Rechtfertigung. Wie sich ehemalige Wehrmachtssoldaten an den Krieg erinnern. Frankfurt a. M./New York.
- Marcus, George E. (1995): Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography. In *Annual Review of Anthropology* 24 (1), S. 95–117.
- Marcuse, Peter (2006): Die Stadt. Begriff und Bedeutung. In: Berking, Helmuth (Hg.): Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen. Frankfurt a. M. S. 202–215.

- Matthiesen, Ulf (2008): Eigenlogiken städtischer Wissenslandschaften. Zur Koevolutionsdynamik von Stadt- und Wissensentwicklungen in urbanen Knowledge Scapes. In: Berking, Helmuth Martina Löw (Hg.): Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung. Frankfurt a. M., S. 95–152.
- Mauss, Marcel (1990): Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. 1. Aufl. Frankfurt a. M.
- McGuigan, Jim (Hg.) (1997): Cultural methodologies. London.
- Metzler, Gabriele (2007): Der lange Weg zur sozialliberalen Politik. Politische Semantik und demokratischer Aufbruch. In: Knoch, Habbo (Hg.): Bürgersinn mit Weltgefühl. Politische Moral und solidarischer Protest in den sechziger und siebziger Jahren: Göttingen, S. 157–180.
- Meumann, Markus (1996): Soldatenfamilien und uneheliche Kinder. Ein soziales Problem im Gefolge stehender Heere. In Kroener, Bernhard R., Ralf Pröve (Hg.): Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit. Paderborn u.a., S. 219–236.
- Meyer, Georg-Maria von (1991): Armee im Umbruch. Soziale Deutungsmuster von Bataillonskommandeuren der Bundeswehr. (Berichte des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr, Heft 56). München.
- Mitscherlich, Alexander (1965): Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden. Frankfurt a. M.
- Moser, Johannes (2006): Distinktion und Repräsentation. Dresden - die „schöne Stadt“. In: Hengartner, Thomas, Johannes Moser (Hg.): Grenzen und Differenzen. Leipzig. S. 103–121.
- Moser, Johannes, Simone Egger (2013): Stadtansichten. Zugänge und Methoden einer urbanen Anthropologie. In: Hess, Sabine, Johannes Moser, Maria Schwertl (Hg.): Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte. Berlin, S. 175–203.
- Müller, Hans-Peter (1992): Sozialstruktur und Lebensstile. Der neuere theoretische Diskurs über soziale Ungleichheit. Frankfurt a. M.
- Musner, Lutz (2009): Der Geschmack von Wien. Kultur und Habitus einer Stadt. Frankfurt a. M.
- Musner, Lutz (2014): Jenseits von Dispositiv und Diskurs. Historische Kulturwissenschaften als Wiederentdeckung des Sozialen. In Kusber, Jan, Mechthild Dreyer, Jörg Rogge, Andreas Hütig (Hg.): Historische Kulturwissenschaften. Positionen, Praktiken und Perspektiven. Bielefeld, S. 67–80.
- Nassehi, Armin (1999): Differenzierungsfolgen. Beiträge zur Soziologie der Moderne. Wiesbaden.
- Nägler, Frank (2010): Der gewollte Soldat und sein Wandel. Personelle Rüstung und Innere Führung in den Aufbaujahren der Bundeswehr 1956 bis 1964/65. München.
- Näser-Lather, Marion (2011): Bundeswehrfamilien. Marburg.
- Nowak, Christiane (2013): Menschen, Märkte, Möglichkeiten. Der Topos Kleinstadt in deutschen Romanen zwischen 1900 und 1933 (Moderne-Studien, Band 13). Bozen.

- Osterhammel, Jürgen (2009): Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts. München.
- Overbeck, Fritz Theodor (1990): Wir fahren nach Itzehoe. In: Paulsen, Gundel (Hg.): Kindheitserinnerungen aus Schleswig-Holstein. Husum, S. 108–112.
- Paulsen, Friedrich (1990): Heimat und Elternhaus. In: Paulsen, Gundel (Hg.): Kindheitserinnerungen aus Schleswig-Holstein. Husum, S. 57–61.
- Pauselius, Peter (1995): Preetz um 1870. In: *Jahrbuch für Heimatkunde im Kreis Plön*. 25. Jg. 1995, S. 133-151.
- Platvoet, Jan (2003): Das Ritual in pluralistischen Gesellschaften. In: Belliger, Andrea, David J. Krieger (Hg.): Ritualtheorien. Wiesbaden, S. 173-190.
- Protte, Katja (2007): „APO in der Bundeswehr?“. Mediale Selbstvermittlung der Streitkräfte durch die Bundeswehr-Filmschau in den späten 60er und frühen 70er Jahren. In Nägler Frank (Hg.): Die Bundeswehr 1955 bis 2005: Rückblenden - Einsichten – Perspektiven. Berlin, S. 231–268.
- Pröve, Ralf (2006): Militär, Staat und Gesellschaft im 19. Jahrhundert. München.
- Pröve, Ralf (2010a): Der Soldat in der ‚guten Bürgerstube‘. Das frühneuzeitliche Einquartierungssystem und die sozioökonomischen Folgen. In: ders. (Hg.): Lebenswelten. Militärische Milieus in der Neuzeit. Berlin, S. 39–68.
- Pröve, Ralf (2010b): Unterwegs auf Kosten der Kriegskasse. Formen des sozialen Kulturtransfers im Europa des 18. Jahrhunderts. In: ders. (Hg.): Lebenswelten. Militärische Milieus in der Neuzeit. Berlin, S. 143–155.
- Pröve, Ralf (2010c): Vom Schmuttelkind zur anerkannten Subdisziplin? Die "neue Militärgeschichte" der Frühen Neuzeit. Perspektiven, Entwicklungen, Probleme. In: ders. (Hg.): Lebenswelten. Militärische Milieus in der Neuzeit. Berlin, S. 105-123.
- Pröve, Ralf (2010d): Zum Verhältnis von Militär und Gesellschaft im Spiegel gewaltsamer Rekrutierungen (1648-1789). In: ders. (Hg.): Lebenswelten. Militärische Milieus in der Neuzeit. Berlin, S. 7–37.
- Pröve, Ralf, Carmen Winkel (2012): Rituale in der frühneuzeitlichen Lebenswelt Militär. In: dies. (Hg.): Übergänge schaffen. Ritual und Performanz in der frühneuzeitlichen Militärgesellschaft. Göttingen, S. 7–24.
- Range, Clemens (2005): Die geduldete Armee. 50 Jahre Bundeswehr. Berlin.
- Ree, Dieteke van der (2000): Hat die Stadt ein Gedächtnis? Bemerkungen zu einer schwierigen Metapher. In Kokot, Waltraud, Thomas Hengartner, Kathrin Wildner (Hg.): Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Eine Bestandsaufnahme. Berlin, S. 167–188.
- Reeb, Hans-Joachim; Többicke, Peter (2014): Lexikon Innere Führung. Regensburg.
- Riehl, Wilhelm Heinrich (1854): Land und Leute. Stuttgart/Tübingen.
- Riis, Thoas (2009): Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins: Leben und Arbeiten in Schleswig-Holstein vor 1800. Kiel.
- Rink, Martin, Marcus von Salisch (2010): Zum Wandel in deutschen Streitkräften von der preußischen Heeresreform bis zur Transformation der Bundeswehr. In: Lutz, Karl-Heinz Martin Rink, Marcus von Salisch (Hg.): Reform, Reorganisation, Transformation. Zum Wandel in deutschen Streitkräften von den preussischen Heeresreformen bis zur Transformation der Bundeswehr. München, S. 1–25.

- Rodenstein, Marianne (2008): Die Eigenart der Städte: Frankfurt und Hamburg im Vergleich. In: Berking, Helmuth, Martina Löw (Hg.): Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung. Frankfurt a. M. S. 261-311.
- Rogg, Matthias (2009): Die Ursprünge: Ritter, Söldner, Soldat. Militärgeschichte bis zur Französischen Revolution 1789. In: Hansen, Ernst Willi, Karl-Volker Neugebauer (Hg.): Grundkurs deutsche Militärgeschichte: Die Zeit bis 1914. Vom Kriegshaufen zum Massenheer. München, S. 1–121.
- Rolshoven, Johanna (2000): Übergänge und Zwischenräume. Eine Phänomenologie von Stadtraum und ‚sozialer Bewegung‘. In: Hengartner, Thomas, Waltraud Kokot, Kathrin Wildner (Hg.): Das Forschungsfeld Stadt in Ethnologie und Volkskunde, S. 107–122.
- Rolshoven, Johanna (2001): Gehen in der Stadt. In Becker, Siegfried (Hg.): Volkskundliche Tableaus. Eine Festschrift für Martin Scharfe zum 65. Geburtstag von Weggefährten, Freunden und Schülern. Münster, S. 11–27.
- Rolshoven, Johanna (2009): Kultur-Bewegungen. Multilokalität als Lebensweise. In *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* LXIII 112 (3), S. 285–303.
- Roth, Joseph (1998): Radetzkymarsch. München.
- Saldern, Adelheid von (2006): Kommunikation in Umbruchzeiten. Die Stadt im Spannungsfeld von Kohärenz und Entgrenzung. In: dies. (Hg.): Stadt und Kommunikation in bundesrepublikanischen Umbruchszeiten. Wiesbaden, S. 11–44.
- Scharloth, Joachim (2011): 1968. Eine Kommunikationsgeschichte. München.
- Schäfers, Bernhard (2006): Stadtsoziologie. Stadtentwicklung und Theorien, Grundlagen und Praxisfelder. Wiesbaden.
- Schamoni, Rocko (2005): Dorfpunks. Reinbek bei Hamburg.
- Scharfe, Martin (1991): Erinnern und Vergessen. Zu einigen Prinzipien der Konstruktion von Kultur. In: Gerndt, Helge, Rolf Wilhelm Brednich, Brigitte Bönisch-Brednich (Hg.): Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989. Göttingen, S. 19–46.
- Scharnweber, Werner (2003): Kreis Plön. Reisebilder. Bremen.
- Scheich, Elvira, Karen Wagels (Hg.) (2011): Körper Raum Transformation. Gender-Dimensionen von Natur und Materie. Münster.
- Schenda, Rudolf (1970): Die Zeitung als Quelle volkskundlicher Forschung. Ein Leitfaden. In: *Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde*, S. 156–168.
- Schilling, Heinz (1995a): Auf der Suche nach Region. Ergebnisse und Trends der quantitativen Befragung. In: ders. (Hg.): Region. Heimaten der individualisierten Gesellschaft. Frankfurt am Main, S. 71–148.
- Schilling, Heinz (1995b): Mental Maps und Landkarten der vertrauten Umgebung. In: ders. (Hg.): Region. Heimaten der individualisierten Gesellschaft. Frankfurt am Main, S. 149–152.
- Schilling, Heinz (2001): Medienforschung. In: Brednich, Rolf Wilhelm (Hg.): Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der europäischen Ethnologie. Berlin, S. 563–585.
- Schilling, Heinz (2003): Kleinbürger. Mentalität und Lebensstil. Frankfurt a. M/New York.

Schmidt, Wolfgang (1998): Regensburg und sein Militär. Skizzen zu einer bayrischen Garnisonsstadt 1810 bis 1914. In: Sicken, Bernhard (Hg.): Stadt und Militär 1815 - 1914. Wirtschaftliche Impulse, infrastrukturelle Beziehungen, sicherheitspolitische Aspekte. Paderborn, S. 359–396.

Schmidt, Wolfgang (2006): Integration und Wandel. Die Infrastruktur der Streitkräfte als Faktor sozioökonomischer Modernisierung in der Bundesrepublik 1955 bis 1975. München.

Schmidt-Lauber, Brigitta (2005): Fragile Räume - Ortsbezogenheit und Mobilität. In Binder, Beate, Silke Göttisch, Wolfgang Kaschuba, Konrad Vanja (Hg.): Ort. Arbeit. Körper. Ethnografie Europäischer Modernen; 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Berlin 2003. Münster/München/ Berlin S. 213–214.

Schmidt-Lauber, Brigitta (2007): Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens. In Göttisch-Elten, Silke (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. 2., überarb. und erw. Aufl. Berlin, S. 169–188.

Schmidt-Lauber, Brigitta (2009a): Fokus Mittelstadt. Zugänge und Merkmale. In: dies., Astrid Baerwolf (Hg.): Fokus Mittelstadt. Urbanes Leben in Göttingen - ein Studienprojekt. Göttingen, S. 9–32.

Schmidt-Lauber, Brigitta (2009b): Orte von Dauer. Der Feldforschungsbegriff der Europäischen Ethnologie in der Kritik. In Windmüller, Sonja, Beate Binder, Thomas Hengartner (Hg.): Kultur-Forschung. Zum Profil einer volkskundlichen Kulturwissenschaft. Münster, S. 237–259.

Schmidt-Lauber, Brigitta (2013): Ethnographie der Sponson an der Universität Wien. Deutungsangebote zu einem akademischen Ritual der Macht. In: Schmidt-Lauber, Brigitta, Klara Löffler, Ana Rogojanu, Jens Wietschorke (Hg.): Wiener Urbanitäten. Kulturwissenschaftliche Ansichten einer Stadt. Wien, S. 151–184.

Schnepel, Burghard, Felix Girke, Eva-Maria Knoll (Hg.) (2013): Kultur all inclusive. Identität, Tradition und Kulturerbe im Zeitalter des Massentourismus. Bielefeld.

Scholze-Irrlitz, Leonore (2005): Das „Ökodorf Winleben“. Kulturelle Aspekte des Mensch-Umwelt-Verhältnisses im Transformationsprozess einer ostdeutschen Gemeinde. Ethnologische Perspektiven auf den Konflikt um nachhaltige Produktionsweisen. In: Binder, Beate u.a. (Hg.): Ort Arbeit Körper. Ethnografie Europäischer Modernen. New York u.a., 215-224.

Schröder, Johannes von (1841): Topographie des Herzogthums Holstein, des Fürstenthums Lübeck und der Freien Hanse-Städte Hamburg und Lübeck. Oldenburg i. H.

Schulze, Gerhard (2003): Die beste aller Welten. Wohin bewegt sich die Gesellschaft im 21. Jahrhundert? München.

Schütz, Alfred, Thomas Luckmann (1975): Strukturen der Lebenswelt. Neuwied.

Schwanhäüßer, Anja (2010): Kosmonauten des Underground. Ethnografie einer Berliner Szene. Frankfurt a. M./New York.

Schwell, Alexandra, Jens Wietschorke (Hg.) (2012): Orts-Erkundungen. Der Stadt auf der Spur. (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Band 34). Wien.

- Seifert, Claudia (2006): Aus Kindern werden Leute, aus Mädchen werden Bräute. Die 50er und 60er Jahre. München.
- Seifert, Ruth (1996): Militär, Kultur, Identität. Individualisierung, Geschlechterverhältnisse und die soziale Konstruktion des Soldaten. Bremen.
- Sellin, Volker (1988): Nationalbewusstsein und Partikularismus in Deutschland im 19. Jahrhundert. In: Assmann, Jan Tonio Hölscher (Hg.): Kultur und Gedächtnis. Frankfurt a. M., S. 241–264.
- Sicken, Bernhard (1998): Vorwort. In: ders. (Hg.): Stadt und Militär 1815 - 1914. Wirtschaftliche Impulse, infrastrukturelle Beziehungen, sicherheitspolitische Aspekte. Paderborn, S. 1–9.
- Sicken, Bernhard (2008): Festungsstädte im 19. Jahrhundert im Königreich Preußen und im Kaiserreich. Militärische Ansprüche an den Stadtraum im Wandel und in der Kritik. In: Johaneck, Peter (Hg.): Die Stadt und ihr Rand. Köln, S. 191–212.
- Siegfried, Detlef (2006a): Time is on my side. Konsum und Politik in der westdeutschen Jugendkultur der 60er Jahre. Göttingen.
- Siegfried, Detlef (2006b): Urbane Revolten, befreite Zonen. Über die Wiederbelebung der Stadt und die Neuaneignung der Provinz durch die "Gegenkultur" der 1970er Jahre. In: Saldern, Adelheid von (Hg.): Stadt und Kommunikation in bundesrepublikanischen Umbruchszeiten. Wiesbaden, S. 351–366.
- Sievers, Kai Detlev (2007): Kraftwiedergeburt des Volkes. Joachim Kurd Niedlich und der völkische Heimatschutz. Würzburg.
- Simmel, Georg (1903): Die Großstädte und das Geistesleben. (Die Großstadt. Vorträge und Aufsätze zur Städteausstellung). In: Petermann, Theodor (Hg.): Jahrbuch der Gehe-Stiftung Dresden, Band 9, Dresden, S. 185-206.
- Simmel, Georg (1908): Exkurs über den Fremden. In: ders.: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Berlin, S. 509-512.
- Simon, Michael (2001): Rezension zu Bimmer, Andreas C. (Hg.) (2001): Das Militärische im Volksleben. Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, Marburg. Rezensiert in den *Informationen Volkskunde in Rheinland-Pfalz*, Heft 16/2 2001, Seite 79-81.
- Sloterdijk, Peter (2007): Museum - Schule des Befremdens. In: ders.: Der ästhetische Imperativ. Hamburg, S. 354-370.
- Soeffner, Hans-Georg (1992): Rituale des Antiritualismus – Materialien für Außeralltägliches. In: ders. (Hg.): Die Ordnung der Rituale: Die Auslegung des Alltags. Frankfurt a. M., S. 102-130.
- Sonkajärvi, Hanna (2008): Die unerwünschten Fremden. Ehemalige Söldner in Straßburg in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Asche, Matthias (Hg.): Krieg, Militär und Migration in der Frühen Neuzeit. Berlin u. a., S. 105–116.
- Sombart, Werner (1906): Das Proletariat. Bilder und Studien. In: Die Gesellschaft. Sammlung sozialpsychologischer Monographien, Bd. 1. Frankfurt a. M.
- Sombart, Werner (1907): Der Begriff der Stadt und das Wesen der Städtebildung. In: Archiv für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik 25, S. 1–9.

Spivak, Gayatri (1985): The Rani of Samur. In: Barker, Francis et al (Hg.): Europe and Its Others. Colchester, S. 128–151.

Spurensuche XIV. Die Häuser rund um den Lütjenburger Markt. Lütjenburger Bürgerinnen und Bürger dokumentieren Stadtgeschichte. (1996) Ein Projekt der Kreisvolkshochschule Plön in Zusammenarbeit mit Bürgerinnen und Bürgern aus Lütjenburg und mit der Volkshochschule Lütjenburg. Plön.

Stagl, Justin (1997): Grade der Fremdheit. In: Münkler, Herfried, Bernd Ladwig (Hg.): Furcht und Faszination. Facetten der Fremdheit. Berlin, S. 85–114.

Stein, Gerd (Hg.) (1985): Philister, Kleinbürger, Spießer. Normalität und Selbstbehauptung. Frankfurt a. M.

Stemmler, Gunter (2002): Die Amtskette des Bürgermeisters. Ihre Geschichte sowie ihre historische Einordnung in Deutschland. Bern u. a.

Stenger, Horst (1998): Soziale und kulturelle Fremdheit. Zur Differenzierung von Fremdheitserfahrungen am Beispiel ostdeutscher Wissenschaftler. In *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 27, Heft 1, Februar 1988, S. 18-38.

Stewig, Reinhard (1987): Zur Konzeption von (Klein-) Stadt Untersuchungen. In: ders. (Hg.): Untersuchungen über die Kleinstadt in Schleswig-Holstein. Kiel, S. 1-19.

Stollberg-Rilinger, Barbara (2013): Rituale. Frankfurt a. M..

Storm, Theodor (1978): Sämtliche Werke in vier Bänden. Band 1. Berlin/Weimar.

Strauss, Anselm L. (1991): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München.

Strübing, Jörg (2004): Grounded theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung. Wiesbaden.

Strübing, Jörg (2013): Qualitative Sozialforschung. München.

Suttles, Gerald D. (1984): The Cumulative Texture of Local Urban Culture. In *American Journal of Sociology* 90 (2), S. 283–304.

Szczepaniak, Monika (2011): Militärische Männlichkeiten in Deutschland und Österreich im Umfeld des Großen Krieges. Konstruktionen und Dekonstruktionen. Würzburg.

Tambiah, Stanley J. (2003): Eine performative Theorie des Rituals. In: Belliger, Andrea, David J. Krieger (Hg.): Ritualtheorien. Wiesbaden, S. 227-250.

Tauschek, Markus (2005): Zur Relevanz des Begriffs Heimat in einer mobilen Gesellschaft. In: *Kieler Blätter für Volkskunde* 2005, Jg. 37, S. 63–85.

Tauschek, Markus (2007): „Plus oultre“ – Welterbe und kein Ende? Zum Beispiel Binche. In: Hemme, Dorothee, Markus Tauschek, Regina Bendix (Hg): Prädikat „Heritage“. Wertschöpfungen aus kulturellen Ressourcen. Berlin, S. 197- 224.

Tauschek, Markus (2010): Wertschöpfung aus Tradition. Der Karneval von Binche und die Konstituierung kulturellen Erbes. Berlin.

Tekampe, Ludger (1997): Zeichen und Symbole auf Fahnen von Handwerkern und Arbeitern. In: Brednich, Rolf Wilhelm, Heinz Schmitt (Hg.): Symbole. Zur Bedeutung der Zeichen in der Kultur. 30. Deutscher Volkskundekongreß in Karlsruhe vom 25. bis 29. September 1995. Münster, S. 240–244.

- Tönnies, Ferdinand (2005): *Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie.* Darmstadt.
- Tucholsky, Kurt (1975): *Gesammelte Werke in 10 Bänden.* Hrsg. von Mary Gerold-Tucholsky und Fritz J. Raddatz. Reinbek bei Hamburg .
- Turner, Victor (1964): *Betwixt and Between: The Liminal Period in Rites de Passage.* In: Spiro, Melford E. (Hg.): *Symposium on New Approaches to the Study of Religion.* Seattle, S. 4-20.
- Unterseher, Lutz (2011): *Uniformierung. Ein Tableau von Bedeutungen.* In: Wiggerich, Sandro Steven Kensy (Hg.): *Staat, Macht, Uniform. Uniformen als Zeichen staatlicher Macht im Wandel?* Stuttgart, S. 17–24.
- Uzulis, André (2005): *Die Bundeswehr. Eine politische Geschichte von 1955 bis heute.* Hamburg.
- Voges, Friedrich Wilhelm (1975): *Stadt Lütjenburg 1955-1975.* In: Witt, Hermann: *700 Jahre Stadt Lütjenburg.* Plön., S. 197-200.
- Vogt, Wolfgang R. (1986): *Gegenkulturelle Tendenzen im Militär? Zur Re-Kultivierung der 'Sui-generis'-Ideologie in den Streitkräften.* In: ders. (Hg.): *Militär als Gegenkultur.* Opladen, S. 11–34.
- Volk, Arthur (1953): *Lütjenburg.* In: Kock, Otto, Heinrich Pöhls (Hg.): *Heimatbuch des Kreises Plön.* Selbstverlag des Kreislehrervereins Plön, S. 472–481.
- Vuletic, Aleksandar-Sasa (2011): *Vom Sanitätssoldaten zum Gebirgspionier. Ein „ungedienter Freiwilliger“ in der Bundeswehr.* In: Hammerich, Helmut R. (Hg.): *Militärische Aufbaugenerationen der Bundeswehr 1955 bis 1970. Ausgewählte Biografien.* München, S. 25–42.
- Wachtler, Günther (Hg.) (1983): *Militär, Krieg, Gesellschaft. Texte zur Militärsoziologie.* Frankfurt a. M./ New York.
- Waldenfels, Bernhard (1997): *Topographie des Fremden.* Frankfurt a. M.
- Walker, Mack (1971): *German Home Towns. Community, State, and General Estate 1648-1871.* Ithaca.
- Warnke, Rudolf (1970): *Der Offizier im Truppendienst. Eine Einführung in die Untersuchungsreihe „Der Offizier der Bundeswehr“.* Hgg. vom Bundesminister der Verteidigung, Führungsstab der Streitkräfte I/4. Bonn-Beuel.
- Warnke, Rudolf (1971): *Der Offizier der Bundeswehr (II). Berufsbild und Motivation.* Bonn-Beuel.
- Warnke, Rudolf, Helmut Mosmann (1973): *Der Wehrpflichtige 1972.* Bonn-Beuel.
- Weber, Max (1920): *Die Stadt. Eine soziologische Untersuchung.* *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* 47, S. 621-772.
- Weber, Max (1972): *Wirtschaft und Gesellschaft.* Tübingen.
- Weber-Kellermann, Ingeborg (1987): *Landleben im 19. Jahrhundert.* München.
- Weissmann, Karlheinz (1991): *Schwarze Fahnen, Runenzeichen. Die Entwicklung der politischen Symbolik der deutschen Rechten zwischen 1890 und 1945.* Düsseldorf.
- Welz, Gisela (1998): *Moving Targets. Feldforschung unter Mobilitätsdruck.* In: *Zeitschrift für Volkskunde.* Jg.94 (1998), H. 2, S. 177-194.

- Welz, Gisela (1991): *Street life. Alltag in einem New Yorker Slum.* Frankfurt a. M..
- Welz, Gisela (2013): Die Pragmatik ethnografischer Temporalisierung. Neue Formen der Zeitorganisation in der Feldforschung. In: Hess, Sabine, Johannes Moser, Maria Schwertl (Hg.): *Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte.* Berlin, S. 39-54.
- White, Hayden (1986): *Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Topologie des historischen Diskurses.* Stuttgart.
- White, Hayden (1991): *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa.* Frankfurt a. M.
- Wiedemann, Peter (2012): Gegenstandsnahe Theoriebildung. In: Flick, Uwe (Hg.): *Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen, 3. Aufl.,* Weinheim, S 440-445.
- Wiese, Luise (1995): *Mit Gottvertrauen, Hörrohr und Glück. Erzählungen einer Landhebamme aus den 50er und 60er Jahren.* Oldenburg.
- Wietschorke, Jens (2013): Die kulturelle Oberfläche und die Tiefen des Sozialen? Ein Sondierungsversuch. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* LXVII/116 (1+2), S. 21–35.
- Wimmer, Markus, Carsten Müller (1995): Fremd in Gelnhausen. In: Schilling, Heinz (Hg.): *Region. Heimaten der individualisierten Gesellschaft.* Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie (Kulturanthropologie-Notizen, Bd. 50), Frankfurt a. M., S. 469–510.
- Windmüller, Sonja (2001): Volksparaden. Kulturwissenschaftliche Annäherung an das Militärische im Festumzug. In: Bimmer Andreas C. (Hg.): *Das Militärische im Volksleben.* (Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, 36) Marburg, S. 11–38.
- Winkel, Carmen (2012): Eid, Uniform und Wachdienst: Initiationsrituale im frühneuzeitlichen Offizierskorps. In: Pröve, Ralf, Carmen Winkel (Hg.): *Übergänge schaffen. Ritual und Performanz in der frühneuzeitlichen Militärgesellschaft.* Göttingen, S. 25–44.
- Wirth, Louis (1938): Urbanism as a Way of Life. *The American Journal of Sociology* 44 (1), S. 1-24.
- Witt, Hermann (1975): *700 Jahre Stadt Lütjenburg.* Plön.
- Witt, Knut H. (1964): *Der Strukturwandel in Lütjenburg und seinem Nachbarschaftsgebiet.* Sonderheft der Hamburger Geographischen Studien. Plön.
- Wohlfarth, Jürgen: Die Neuen Klein-Städte – Der aktuelle Wandel vom Provinz-Ort zur Regio-City. In: *PRO REGIO*, Heft 9/1991.
- Wulf, Christoph (2001): *Das Soziale als Ritual. Zur performativen Bildung von Gemeinschaften.* Opladen.
- Wulf, Christoph (2004): Ritual, Macht und Performanz. Die Inauguration des amerikanischen Präsidenten. In: ders., Jörg Zirfas (Hg.): *Die Kultur des Rituals. Inszenierungen, Praktiken, Symbole.* München, S. 49–61.
- Wulf, Christoph (2007a): Blut, Ritual und Imagination. In: ders., Braun, Christina von (Hg.): *Mythen des Blutes.* Frankfurt a. M., S. 16–30.

- Wulf, Christoph (2007b): Die Erzeugung des Sozialen in Ritualen. In: Michaels, Axel, Gerd Althoff (Hg.): Die neue Kraft der Rituale. Heidelberg, S. 179–200.
- Ziegler, Rolf (1968): Einige Ansatzpunkte der Militärsoziologie und ihr Beitrag zur soziologischen Theorie. In: König, René (Hg.): Beiträge zur Militärsoziologie. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. (Sonderheft 12) Köln/Opladen, S. 13–37.
- Zillmann, Sigurd (2008): Geschichte der Stadt Lütjenburg 1945 - 1978. Eutin.
- Zimmermann, Clemens (1999): Die kleinen Städte auf dem Weg in die Moderne. In: *Informationen zur modernen Stadtgeschichte* 2/1999, Themenschwerpunkt: Kleine Städte.
- Zimmermann, Clemens (2003): Die Kleinstadt in der Moderne. In: ders. (Hg.): Kleinstadt in der Moderne. (Arbeitstagung in Mühlacker vom 15. bis 17. November 2002, Südwestdeutscher Arbeitskreis für Stadtgeschichtsforschung). Ostfildern, S. 9–27.
- Zimmermann, Clemens (Hg.) (2006): Zentralität und Raumgefüge der Großstädte im 20. Jahrhundert. Stuttgart.
- Zimmermann, Harm-Peer (2001): Wie mit Vereinsfahnen Politik gemacht wurde. Preußische Zustände 1871 bis 1914. In: Bimmer Andreas C. (Hg.): Das Militärische im Volksleben. (Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, 36) Marburg, S. 67–81.
- Zimmermann, Karsten (2008): Eigenlogik der Städte. Eine politikwissenschaftliche Sicht. In: Berking, Helmuth Martina Löw (Hg.): Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung. Frankfurt a. M., S. 207–230.
- Zinn-Thomas, Sabine (2003): Herausforderung Fremdheit. Zwischen Abweisung und Aneignung. In: Göttisch-Elten, Silke, Köhle-Hezinger, Christel (Hg.): Komplexe Welt. Münster, S. 159–166.
- Zinn-Thomas, Sabine (2010): Fremde vor Ort. Selbstbild und regionale Identität in Integrationsprozessen. Eine Studie im Hunsrück. Bielefeld.

Lebenslauf

Name: Maren Christine Mecke-Matthiesen, geb. Matthiesen

Geboren am 25.06.1949 in Bordesholm

Staatsangehörigkeit: Deutsch

2/2013-2/2016 Dissertation im Fach Europ. Ethnologie/Volkskunde an der CAU Kiel

2010-2012 Studium an der CAU Kiel im Zweifach-Masterstudiengang
Europ. Ethnologie/Volkskunde und Skandinavistik

2007- 2010 Studium an der CAU Kiel im Zweifach-Bachelorstudiengang
Europ. Ethnologie/Volkskunde und Skandinavistik

1987- 2007 Berufstätigkeit als Diplom-Sozialpädagogin
bei der Kreisverwaltung Plön

1983 Diplom als Sozialpädagogin

1980 – 1983 Studium an der Fachhochschule für Sozialwesen Kiel

1968 – 1980 Berufstätigkeit in verschiedenen Einrichtungen

1968 Abschluss als Kindergärtnerin an der Städtischen
Bildungsanstalt für Frauenberufe in Kiel

1966 Mittlere Reife an der Hans-Brüggemann-Realschule Bordesholm